Culturbilder aus Altpreußen

von

Alexander Horn.

Am würdigen Alten
In Treue zu halten,
Am kräftigen Neuen
Sich stärken und freuen
Wird Niemand gereuen!

Leipzig,
Verlag von Carl Reißner.
1886.

Vorwort.

Zunächst einige Worte über Vorgänger und Plan der nachfolgenden culturhistorischen Versuche.

Die älteren Chroniken Preußens leiden an einer Trockenheit und Geschmacklosigkeit, welche die Lectüre derselben verleidet und die Culturgeschichte nicht aufkommen ließ.

Als Simon Grunau, der nicht eigentlicher politischer Historiker sein, sondern Culturgeschichte schreiben wollte, diese 1526 begann, fühlte er, daß hauptsächlich gegen diese Trockenheit gekämpft werden müsse. Für wen wird denn Geschichte geschrieben? Doch nicht für die wenigen Gelehrten, die ihr Studium zum Lebensberufe machen, sondern für die ganze lebende gebildete Mitwelt und besonders für die Nachwelt, welche beide aus wahren und treuen Schilderungen vergangener Zeiten und Menschen lernen sollen. Es schleicht die Zeit im Dunkeln, sie soll uns rüstig finden! Das ist das Motiv jeder, auch der Cultur-Geschichte. Aus Bewunderung oder Abscheu und Erkenntniß des Ursprungs der Dinge schöpfen wir Kraft und Erhebung; Muth und Kraft soll die ganze Mitwelt aus ihr gewinnen.

Wer uns das bringt, verdient Anerkennung und diese hat Simon Grunau bei seinen Zeitgenossen in vollem Maße gefunden. Wenn auch die Disposition seiner Chronik unregelmäßig erscheint, so schreibt er doch offen nach Ueberzeugung, drastisch und lebhaft.

Sympathie und Antipathie sind aus jeder seiner Zeilen herauszufühlen; jedem Ereigniß sucht er die interessante Seite abzugewinnen. Die Trockenheit würzte er mit allerlei Schwänken. Die politische Geschichte, deren Inhalt zwar in der Erinnerung lebte, aber dem größeren Publicum damals schon dunkel war, konnte er nicht entbehren und fügte sie in seiner Art aus Noth bei, was wir heute bei erweiterter Kenntniß des Stoffes durch die Bl. 237 beigefügte Tabelle zu erreichen hoffen. Zu tadeln ist an ihm, daß er wie alle damaligen Historiker, wo ihn der sichere Boden der Geschichte verläßt, seine Phantasie spielen ließ und statt Wahrheit Märchen auftischte. Als Voigt ihn wegen dieses Fehlers in den Bann that, schüttete er das Kind mit dem Bade aus. —

Für die Urgeschichte, die mit Sicherheit nur aus der Sprachforschung entnommen werden kann, mußte ich wie Grunau die allgemeine Geschichte ergänzen.

Nach ihm machte sich der Pfarrer Hennenberger 1595, etwa zwei Menschenalter später an die Culturgeschichte heran und hat mit Staatshilfe sieben Jahre das Land durchstrichen. Seine Hauptkraft widmete er der Geographie, die zu seiner Zeit im Argen lag. Er lieferte die erste Landkarte und dazu einen Folianten Beschreibung. Wir würden fürchten, den Leser zu beleidigen, wenn wir eine Karte Preußens beifügten; jeder kennt sie und in der aus vielen Blättern bestehenden Karte des preußischen Generalstabes, die in jeder Buchhandlung zu finden ist, besitzen wir eine so sorgfältige Specialkarte, daß nichts zu wünschen übrig bleibt. Indem Hennenberger Grunau's beliebte Schwänke fast zu zahlreich seiner Beschreibung beifügte, verfiel er doch auf der andern Seite wieder der Monotonie, indem er den Stoff alphabetisch und jeden Ort wieder nach einem historischen Schema (Gründungsgeschichte, großer Krieg, Pfaffenkrieg u. s. w.) behandelte, wodurch er die lederne Trocken-

heit, die er mittelst der Geschichten zu bannen suchte, durch die andere Thür wieder hereinbrachte.

Etwa hundert Jahre später (1684) schrieb Hartknoch sein altes und neues Preußen, welches noch am meisten in Händen ist. Dieser ging schon systematischer zu Werke. Er theilt den Stoff in Urgeschichte, Sprachforschung, Hochmeistergeschichte, Rechts- und Kirchengeschichte, letztere besonders behandelnd und wenngleich auch er die Grunau'schen Schwänke nicht entbehren kann, so finden sie sich auch schon viel seltener. Aber auch er ist veraltet.

Sowohl Hennenberger als Hartknoch haben den gemeinschaftlichen Fehler, daß sie ihre Gelehrsamkeit fast nur aus Büchern schöpfen und es an einer Wiedergabe eigener Beobachtungen, die doch der Erstere so reichlich machen mußte, fehlen lassen. Zu ihren Zeiten lebten noch viele alte Preußen und die Nachwelt wäre ihnen für directe Beschreibungen der Sitten und des Lebens derselben sehr dankbar gewesen. Das ist uns für immer verloren gegangen. Selbst an Naturschilderungen fehlt es, nur das Insterburger Amt schildert Hennenberger ausführlicher und mit einer gewissen Vorliebe. Alle übrigen Landestheile werden nach Chroniken abgefertigt. Beide suchen das, was sie an Beschreibungen fehlen lassen, durch Zeichnung zu ersetzen und so mangelhaft ihre Contrafacturen auch ausgeführt sein mögen, so gewähren sie doch Anschauungen und erhalten diese aller Zukunft, weshalb ihre Bilder gerade der werthvollste Theil ihrer Werke sind.

In unserer Zeit bieten Photographie und Holzschneidekunst ganz vorzügliche Mittel, gute Anschauungen aus der Gegenwart der Zukunft zu übermitteln und die westpreußische Provinzial-Commission hat in den 3 erschienenen Heften der „Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Westpreußen" damit einen guten Anfang gemacht. Die Holzschnitte von P. Meurer, welche für Pläne

Dorfkirchen und andere einfachere Abbildungen Verwendung fanden, sind ohne Ausnahme vorzüglich gerathen. Ebenso sind die von Kuhn, Danzig gelieferten und von W. Hoffmann in Dresden in Lichtdruck wiedergegebenen Photographien, namentlich diejenigen der Altäre und Chorstühle in Oliva und Pelplin, besonders aber das Orgelbild aus Praust wohlgelungen.

Derartige Arbeiten lassen sich jedoch nur mit öffentlicher Unterstützung herstellen. Wie sollte ein Privatmann, wie ich, der ich zehn Jahre lang in meinen freien Sonntagen in der Provinz herumgestrichen bin, in der Lage sein, so werthvolle Kunstdenkmäler aus eigenen Mitteln zu schaffen! Ich muß mich mit der Beschreibung begnügen.

Mein Zweck ist, die Culturentwicklung Altpreußens mit Ausschluß der eigentlichen politischen Geschichte allen Gebildeten zugänglicher zu machen, damit sie auch in größeren Kreisen besser wie bisher gewürdigt und als beachtenswerther Zweig der allgemeinen Culturgeschichte dieser eingereiht wird. Es ist mir nicht bekannt geworden, ob und wo für andere Theile Deutschlands ähnliche Uebersichten erschienen sind, doch wären sie wünschenswerth. Daneben soll die Arbeit jüngeren Freunden der vaterländischen Geschichte ein Führer durch die reiche Literatur derselben werden, sie zu weiteren Studien anregen und allen Freunden des Vaterlandes theilweise Vergessenes wieder in Erinnerung bringen.

Die Literatur hat sich in den letzten drei Decennien, durch die allgemein anerkannte Thätigkeit von Töppen, Strehlke und Hirsch ganz anders gestaltet und geordnet. Die von denselben herausgegebenen 5 Bände Scriptores rerum Prussicarum eröffnen die Quellen aller Welt und die Anmerkungen dazu, welche fast mehr bedeuten, beleben dieselben. Daneben hat sich in einzelnen Monographien und in den Provinzialblättern, Neuen Provinzial-

blättern in mehreren Folgen und in der Altpreußischen Monatsschrift das Material so sehr angesammelt, daß es fast nichts zu wünschen übrig läßt, als eine gewisse Uebersichtlichkeit. Fast hundert starke Bände voll zerstreuter Aufsätze, Kritiken und Sammlungen zeigen von dem Eifer der letzten drei Jahrzehnte. Aber alles läuft darin durcheinander, und von vielem Gerölle werden edlere Steine bedeckt. Diese hervorzusuchen und allgemeiner bekannt zu machen, war meine Aufgabe.

Der Plan ging dahin, nach Landschaften und darin nach der Zeit geordnet den Gang der Cultur zu schildern. Anfang, Mitte und Schluß sind allgemeiner Natur. Die Form der Schilderung wechselt ab mit Reisebildern alter und neuer Zeit und Biographien. Baugeschichte und alle Theile der Kunst sind mit Vorliebe behandelt. Auch die Sprachforschung die ich in dem Versuche „Ein Blick in die Vergangenheit Mehlaukens", 1873 in der Altpreußischen Monatsschrift, wenn ich nicht irre zum ersten Mal für unsere Geschichte praktisch verwerthet habe, bin ich bemüht gewesen, fortzuentwickeln, wobei ich nur bedaure, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, selbst litthauisch und polnisch sprechen zu lernen und der Oberlehrer Hoppe in Gumbinnen, der jenen Versuch freundlich anerkannte, jetzt nicht mehr unter den Lebenden weilt. So viel ich konnte, sind Nesselmann's und Neumann's bezügliche werthvolle Arbeiten benutzt.

Bei einer Revue über die Culturgeschichte unseres Ländchens durch sechs Jahrhunderte kann jedem der Zweige derselben nur ein geringes Maß zu Theil werden. Vollständigkeit darf jeder derselben nicht hier, sondern nur in Monographien erwarten und in diesen ist daher sedes materiae zu suchen. Pisanski's literarische Arbeiten und August Hagen's Geschichte des Theaters in Preußen sind in dieser Beziehung Musterarbeiten. Wenn ich auch jeden

Zweig der Cultur bedacht zu haben glaube, so kann ich doch nicht behaupten, daß doch nicht ab und zu eine werthvolle Arbeit mir entgangen ist. Man wolle dies durch den Mangel eines brauchbaren Registers unserer Provinzialschriften und den Umfang des Stoffes entschuldigen und deswegen nicht glauben, daß ich es reprobire. Manches, das nur durch Monographien angemessen behandelt werden kann, habe ich absichtlich ausgeschlossen. Dazu gehört die Rechtsgeschichte, die Verwaltungsgeschichte, die Geschichte des Steuerwesens und des Heereswesens.

Selbstverständlich ist ein Einzelner nicht im Stande, alles dieses aus eigenen Quellenstudien zusammenzubringen. Wo ich dieses nicht vermochte, habe ich die mir bekannten werthvollsten Studien Dritter aus den bezeichneten umfangreichen Zeitschriften benutzt, zuweilen, um nicht den Sinn zu verändern im genauen Anschluß an den Autor, der an jeder betreffenden Stelle benannt und citirt ist. Dies soll nicht das Nachlesen entbehrlich machen, sondern gerade dazu anregen, damit solche werthvolle Studien nicht der Vergessenheit verfallen.

Es kann nicht fehlen, daß bei dieser veränderten Lage ein erster Versuch unserer Culturgeschichte noch mancherlei Schwächen und Mängel trägt. „Gar viel ist zu vollbringen, gar vieles muß mißlingen“. Sollte ich diesen oder jenen noch lebenden Vor- oder Mitstreiter nicht in das ihm gebührende Licht gestellt haben, so geschah es ohne Absichtlichkeit, doch vermochte ich nicht alles dem Ganzen einzufügen. So bedaure ich, daß ich wenig Lohmeier's Schriften zu verwenden vermochte und Rogge's werthvolle Arbeiten über Balga und Heiligenbeil erst zu spät kennen gelernt habe und da die von ihm geschilderten Gegenden an Bedeutung gegen andere zurückstehen, nicht in der Lage war, sie einzufügen. Ebenso bedaure ich nicht in der Lage gewesen zu sein, die zahlreichen Vor-

arbeiten für die Geschichte des Ermlandes, den Codex Warmiensis u. a. zu benutzen, weil sie mir hier nicht zugänglich waren.

Den Herren Herausgebern der Altpreußischen Monatsschrift, von denen der eine mich durch seine Andeutungen beim Fundamentbau, der andere durch Bücher, insbesondere für Kant's Leben wohlwollend unterstützten und dem Herrn Vorsitzenden des Comités zu Tilsit für das Denkmal Max von Schenkendorf's, der mir das Material zu dessen Lebensskizze gütigst zur Verfügung stellte, fühle ich mich verbunden, hiermit verbindlichst zu danken.

Insterburg, im April 1886. H.

Abkürzungen der citirten Titel.

C. D. P. = Codex diplomaticus prussicus, ed Joh. Voigt, Königsberg, 1836—61, 6 Bände.

Scriptores = Scriptores rerum Prussicarum, herausgegeben von Dr. Töppen, Strehlke und Hirsch. 5 Bände.

Simon Grunau = Simon Grunau's Preußische Chronik, im Auftrage des Vereins für die Geschichte der Provinz Preußen, herausgegeben v. Dr. M. Perlbach, Bd. I, Leipzig 1875 (der zweite Band ist noch nicht vollständig erschienen und nicht benutzt).

Erl. Pr. = Erläutertes Preußen oder auserlesene Anmerkungen über verschiedene Dinge. Königsberg, 1724 ff., 5 Bände.

Beitr. z. K. Pr. = Beiträge zur Kunde Preußens, Königsberg, 1818 ff., 7 Bände.

Hennenberger = Erklärung der preußischen größeren Landtafel oder Mappen, zusammengetragen durch Casper Hennenberger, Fürstl. Hospit. Königsberg-Libenicht'schen Pfarrherrn, Königsberg 1595. 1 Band Fol.

Hartknoch = Altes und Neues Preußen oder Preußische Historien, 2 Theile durch Mag. Christopherum Hartnoch. Königsberg, 1684.

Voigt Gesch. = Johannes Voigt, Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens, 9 Bde. Königsberg 1827—1839.

Lohmeyer = Geschichte von Ost- und Westpreußen von Dr. Karl Lohmeyer. Erste Abth. Gotha 1880 bei Perthes.

Springer, Handb. = Handbuch der Kunstgeschichte von Dr. Springer, Stuttgart, Rieger'sche Vlgsbuchhdlg. 1855.

Scherr, Culturg. = Deutsche Cultur- u. Sittengeschichte von Johannes Scherr, 7. Aufl., Leipzig b. Wiegand 1879.

Töppen Geogr. = Dr. M. Töppen, histor. comp. Geographie von Preußen, Gotha 1858, 1 Bd.

Töppen Masuren = Dr. M. Töppen, Geschichte Masurens. 1 Bd.

—— Marienwerder = Dr. M. Töppen, Geschichte von Marienwerder. 1 Bd.

Kunstdenkmäler Westpreußens = die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Preußen, herausgeg. im Auftrage des westpreuß. Provinziallandtages, 3 Hefte, Danzig 1884 ff. bei Kafemann.

Steinbrecht, Thorn = Thorn im Mittelalter, ein Beitrag zur Baukunst des deutschen Ritterordens, von C. Steinbrecht, Reg.-Baumeister, Berlin, Springer 1885.

Pr. Prov.-Bl. = Preußische Provinzialblätter, vaterländisches Archiv für Wissenschaft u. Kunst, Königsberg 1829—1842, Redaction 1829—30 Schubert, 1831 Stehr, 1832 Faber, 1834—42 Richter.

—— Neue Folge 1842—45 Richter.

N. P. P. Bl. = Neue Preußische Provinzialblätter Bd. I—III, 1846—1847 von A. Hagen und Mecklenburg.

Dieselben 1847—1851 nebst einem — unbrauchbaren — Inhaltsverzeichnis über 19 Bde. 1852 v. A. Hagen.

—— a. F. = andere Folge, 12 Bände 1852—1857 von A. Hagen.

—— III. F. = Dritte Folge, 11 Bände 1858—1866.

A. M. S. = Altpreußische Monatsschrift zur Spiegelung des provinzialen Lebens, Königsberg, 1864 ff. (erscheint ununterbrochen bis heute), herausgegeben von R. Reike und Ernst Wichert.

Inhalt.

II. Spezieller Theil.

a) Litthauen.

b) Masuren.

c) Das Oberland.

IV. Westpreußen.

Land und Leute.

Das Stückchen Land, hoch im Norden gelegen, welches in seiner glücklichsten Zeit, im 14. Jahrhundert, von den Hochmeistern des deutschen Ordens regiert wurde, also Ostpreußen und Pommerellen, hat Jahrhunderte lang eine gemeinsame Geschichte gehabt und darf daher noch jetzt unter dem gemeinsamen Namen Altpreußen zusammengefaßt werden. Seine Schicksale waren so wechselnde, meist tragische, daß die Erinnerung daran von selbst zur Theilnahme anregen wird.

Dasselbe ist ein dem Meere abgerungenes Flachland. Die größere, im Halbkreise dem Meere zugekehrte Hälfte stellt eine völlige, sich ganz allmälig vom Spiegel des Meeres bis auf 200 Fuß erhebende Ebene dar, welche das Dampfroß der Ostbahn durchzieht. Eine schmale, ebenso hoch aufsteigende Terrasse trennt dieses Flachland von einem schmalen Höhenzuge, welcher sich etwa 600 Fuß hoch von Goldap über Osterode bis zur Weichsel, auf dem linken Ufer derselben bis zum Karlsberg bei Oliva und westlich davon über Karthaus hinaus hinzieht, vielfach durchbrochen von Flüssen und Seen, zum Theil von den Fluthen bis zur Unkenntlichkeit zerstört. Seine höchsten Kegel im Osten bei Szitkehmen und Goldap, in der Mitte bei Osterode, im Westen bei Schöneberg und Karthaus erreichen eine Höhe bis 1000 Fuß und darüber. Südlich davon fällt das Land sanft nach Polen ab. Große und kleine Flüsse in Unzahl, die Alle, Passarge, Weichsel und Memel durchfurchen das Land von Süden

nach Norden, Pregel und Drevenz in der Richtung von Osten nach Westen.

Das Land ist arm, kein Edelstein, keine Kohle ist zu finden, an Feldsteinen, Seen und Wäldern, die schon sehr verbraucht, ist es noch jetzt reich. Seine Bevölkerung nährt sich vom Ackerbau und der Viehzucht, an Küstenplätzen vom Handel, alles ohne rechtes Gedeihen. Wenn auch nicht Noth leidend, so doch arm an Gütern dieser Welt, ist Altpreußen doch stolz auf den Reichthum, den es in einer großen Geschichte und in der ungetrübten Klarheit seines geistigen Auges, in seinem Geistesleben besitzt. Dies wird Niemandem wunderbar erscheinen, der den Gang der Cultur bei uns verfolgt und uns auf der Reise durch dieses Gebiet begleitet.

I. Allgemeines.

1. Die Urzeit.

Bei Beginn seiner Geschichte im Anfange des 13. Jahrhunderts ist das Land aller Wahrscheinlichkeit nach mit einem Urwald von Eichen, Birken, Erlen und Kiefern bedeckt gewesen, der schon Jahrhunderte gestanden hat. Wo der Sturm gehaust hat, sind stellenweise die Bäume gebrochen, einzelne Waldwiesen bilden sich, die ersten bewohnbaren Stätten der Menschen. Nur auf Bergen, an hohen Flußufern, an großen Landseen, von denen jetzt Mauer-, Löwentin- und Spirdingsee kleine Reste sind, hat das Auge einen freiern Blick. Das Klima muß milder, der Wald wildreicher, die Seen müssen fischreicher gewesen sein, als jetzt. Durch den dunkeln Urwald führen Fußsteige, auf denen sich nur der Kundige zurecht findet. Jagd und Fischfang waren nothwendig auch hier die ersten Beschäftigungen der Menschen.*)

Als die Völker im 4. Jahrhundert wanderten, mußten sie, um nach Westen vorzurücken, schlechterdings durch diesen Urwald ziehen. Sie scheinen unfern des Meeres gewandert zu sein. Denn als die Ritter im 13. Jahrhundert von Breslau über Thorn und Kulm längs der Weichsel einrückten, zogen sie ohne Weiteres nach

*) Für diese älteste Beschaffenheit des Landes liefern die Wegeberichte für den östlichen Theil des Landes (Insterburg, Mehlauken) und die Sprachforschung, wofür die Belegstellen im Abschnitt Mehlauken angeführt sind, den Beweis. Wie diese östliche Gegend im 14. Jahrhundert beschaffen war, ebenso muß der westliche Theil Preußens um Thorn, Kulm und Elbing im 13. Jahrhundert bei der Ankunft des deutschen Ordens ausgesehen haben.

Elbing und Honeda (Balga); eine Straße dahin scheint schon bestanden zu haben.

Wenige Sprachreste, die Pierson im Altpreußischen Wörterschatz als fremd aus dem Preußischen ausscheidet und als celtische bezeichnet, vier in Grabmälern gefundene alte eiserne Helme von eigenthümlicher Façon, welche die Alterthumsfreunde bei uns als celtisch ansprechen, deuten darauf, daß die ältesten Bewohner Preußens Celten gewesen sind. Vielleicht waren es auch, wie Hartknoch meint, Gothen oder Schweden; denn die Namen Schwez und Elbing (Elf, Gotha Elf) einerseits und andrerseits die vielfach vorkommenden Ortsnamen Gutten (3 bei Johannisberg, 1 bei Lötzen), Guttau (bei Thorn), Guttenfeld, Guttenwalde, Gutlin, Gutowo, G u t s t a d t und wohl auch „gute Herberge" bei Danzig scheinen dafür zu sprechen. Simon Grunau, der sich auf eine, unmöglich ganz von ihm erfundene, aber verlorene Chronik des Bischofs Christian beruft, nennt sie Cimbern. Vom Finnischen ist keine Spur und darum eine finnische Urbevölkerung ausgeschlossen.

Diese ältesten Bewohner Preußens, oder wie Wulfstan es — wohl nur nach der Himmelsrichtung — nennt, Esthlands überzog etwa im 6. Jahrhundert n. Chr. ein Stamm Litthauervolks, überwältigte sie und setzte sich in ihren Sitzen fest, wo er bis zur Ankunft des deutschen Ordens blieb. Das sind die Preußen oder Pruzzen, von denen heute nichts als der Name und wenige Sprachreste übrig geblieben sind. Wulfstan aus Hydaby (Schleswig) machte ihnen etwa 800—900 n. Chr. einen Besuch; seine Schilderung ist von Alfred dem Großen erhalten und findet sich Scriptores rer. P. I. S. 732 ff. Dieser Bericht enthält neben manchem Märchenhaften und Unwahren (daß viele Städte da seien) einen Kern Wahrheit, daß die Preußen schnelle Pferde lieben, theuer bezahlen und über weite Ebenen jagen (was auf ihre Herkunft aus der sarmatischen Steppe spricht), daß sie ihre Todten verbrennen (unzählige Grabmäler der Art sind bei uns aufgedeckt), daß jeder Ort einen König (reyks) habe, daß da viel Honig und Fischfang sei, die Reichen und Vornehmen Pferdemilch trinken, die Sklaven aber Meth. Obwohl noch im 16. Jahrhundert diese

Preußen bei uns, besonders im Samlande, recht zahlreich vorhanden waren, Herzog Albrecht auch junge Leute ihres Stammes auf der neugegründeten Universität Königsberg studiren ließ, so hat sich doch Niemand aus ihrer Mitte berufen gefühlt, der Nachwelt über sie etwas zu überliefern. Auch die Ordenschronisten haben das nicht für nöthig gehalten. Mit Vergnügen erzählen sie die Niedermetzelungen, das Morden und Brennen unter ihnen, aber einen Bericht aus eigener Beobachtung über Sitten und Leben dieser Volksstämme bringen nicht einmal Hennenberger und Hartknoch, die im 16. und 17. Jahrhundert sonst werthvolle Bücher darüber schrieben und noch eine Menge Preußen gekannt haben müssen. Das Bild, welches Hartknoch überliefert — einen Mann im Kittel mit Sandalen, im Gürtel kleine Holzkeulen, wie Kegel — kann nicht wohl einen Preußen seiner Zeit dargestellt haben; denn ein zum Sklaven herabgesunkener Mann kann nicht mehr bewaffnet erscheinen. So bleiben uns nur die noch erhaltenen runden Schloßberge, Pillkallnis oder Auxkallnis genannt, als Erinnerung an ihre Wohnsitze, die Gräberfunde als Erinnerung an ihr Leben, die Friedensurkunde von 1249 als einzige Beglaubigung über ihre Sitten und ihren Glauben und die in ihre Sprache auf Veranlassung Herzog Albrecht's übersetzten Katechismen Luther's, aus denen Nesselmann mit großer Kunst eine Grammatik ihrer Sprache und er, wie Pierson je ein Lexicon derselben zusammengestellt haben.

Aus diesen Sprachresten ergiebt sich, daß ihre Sprache ein ziemlich ausgebildeter und abgeschliffener Dialect des Litthauischen ist. Nach Nesselmann gehören die verschiedenen Dialecte des Litthauischen, welche er baltische Sprachen nennt (Neumann nannte sie Aistische, was weniger treffend war), nicht zu dem slavischen Sprachstamme (N. P. P. Bl. 39, S. 256 und Neumann das. 52, S. 371). Daraus ist zu folgern, daß die Preußen nicht Slaven waren. Ferner ergiebt sich aus den angegebenen Quellen, daß die Preußen Vielweiberei hatten und wie die Litthauer ihre Frauen kauften, daß sie sich zerstreut begraben ließen und daher auch wohl zerstreut gewohnt haben werden unter Häuptlingen, die rykes genannt werden. Es herrscht die Gauverfassung ohne allgemeines

Haupt. Ihr einziger beglaubigter Gott ist Curcho, was wie die von Memel herab bis Masuren in einem Striche sich hinziehenden Namen der Orte Kurschlauken und Kurschen (bei Memel), Kurschwethen (Ragnit), Kurschelan und Kurschen (Pillkallen, Ragnit, Darkehmen), Korklak (bei Gerdauen) und Korschen (bei Rössel) auf einen nahen Zusammenhang mit den kurischen Litthauern schließen läßt. Sie glaubten an ein Leben nach dem Tode, das ihnen ihre Ligassonen (Krankenbeschreier) und Tulissonen (Todtensänger) mit glänzenden Farben malten: auf feurigem Rosse sähen sie den Todten mit blankem Schwerte mitten in den Himmel reiten. In den kastenförmigen Steingräbern findet man auf der Blockscheibe geformte und schwarzgebrannte Urnen mit Todtenasche, daneben Schmuckgegenstände aus Bronce und Eisen, Armspangen, Spiralen, Fiebeln; häufig sind Pfeilspitzen, Feuersteinhammer mit und ohne Loch, zum Schleudern und mit scharfer Seite zur Bearbeitung des Holzes. Laßt uns hören, wie ein Preuße sein Vaterunser sprach:

> Thawe — spricht er — nouson kas thou aesse aen dengon, Swyntits wirse tways emmens, Pareysey noumans twayia ryeky, tways quaik audaseysin na semmiey kay en dengan, Nouson deyninan geytiey days noumans schian deynan. Bhae etwerpeis noumans nouson anschautins, kay mes etwerpymay nouson anschautinekamans. Bhae ni wedeys mans en perbandasnan. Stait isrankeis mans aesse wargan. Emmen.

Simon Grunau, der als Bettelmönch (Dominicaner aus Tolkemit) mehrere Jahre in Preußen (wohl nur Westpreußen) terminirend um 1526 herumgezogen ist, bleibt der einzige Schriftsteller, der über die Preußen seiner Zeit gelegentliche Beobachtungen angestellt und hinterlassen hat und so wenig man ihm als Geschichtsschreiber folgen kann, so wenig braucht man Anstand zu nehmen, seine auf Autopsie beruhenden gelegentlichen Bemerkungen als wahr anzunehmen. Die Prutanen, sagt er S. 65, sind gewohnt, Molken zu

trinken und Käse zu essen, was sie für's Beste halten. Man fand (in den Wäldern in vielen wilden Bienenstöcken) Honig und machte daraus einen Trank, an dem sie sich unsinnig tranken (Meth, aus gegohrenem Honig hergestellt, etwa wie dunkler Ungarwein, sehr süß und berauschend, in meiner Jugend trank ich ihn noch in Weißhoff bei Marienwerder). Sie können nicht lesen und begreifen es schwer, wie man sich schriftliche Mittheilungen durch die Ferne machen könne. Sie zahlen, wie er S. 81 aus eigener Beobachtung bezeugt, ungern Zins, haben das Geld in der Tasche, lassen sich aber lieber mit Peitschen streichen, zahlen nicht, und vertrinken dann das Geld. Was er (89) von ihrem Aberglauben („Irthum“) berichtet, wurzelt zum Theil noch heute im Volksglauben bei uns, wodurch seine Mittheilung sachlich beglaubigt wird.

Item, sagt er, ein Ohr klingt, ist's das rechte (so glauben die Preußen) man gedenkt zum Besten; ist's das linke, man rede von ihm Böses. — Kräht ein Hahn: die Frau Nachbarinnen werden sich haddern. Loben die Nachbarinnen das Kind, das sie beschauen kommen, so muß es sterben. Beklagt man ein Schlachtvieh, so kann es nicht sterbeu. Tritt man mit dem rechten Fuß zuerst in Stadt oder Haus, so wird man Glück haben. Wo der Hahn drei Nacht auf einem Haus schreit, da muß Jemand sterben. Wenn man Braut und Bräutigam zu einander legt: wer zuerst einschläft, muß zuerst sterben. Wem ein Fuchs über den Weg läuft, dem soll ein Schade geschehen. Sie glauben an die Wahrheit der Träume und ehren den Storch, weil er anderswo Mensch sei (Seelenwanderung).

Er belauscht (91) die Preußen bei ihrer Andacht (dem Waideln), doch wäre es ihm beinahe schlecht bekommen, sie drangen auf ihn mit Messern ein. Doch sprach er sie preußisch an. „Ich kundt ein wenig Preusch,“ sagt er (er hatte sich nur einige Brocken aufgeschrieben, die er mittheilt und die er als Bettelmönch brauchte, z. B. gebt dem frommen Manne Brod; alles sehr mangelhaft), das half. Er mußte schwören, dem Bischof von seiner Beobachtung keine Mittheilung zu machen, durfte dableiben und sah nun, wie auf hochgethürmtem Kissenstuhl dicht unter der Stubendecke

ein alter Bauer saß, der betete, und (wohl um dem Mönch Sand in die Augen zu streuen) die zehn Gebote sprach. Dann ging Jeder an den Bauer heran und beichtete, er riß ihnen an den Haaren. Demnächst stieg der Bauer herab, beichtete seinerseits und die Anwesenden zaußten ihm in den Haaren. Dann schlachtete man einen Bock, briet und aß ihn und die ganze Gesellschaft betrank sich à tout, ganz ähnlich der Gewohnheit der Litthauer. —

So haben wir uns die alten Preußen in ihren Urwäldern als Jäger oder Fischer zu denken, die noch nicht in förmlichen Dörfern, sondern in einzelnen hochgelegenen Wohnsitzen, auf runden Schloßbergen in Holzhäusern wohnten. Ihre Zahl kann nur gering gewesen und kaum 1—200,000 überstiegen haben, weil der Urwald nicht viele Personen ernähren konnte und die Vielweiberei eine starke Zunahme der Bevölkerung ausschloß. Lukas David (II, 18) schätzt ihre Zahl auf 125,000, die kühne Ordensschaar auf 100 Köpfe (II, 40). Eigenthümlich ist es und erinnert an amerikanische Zustände, daß sich eine Classe vorfindet, die als Führer durch die Wälder gewerbsmäßig auftritt. Es finden sich Dörfer Paradoninken, Paradaninken (bei Norkitten), Paragawischken, in denen die Führer haufenweise zusammen wohnen (Paradoninken = Führerdorf) und in den litthauischen Wegeberichten (Script. II, 662 ff.), welche den Ordensmarschallen als Instruction für die „Raysen", Kriegszüge nach Litthauen hinein mitgegeben werden, finden sich wegekundige Führer, welche als Pfadfinder dienen und meist preußische Namen tragen. Da führt Eywon aus Spandinen, Swalgenne aus Waldau (beide Orte bei Königsberg) nach dem Jura, dann führt Gintil nach Samaiten, Eykint und Mase, sein Bruder, Skawdegede aus Goldberg (bei Fürstenau im Elbingschen), Maze aus Ragnit, Skotcze aus Waldau, Bunse, Kynne und Darge aus Balga, Rexa und Mateyko aus Brandenburg, Skwabe aus Laukischken (bei Labian), Paul von Waldau; Rabutte, Naybut und sein Bruder Waygait aus Waldau kennen die Wege über Tilsit nach Medeninken, Perbande und Pockel diejenigen an der Gilge und Warze. Wieder kennen andere Wege Wilkene aus

Labiau, Waygalle aus Waldau und Tolnege, der Comthurdiener (die Comthure hatten diese Leute förmlich in Dienst genommen). Im Wegebericht 57 (S. 690) beruhigt der Berichterstatter den Marschall und sagt:

> Die Leitsleute hätten sich die Wege von Insterburg nach Merken (Merecz an der Memel) heimlich gezeichnet.

Auf einige preußische Ortsnamen, die sich erhalten, machte zuerst Nesselmann 1848 (N. P. P. Bl. 39, S. 7 und 249), sowie Neumann das. (S. 241) aufmerksam. Obwohl in der Regel stark corrumpirt (aus Bischofshausen wurde Fischhausen, aus Gottesanblick — Katzenblick), pflegen Namen wie Münzen noch lange nach dem Untergang des Orts, der Person, des Reiches einen Theil der Geschichte in entfernte Zeiten zu tragen.

Lauks heißt preußisch Feld, Acker, daher die vielfachen Endungen auf lauken, lauk, lack, laken. labs heißt gut, wargs schlecht, daher die Orte lablak oder lablaken (gutes Feld) und warglauken (schlechtes Feld). Unds (Grunau sagt wanda) heißt Wasser; daher Wandlaken = Wasserfeld, Powunden = Ort am Wasser. Nach Grunau heißt pentes der Weg, daher Pentlak = Feld am Wege. Geits (nach Grunau geitks) heißt Brod, daher Geidlauken = Brodfeld. Aus dem litthauischen erklärt derselbe Katlauken = Katzenfeld, Medlauken = Feld am Gehölz, Pustlauken = wüstes Feld, Pelklak = Sumpffeld. Kayme heißt preußisch Dorf, kaiminan Nachbar, daher die vielen Ortsnamen auf keim oder kehmen: Lapkeim = gut Dorf, Warnikeim = Krähendorf, Katkeim = Katzendorf, Metkeim = Holzdorf, Wilkeim = Wolfsdorf. Wanga oder banga ist preußisch für Welle, Woge, daher Powangen, Powunden = Ort an den Wogen, am Wasser, Uderwangen = Ort an den Wogen, Uderballen = Otterbruch, Kalwangen = Hügelwogen, Wangnicken = Leute, die an den Wogen wohnen. Garbs heißt im preußischen Berg, litthauisch kalnas, daher Pogarben = am Berg, Pogarblauken = ein Feld am Berge, Rückgarben = Herrenberg, von rikys, Herr, Lahmgarben oder Laimgarben = Berg an der Laima, der Glücks-

göttin; Gerbaninken = Bergbewohner, Schwilgarben = Glanzberg. Gallan (litthauisch galas) heißt Tod, Ende, Grenze, daher Galgarben = Todtenberg. Nach Grunau ist ruggis = Roggen, Geyde = Gerste; roisge = Hefe, Klynth, eine Kuh, daher die Orte Roggainne oder Rogehnen, Geidlauken, Gaidelen, Wischenen, Kluthenen (Kuhweide). Nix oder nikai bedeutet eine Thätigkeit, z. B. alga, der Lohn, alganikai, Leute, die um Lohn dienen, daher die vielfache Endung niken. Laukniken = Ackerbauer, warti, das Thor, wartnicki, Leute im Thor. Wangnicken = Leute an den Wogen, Garbniken = Bergbewohner, Biskopsniken = Leute im Bischöflichen. Mednicken = Leute am Holz, sudas, das Gericht, Sudniken = Gerichtsleute, berszas die Birke, Bersniken, Leute, die unter Birken wohnen, dobe, die Grube, daher Dobeniken = Grubenleute, Lesniken = Jäger, rauszyti = Schweine, daher Rauschniken oder Rauschnik, Leute, die wie Schweine wühlen. bebrus = Bieber, daher Beberninken = Bieberfänger, zwelgstu (litthauisch) = schwatzen, daher Schwelgeninken = Plapperer. Nach Neumann (N. P. P. Bl. 39, S. 248) heißt sylo preußisch Wald, litthauisch scillas, daher die Namen Sielkeim, Zielkeim (Waldheim), Sielaken, Sillginnen, Schillen, gudde bedeutet Buschwald, daher Gudlaken, Guttenwalde. Auch den häufig vorkommenden Ortsnamen Dameran (Eichenwäldchen, polnisch dombrowken) leitet Nesselmann (S. 250) aus dem Preußischen ab.

2. Die Ritterzeit.

Ganz ähnlich wie die Spanier das in glücklicher Ruhe in ihren Urwäldern lebende Volk der Indianer mit dem Schwerte überfielen, so überzog der deutsche Ritterorden im 13. Jahrhundert dieses glückliche Volk der Preußen. Bei jenen war die Habsucht das einzige Motiv, bei diesen überwog das offenbar vorhandene Streben nach einer Herrschaft, einem territorium Petri, wie es Karl der Große wenige Jahrhunderte vorher dem Papste verliehen hatte, recht sehr der Glaubenseifer der Kreuzzüge, welcher dem

katholischen Glauben bei allen Heiden mit Gewalt freie Bahn schaffen wollte, ein Fanatismus, welcher auch die Hussiten, die Wiedertäufer für ihre Glaubenssatzungen mit Gewalt vorzugehen bestimmte und welcher noch heute die vielen Sectirer der Kirchen begeistert.

Der deutsche Orden hatte in Palästina, in Akkon, Jaffa, Askalon und Jerusalem weltlichen Besitz gehabt und die Wohlthat gekostet, im eigenen Heim frei und unbeschränkt zu walten. Daraus vertrieben, ging er nach Venedig, wurde dort aber scheel angesehen, weil den mißtrauischen Dogen der offene, häufige Verkehr der Hochmeister mit Papst und Kaiser für ihre Geheimnisse Besorgniß einflößte? Wo nun bleiben? Eine Zeit lang dachte man an Marburg oder irgend ein anderes der vielen großen Güter, die der Orden in Deutschland besaß. Da richtete sich der Blick auf Preußen. Ob die Heiden im Süden am heiligen Grabe oder im Norden bekämpft werden: der Ort ist gleichgültig; auf Preußen wiesen lübische Kaufleute, die schon in Palästina dem Orden nahe gestanden, ihn in der Krankenpflege unterstützt, ihre Zelte zur Aufnahme der Kranken hergegeben hatten. Die Zahl der Ordensritter war im Morgenlande zuweilen nur 10; nach Preußen kamen demnächst nur 100. Das waren so unbedeutende Anfänge, daß sie Niemandes Eifersucht oder Argwohn erregten und die Welt mag diese Hand voll Leute, die sich unter die Heiden wagten, mit ähnlichen Gefühlen begleitet haben, wie den heiligen Bonifacius und den heiligen Adalbert bei deren Zügen unter die Heiden.

Nun schenkte Kaiser Friedrich II. mit Zustimmung des Papstes Cölestin dem Orden das Preußenland, wie später Ludwig nach Erbauung der Marienburg ihm Litthauen schenkte. Welches Recht hatten jene aber, diese Länder zu verschenken, über die sie nicht die entfernteste Macht, nicht eine Spur von Gewalt hatten? Es war die reine Eroberungssucht mit einem guten Theil Fanatismus gepaart, was den Orden in die Urwälder Preußens trieb.

Das ganze 13. Jahrhundert wird gebraucht zur Festsetzung. Nachdem die Preußen, welche dem Kampfe auswichen und wie die Sachsen gegenüber Karl dem Großen im gelegentlichen Aufruhr

ihr Heil suchten, besiegt und im Friedensschlusse von 1249 definitiv unterjocht waren, geht die zweite Hälfte mit dem Ausbau von Kirchen, Burgen und Städten vorüber. Die Preußen müssen viele katholische Kirchen bauen, wozu sie sich im Friedenstractat verpflichtet haben. Sie sind aber außerdem diejenigen gewesen, welche die vielen festen Ordensburgen mit ihren meterstarken Mauern haben bauen müssen. Die deutschen Colonisten haben dazu nur einzelne Handwerker gegen Bezahlung hergegeben. Wer die Burgen gebaut, die Ziegel dazu gestrichen, gebrannt, getragen, das Holzwerk angefahren und behauen hat, das hat Niemand überliefert. Da darin ein großes Baucapital steckt und der Orden in seinen sehr sorgfältig gehaltenen und erhaltenen Rechnungen darüber nichts angiebt, so muß angenommen werden, daß ihm diese Arbeiten nichts gekostet haben und da kann Niemand anders als die besiegten Preußen und die kriegsgefangenen Litthauer diese schweren Arbeiten verrichtet haben. War diese Arbeit vollendet, so blieb diesen Heloten der Landbau übrig. Sie haben den Rittern, denen für Kriegsdienste ungewöhnlich große Güter geschenkt wurden, das Land bebaut und sind dabei, während jene sich zur Adelskaste erhoben, schließlich in Leibeigenschaft gefallen und an die Scholle gefesselt, von der sie erst die Stein'sche Gesetzgebung befreite. Der Orden selbst richtete sich mit diesen Zwingburgen auf einen ewigen Besitz des Landes ein. So zahlreiche und so starke Burgen, wie Preußen, hat überhaupt kein Land aufzuweisen. Dieselben wurden gegen innere und äußere Feinde nach den damals besten bekannten Regeln der Baukunst errichtet, alle gleichartig, wenn auch nicht gleich groß. Ueberall ein Quadrat, wenig Fenster nach Außen, vier Eckthürme, darunter meist ein runder, der als Gefängniß diente; im Hofe und im Innern alle Pracht, nach Außen Mangel an jedem Schmucke. Die überaus starken Mauern lassen darauf schließen, daß sie schon auf Feuerwaffen, welche in den Kreuzzügen vereinzelt auftreten, berechnet gewesen sind. Rings um das Quadrat ein etwas tiefer gelegener Raum zur Vertheidigung (Parcham), dann Mauer und Graben, gegen das Wasser, den Graben (die Bache im Thore) ein Verbindungsgang und ein hohler Thurm (Danziger),

dann gegen das Land hin Vorburgen mit Mauern und Gräben, wozu in der Regel auch die Stadtanlagen dienten. Mühlen, Magazinen, Karwanshäuser und freie Plätze zur Aufnahme der Städter bei einer Belagerung, finden sich in allen Burgen.

Deutsche Colonisten, die sich schon vor Ankunft des Ordens in vielen Ortschaften Pommerellens seßhaft gemacht, Pionire der Cultur, die sich als fleißige Kaufleute und Händler in alle polnischen, litthauischen, russischen und ungarischen Städte eindrängten und noch jetzt deren intelligenteste und fleißigste Bevölkerung bilden, zogen dem deutschen Orden in das eroberte Land nach und gründeten die Städte Preußens. Wie Kaiser Heinrich I. im neuerworbenen Sachsenlande um Merseburg, Goslar und in Thüringen Städte gründete, indem er aus Holz Häuser bauen, sie mit Pfählen und Gräben einhegen ließ und wenn ihm andere Bewohner fehlten, selbst Verbrecher hineinsetzte, die sich ordentlich zu führen versprachen, so unterstützte auch der Orden die Errichtung der Städte durch Hergabe von Land, Bauhilfe und Privilegien aller Art. Da fand sich ein Bürger aus Rheden, der ihn um die Erlaubniß bat, eine Stadt an der Burg Mewe zu bauen. Der Orden gestattet es, ernennt ihn zum Erb-Schultheiß, er ruft Polen, Preußen, Deutsche, die dicht an der Burg eine hölzerne Stadt bauen und Freijahre sowie Deutsches, Magdeburgisches Recht zugesichert erhalten. Die Stadtmauer baut der Orden später selbst massiv, wie es ihm zum Schutze der Burg am besten schien. Feindliche Einfälle, die Brandfackeln zerstören die Holzhäuser, im 14. Jahrhundert baut man sie massiv mit schönem Rathhause auf dem weiten Markte inmitten, da finden sich Handwerker aller Art.

Damit sind wir in das 14. Jahrhundert gekommen, die Blüthezeit des deutschen Ordens. Am Anfange desselben wird Marienburg zum Sitz des Ordens, zum Haupthause und die Stadt zur Hauptstadt erwählt und erfreut sich unter der mehr als dreißigjährigen Regierung Winrichs von Knieprode, eines ruhigen, wohlwollenden und verständigen Rheinländers, eines glücklichen und in allen Zweigen des Lebens gesegneten Zustandes.

Warum man die Hauptstadt gerade nach Marienburg legte,

ist unschwer zu erkennen. Nach der durch Kauf kurz vorhergegangenen Erwerbung Pommerellens lag der Ort ziemlich im Centrum aller Besitzungen, zwar nicht ganz dem Raume, aber der Cultur nach, denn diese reichte damals nur bis Königsberg, Bartenstein, Rössel, Allenstein, Hohenstein, Osterode; was östlich und südlich von diesen Städten lag, war Wildniß und von der Cultur noch nicht erleuchtet. Sodann aber führten alle Wege, wie ehemals nach Rom, so in Preußen nach Marienburg. Der eine kam von Süden von Warschau über Thorn, Graudenz, Marienwerder bis dahin; der zweite von Breslau über Thorn dorthin, der dritte von Stargard und Mewe dahin, der vierte von Danzig dahin und der fünfte führte alle diese Straßen von Marienburg über Elbing, Braunsberg, Brandenburg nach Königsberg weiter. Nicht gerade des Handels wegen, der alle diese Wege ebenfalls benutzte, legte man die Hauptstadt in's Centrum, sondern der vielen vornehmen Fremden wegen, die aus Deutschland und dem Ausland nach Preußen auf eine „Raisa“ kamen, die man möglichst bald nach ihrer Ankunft dort angemessen gastlich empfangen wollte.

Im vierzehnten Jahrhundert blühte der Sport der Litthauer Jagden. Das in Verfall gerathene Ritterthum Europas war wie versessen auf die Mode, nach Preußen zu ziehen, dort möglichst viel Abenteuer zu erleben und recht viel Litthauer zu morden. Es war im Großen genau derselbe Trieb, dieselbe Lust, welche heute den Jäger auf das Wild hetzt. Dabei wurden recht viele zu Rittern geschlagen, man erhielt dort den Adel, wie man ihn heute durch des Königs Huld oder einen Orden erhält. Die Frauen schickten die Ritter mit Vorliebe auf diese Jagden und gaben ihnen Andenken dahin mit. Ehrentisch und Feste lockten die Ritterschaft, kurz, die Besten ihrer Zeit waren nicht vollgiltig, wenn sie nicht eine Reise nach Litthauen mitgemacht hatten.

Dr. Bujak hat nach Wiegand von Marburg diese Kriegsreisen und die Zeit und Namen der Reisenden inventarisirt (A. M. 5 VI. S. 511). Die meisten entbehren des Details.

Einzelne Reiseberichte sind uns vollständiger aufbewahrt, zum

Theil in Versen. Es verlohnt sich wohl, sie zu hören. Einmal der Schlaglichter halber, welche die Berichte auf den Geist der Ritter und Reisenden, auf das Zeitalter und auch auf die damaligen Zustände Preußens und Litthauens werfen. Sodann aber sind sie von Wichtigkeit für die Colonisation. Zwar haben deutsche Colonisten den Rittern den Weg nach Preußen, Livland, Polen und Ungarn, wohin sie vor ihnen als Kaufleute und „Wintergäste" gedrungen waren, gezeigt, doch ist die eigentliche Colonisation Altpreußens selbst hauptsächlich erst eine Folge dieser Reisen gewesen. Mehr als in unsern Kriegen, wo auch manche Schweden, Polen oder Franzosen, welche die Feldzüge durchführten, bei uns sitzen blieben und sich seßhaft machten, blieben aus dem Gefolge der damaligen Kriegsreisenden Streiter bei uns zurück; auch werden sich an den Zug dieses oder jenes ritterlichen Abenteurers und unter dem Schutze desselben Kaufleute und Colonisten angeschlossen haben. Mangels anderer speciellen Nachrichten läßt sich das Vaterland dieser Colonisten, deren sprachliche Eigenthümlichkeit sich theilweise erhielt und erkennen läßt, vielleicht noch aus einzelnen Kriegsreisen feststellen.

Die Reiseberichte, von den besten Geistern ihrer Zeit geschrieben, haben aber auch an sich ein großes sprachliches und poetisches Interesse und es wird Niemanden gereuen, uns, wie folgt, auf den wichtigsten derselben zu begleiten. Es sind lebensvolle Schilderungen aus eigener Wahrnehmung, der besten Quelle jeder Erkenntniß. Die Ordensritter schätzten diese Besuche ungemein hoch und ehrten die Gäste, die ihren Ruhm in Deutschland priesen, nach Gebühr.

Unter einem verloren gegangenen Bildniß in den Hallen zu Marienburg, das wohl einen solchen Kriegsgast feierte, hat man den Spruch gerettet:

Bitten wir got uns bescheren
Freunde, die sich turren weren (dürfen wehren)
der ist nu viel groslich not
ir legen vil dirschlagen (erschlagen) tot.

1. Reise des Marggrafen von Brandenburg 1251.

(Kurze Reimchronik Script. II. 1—8, Vers 31 ff.)

Der Marggraf kam darnach
von Brandenburg, als man wohl sah;
von Schwarzenburg der Graf da kam.
Die beiden Herren lobesam
mit sich viel Leute brachten
und, als sie vor gedachten
so heerten sie die Heidenschaft
mit viel großes Heereskraft
also lange her unde dar,
bis sie die Land verwüsten gar.
Da dies die Preußen ersahen
sie begannen aber gahen
zu der Christenheite wieder
und legten ihren Unglauben nieder;
sie gaben zu Geißeln ihre Kind'
weß nun bezwungen sind
Pomeran, Pogezan, Warniin, Natangen, Barten
also sich wieder karten.

Hierin tritt der Zweck der Bekehrung noch in den Vordergrund, reversi sunt ad fidem, sagt die Quelle des Dichters, das Chron. Oliv., das Mittel, die Verheerung wird als schrecklich geschildert, nur über den Erfolg wird Genugthuung ausgedrückt. Die culturhistorische Ausbeute ist gering; man erfährt die Gestellung der Kinder als Geißeln an den Orden und die Reihenfolge, in welcher das Christenthum in die einzelnen Landschaften eindrang.

2. Reise des Königs Ottokar von Böhmen 1254 das.

Tausend zweihundert fünfzig Jahr
von Christ's Geburt waren gar
da der König von Böheimland
zu Preußen kam, als ihn gesandt
Gott unser Herre hätte dar.
Der brachte von Leuten viel große Schaar,
die heerten das Land zusammen
viel Räuber sie da nahmen
und verwüsteten als hin und her.

Nach des Königs Heimfahrt
Des andern Jahres gebauet ward
Eine Burg und festes Werk
Das ward geheißen Königsberg.

3. Albrecht's I., Burggrafen von Nürnberg, des Schönen, geb. 1304, gest. 1361, Kriegszug 1345 *).

Drei Zollern derselben Linie hatten im 14. Jahrhundert dem deutschen Orden angehört, Vettern von Friedrich IV. und Söhne Conrad's III., nämlich Friedrich, Comthur zu Virnsberg, gest. 1303, Conrad, gest. 1304, Gottfried. Den Zug Albrecht's besingt Peter Suchenwirt, ein bei allen deutschen Höfen damaliger Zeit beliebter, des Wappenrechts kundiger Wiener Dichter, der auch die nachfolgenden Züge besungen hat.

Darnach der Herr gen Preussen rait.
Zween Könige wirdig gleichen sah (Joh. v. Böhmen, Ludwig v. Ungarn)
von Pehmen und von Ungarland
die da den Haiden wohl bekannt
wurden auf derselben Fahrt
der Herr da zum Ritter ward.

Ulrich von Walse, ein Schwabe, zieht, nachdem er vor Padua gefochten, 1321 nach Preußen:

nach deiner Huld erwerben
begund er, mueter unde magt! (Maria)
in deinem Dienst ist mir gesagt
rait er gen Preuzzenlande
do er gar sunder schande
den Haiden schuf groß ungemach.

König Ludwig von Ungarn zieht Anfangs 1345 nach Preußen und Polen:

In Reuzzenlant der mutes vrut,
vur zwir mit mannigem Helde wert
daz er der Litau schaden mert
dem chunig er dar ze laide vur (Kynstut)
und den bedwanch (bezwang), daz er im swur
nach haidnischen Siten

---

*) Script. II., S. 147, 149, 151.

Die Treu, die wart versniten,
das er an im gesprochen hat.
In Preuzzenland mit wernder tat
lie (ließ) sich der edel schauen
ze dinest unser vrauen
mit chunig, mit grâven hochgeporn
vereine, Dinstmann, auzerchorn (auserkoren)
mit ritter, knechten, mutes reich.

Der Oesterreicher **Leutold v. Staddek** wurde hier 1345 Ritter:

Man sah da werder gaste viel
Aus fremden Landen ohne Ziel
die in die Littau raißten
der undiet viel verwaißten
von vater und von muter,
der edle Helt viel guter
ward ritter auf derselben vart
der Littau er viel wenig spart
mit seines Schwertes Streichen.
Er gab sankt Jörgen zaichen
durch weizze Harnasch liechtgevar
mit roten Wunden daz ist war
daz maniger vor im tot gelag.
Man was mer wenn zehne tag
in der Littau Lande;
man sluc, man rie, man grande
durch Mariam die vil Heren
und den glauben meren
der hochgeteuerten Christenhait.
Manig edel ritter danne rait
der chnetesweis was chummen dar.

Von **Ulrich v. Zili**, einem Krainer, der 1350 herzog, singt er:

Darnach der edel cherte
als in die Manheit lerte
in Preuzzen gein der Haidenschaft
da man mit große Heereskraft
in die Littau zogte
und in dem Lande progte
mehr als zehen ganzer Tag
da mancher Haide todt gelag

von der Christen Händen
man sah aus manchen länden
viel werther Gäste ohne zal
der Edle zu demselben Mal
empfing den Rittersegen
den trug der stolze Degen
mit eren alle seine tag.

Von Herrn **Hansen dem Trauner** (Johann von Traun aus Abensberg, einem Oesterreicher), der 1355 und 1372 bei uns erschien, nachdem er in Krakau, Calais und in der Gascogne gefochten, singt er:

sich wollt der Helt nicht sparen
und rait gen Preuzzen auf der vart
da ritterlich geraiset wart.
In der Littau er mit wer
selbneunter sprengte vor dem Heer
und cham an die Haiden;
der wurden da geschaiden
sieben von des Lebens macht,
fünf er da gefangen pracht.

Dann zog er gegen die Weißrussen. „Da die rais ein Ende hat", wurde er Hauptmann der St. Georgsfahnen und zeichnet sich 1356 in der Schlacht bei Poitiers aus (19. September 1356).

Der berühmteste und interessanteste Zug ist derjenige Albrecht's von Oesterreich, 1377, den wir im Folgenden geben.

Reise Albrecht's von Oesterreich 1377.

Zur Zeit Kaiser Karl's des IV., der die Universität Prag gegründet und in der goldenen Bulle die seit Karl und Otto dem Großen verloren gegangene Reichseinheit befestigte, lebte mit ihm in Frieden und Freundschaft der Herzog Albrecht von Oesterreich, dessen Bruder der Kaiser zum Eidam nahm.

Dieser Albrecht machte 1377 seinen Kreuzzug gegen die Preußen, sein Herold und Hofpoet Suchenwirt hat ihn dabei begleitet und die Erlebnisse in gebundener Rede der Nachwelt überliefert. Strehlke hat den Bericht dem zweiten Bande der Scriptores, S. 161—169,

eingereiht. Man kann mit Gervinus II. 160 über den Werth dieser Reisen verschieden denken und doch in der Schilderung viel interessantes Detail finden, das ausgenutzt werden muß.

Der Dichter schildert die Stimmung des Herzogs:

in trug sein Herz und auch sein wil,
daz er zu ritter werden wollt,
in dauchte wol, in zêm daz golt
paz den daz silber; das war recht
mit ihm rait manig edel chnecht
und manig ritter wol geporn,
dâ sach man reiten auzerchorn
funfzig werder Dinstmann.

Unter diesen 50 befand sich auch Oswald von Wolkenstein, Sohn eines tyroler Edlen, 1367 geboren, der sich also als 10jähriger Knabe dieser Schaar Tyroler, welche den Herzog nach Preußen begleiteten, anschloß, zu Fuß neben den Reitern einherlaufend, drei Pfennige und ein Stück Brod im Sacke, das Einzige, was man ihm von Hause mitgab.*) Fünf Grafen befanden sich in dem Zuge, die sparten weder Leib noch Gut: Graf Hans von Magdeburg, Graf Hugo von Monfort, drei Grafen von Cilly, Hermann nebst Sohn und Vetter. Man zog von Wien über die Taya. Ritterschaft und „werdeweib" (Jungfrau) lobten ihren stolzen Leib. So viel Volk, so wohlgewappnet, hatte man nie gesehen. Mit großen Ehren zog das Heer gen Prezla (Breslau) in die Stadt.

Der Herzog da zu Hause bat
die zarten minnigbleichen Weib
die zierten ihren stolzen Leib
zu Freuden mancherleie
recht als der kühle Maie
blümt Anger und den Wald.

Von da zog man nach Toran (Thorn) in's Preußenland.

Dem edlen Fürsten reiche
bat man gar tugendleiche

---

*) Script. II. 173.

die Frauen dazu Gaste,
da sah man widerglaßte (wiederglänzen)
von Mündelein und von wangen
mit perlein, porten, spangen,
die vrauen sich da zierten
und gen der Lust florirten
kron, schapil (Kopfbinde) und chrenze
sach man und viel der tänze*)
mit zuchten und mit êren.

Von da kam man nach Marienburg, wo es freilich keine Frauen minnigbleiche gab. Winrich von Kniprode, der edle Herr tugendsam ließ auftragen mildiglich Getränk und reiche Kost.

Man zieht gleich nach Königsberg, da sah man fruh und spat die Gäst' zu Hause (auf's Schloß) bitten. Es wird viel gehoft (Hof gehalten) und wohl gelebt; der Orden gab die ersten Feste, darnach kam die Reih an den Fürsten. Der gab „auf dem Hause" das Mahl. Posaunen- und Pfeifenschall hört man vor jedem Essen (Gang), an Kost ward nichts vergessen, für ein gericht trug man vier, gewürzt, vergoldet, mit reicher Zier. Die Tisch sah man beraten — mit Welchisch und mit Osterwein — chlarn Rainfall**) schenkt man ein — in gut Gefäß in rechter Kost, daran lag (weder) Schiml noch der Rost — Gold, Silber, Edelstein — die Reichheit war nicht klein. Auch Geschenke trug man auf: man trug dar Silber und Gold, als man durch Ehr es gewinnen wollt.

---

*) Welcher Art diese Tänze waren, erfährt man aus den fast gleichzeitigen Festen, welche 1404 von der Stadt Berlin dem Ritter Dietrich von Quitzau zur Feier der Versöhnung gegeben wurden. Auf dem Rathhause wurde dem Ritter und seinen Freunden ein großes Schmausefest gegeben, und die Gäste wurden mit Laternen in ihre Herbergen geleitet. Man tanzte auf dem Feste 1) den Zwölfmonatstanz, bei welchem die Paare durch Bewegungen das Zu- und Abnehmen des Mondes und der Jahreszeiten nachahmten, 2) den Todtentanz, wobei ein Herr oder eine Dame sich todt stellte und von den übrigen geküßt wurde, 3) den polnischen Tanz, der in Kippen und Wippen des Leibes bestand, 4) den Schmoller, das Schmollen und Versöhnen Liebender darstellend, 5) das Zäunen = Ecossaise, 6) den Drehtanz-Walzer. (Tilsiter Zeitung, Beil. zu Nr. 71, 1886, nach dem deutsch. Adelsblatt.)

**) Rifolium, wächst in Estrien, Osterwein = griechischer.

Zwei Ritter und ein Edelknecht, die man erkennt nach Wappenrecht, daß jeder man von seinem Land, die Gab alda empfingen, die Laster nie begingen. Die beiden Ritter und der Edelknecht werden ausgesucht und erhalten die Gabe und dann geht's an's Trinken: Lert es! Trinkts aus! ruft man in Freuden gail. Der Dichter kam nicht zu kurz dabei. Gott vergelt's! ruft er, mir ward mein Theil, daß mich sein noch genüget wol, wenn ich die Wahrheit reden soll!

Doch nun fängt es erst recht an. Darnach wärt 10 Tage lang das Bitten und das Hofen, von Herren, Rittern, Knechten.

Endlich nach alten Rechten gab der Meister das Hochmahl, den Ehrentisch, dessen einzig vorhandene genauere Beschreibung wir hier erhalten. Zu Königsberg auf dem Saal mit reicher Kost, es ging so zu. Wer allgemein für den edelsten Ritter erklärt wurde, erhielt den Vorsitz.

„Da man der Ehren Tisch besaß (besetzte), Conrad von Crey besaß das Ort (saß vor) zu oberst mit gemeinem Wort, weil er es hat in manchem Land, wohl verdienet mit der Hand, als ein edler Ritter thut — er hat vergossen oft sein Blut und ist ihm sauer worden, ein ritterlicher Orden.“

Dann ging's auf die Rais nach Littauen. Man sollte sich Speise auf drei Wochen mitnehmen. Die Amtleute kauften sie völlig.

Der Meister hub sich auf die Fahrt — zu Ehren dem von Oestereich, — und auch der Mage tugendleich — die Gottes Mutter ist genannt — hin zog das Heer durch Samelandt, für Insterburg der Zug geschach — an die Suppen (Szezuppe) da man sach — vier Brucken überschlagen, nahezu eine Glefe (Speereslänge) tief, auf jeder Bruck man wenig schlief — hin zog das Heer gar ohne Wanken an die Memel, das Wasser ist Bogenschusses weit, da kam man zu den Schiffen — die Marner (Schiffer) da zugriffen — und waren willig bereit — mit Mühe und auch mit Arbeit. Von Mittag bis zur Vesperzeit setzt man mit den Schiffen 30,000 Mann über, denn so stark war der Zug; dazu benutzte man 610 (!) Schiffe. Drei Pferde und ein Knecht ertranken dabei. Dann ging's in die Jura-Haide.

Nun stößt man auf den Urwald, die Wegeberichte sagen, man muß eine Meile raumen:

„Wohl tausend Mann man raumen sah — durch die Helken in der wild — man scheuchte (nicht) Gräben, noch Gewild, tiefes Wasser, Bruch noch Rahn (Bach).“

Dem Dichter ist derartige Wildniß unbehaglich, er sagt: in Ungarn ist man ungewohnt, so schlecht Gefährt auf böser Haid, gemuß (Moos) das that uns viel zu Leid. (Der Bruch Kaskalnis befindet sich da.) Das Heer zog in der Wüst entquer — schier auf, schier ab, dahin, daher. Hoch springen, schleifen, bücken, das ging manchem an den Kragen. Der Wind hat viel niederschlagen, der großen Bäume mannigfalt (Windbrüche), darüber mußten wir mit gewalt, es that uns wohl, es that uns weh! In dem Gedräng schrie mancher viel, die Preußen thaten noch dazu Ungemach. Pferde und Saumthiere (seum) sah man mit viel Kost im Gedränge ziehen; dazwischen wurde mancher krank, weil man ihn sehr drückte, Knie und Bein verrückte. Schimpfen und Lachen hörte da auf, die Pferde wurden sehr getreten, daß manches mußte hinken. Wenn die Nacht nun kam, so mußte man „Herberg machen“, gutes Gemach sehr theuer war, die Pferde hatten nichts als Gras; man vertrieb sich die Nacht.

Des Morgens früh zieht man freudig in der Heiden Land. Man sprengt und rennt und rangirt sich nach der Sitte, es folgt die Georgsfahne, das Panier von Steierland, dann die Meistersfahne, dabei der Gast. Die Paniere flattern in den Lüften. Wie zur Hochzeit legen die Ritter den Schmuck, den die Frauen ihnen mitgegeben haben, an, Schapel (Kopfbinde) und Straußfedern führt manch stolzer Held

der sich zu liebe hat geselt
durch Freuden trost, durch minne prunst:
dem was geschancht in lieber gunst
golt, silber, edelstain,
perlen groß und klain
sah man auf Hauben, lichtgewar
Kränz und Kleinod offenbar
daß es gab gegen der Sunne glast.

Das Heer zog nach Zamaiten, dort fand die Hochzeit statt, die Gäste kamen ungebeten — ein Tanz wird mit den Heiden getreten — ihrer 60 blieben tot — darnach das Dorf mit Feuer rot, daß es hoch in den Lüften prangte. Ich, sagt der Dichter, wär nicht gern Bräutigam gewesen, auf meine Ehr! Der Graf Hermann von Cilly schwenkte das Schwert in den Lüften und sprach zu Herzog Albrecht (indem er ihm so den Ritterschlag gab): Besser Ritter als Knecht! Da wurden denselben Tag 74 Ritter, die der Herzog zu Ehren der Christenheit schlug. Das Land war voll Leute, die man mit Wollust zu Schanden heute. Die Zeit war lustig und der Tag! Die Feinde griffen Nachts an mit Stechen, Schlagen, Schießen, die Christen that's verdrießen.

O die armen Heiden, es jammert uns ihrer, wenn wir weiter hören:

Mit lauter Stimm sie schrieen, gleich den wilden Thieren! (Es ist der Verzweiflungsruf Sterbender, die alles verlieren.)

Morgens bricht das Heer auf, sengt und brennt hinter sich, daß es in den Lüften prangt. Der Marschall Gottfried von Linden ordnet das Heer. Die Heiden schrien in den Busch, man schlug viele todt, Weiber und Kinder wurden gefangen, „es war ein fröhlich Hofgesind!“ Man sah manch Weib, zwei Kinder gebunden an ihren Leib, eins hinten, eins vorn, auf einem Pferd ohne Sporn — kam sie barfuß hergeritten (lief nebenher). Den Gefangenen band man die Hände und führte sie so gleich Jagdhunden in die Knechtschaft. Man erbeutete von den Preußen Gänse, Hühner, Schaf und Küh, Pferd und Plunder und Honig viel, das war ihres Herzens Osterpfil. Zur Nacht wird ein Zaun um das Heer gezogen und Schildwachen werden ausgestellt.

Am dritten Tag kam das Heer fröhlich in ein ander Land, das Russenia ward genannt, da gabs wieder Schlagen, Schießen, Rennen, Haid ein, Busch ein unverzagt, recht als der Füchs' und Hasen Jagd! Man deckt in Feindeslaud einen feinen Tisch, ernennt 82 neue Ritter und trinkt viel edelsten Weines (Wippacher, Rheinfall und Luterberger). Nach dem Essen reiten viele Ritter auf Separatabenteuer. Man gefiel sich acht Tage

dabei, 108 Herren wurden zu Rittern geschlagen in Samaiten, Rossenien und Eragolja.

Nun kommt aber das böse Wetter! Wind, Hagel, Regen, großer Frost. Da fault uns Harnisch und die Kost, drei Tag und Nacht es in uns goß, das Pferd und Leute viel verdroß. Mit Sorgen kommt man an die Memel, der eine schwimmt hinüber, der andere fährt. Der Herzog setzt sich zu Schiff und fuhr mit den Herren nach Königsberg. Eine andere Partie wird vom Wind auf das kurische Haff verschlagen und kommt um, der Troß des Heeres zog über Land, die Pferde waren krank, müde und floggelich (flußkehlig). Man zieht durch den Grauden, die Pferde sanken bis an den Sattel ein. In Königsberg hat man „run und gut gemach“. In Riesenburg kommt dem Herzog die Botschaft, daß ihm zu Hause ein Sohn geboren. Er zieht gen Schweidnitz und feiert dort 4 Tage lang dieses frohe Ereigniß. Durch Polen und Mährenland kommt er glücklich heim.

Erste Reise des Grafen de Terpi, Sohns des Herzogs von Lancaster, geb. 1366.

(Wigand v. Marburg, cap. 150, Script. I.)

Das Jahr 1399 bezeichnet den Anfang des Kampfes der rothen und der weißen Rose in England, der Häuser Lancaster und York. In England sowohl als in Frankreich herrschte die Anarchie. Dort stritten Wykliffiten und Lollharden und Richard II. konnte, obwohl er ein gefügiges Parlament besaß, den Frieden nicht herstellen. In Frankreich herrschte der jugendliche, in Galanterien erschöpfte Karl IV., der Vielgeliebte; beide Könige lagen wegen der Bretagne im Kriege.

Wenn bei solcher Lage der Vetter des Königs auf Reisen geht, wäre man geneigt, an einen zwingenden Grund zu denken.

Der Vetter Richard's II., Heinrich Graf v. Derby, später Herzog von Hereford, seit 1399 Herzog von Lancaster, wurde von demselben 1397 nach einem gerichtlichen Zweikampf mit Norfolk auf 10 Jahre aus England verbannt und begab sich nach Frankreich.

Dieses geschah jedoch erst 7 Jahre nach der Preußenkreuzfahrt desselben von 1390 und man darf um so mehr freien Entschluß und Geschmack als das Reisemotiv annehmen, als die Reise schon ein Jahr darauf wiederholt wurde, also gefallen hat.

Eine eigentliche Beschreibung dieser Reise fehlt uns, doch hat Professor Pauli in Tübingen 1856 im Londoner Archiv die Rechnungen der Begleiter entdeckt. Wenngleich der hohe Reisende kein Wort eigener Beobachtung hinzugefügt hat, so ist es für uns doch belehrend einen Streifblick auf den Reiseweg und die Zustände Preußens daraus zu machen.*)

Am 12. Juli 1390 England verlassend, kommt der Graf Derby nach überstandener Seefahrt, mit 1000 Begleitern in Rixthöft oder Leba an. Sein Vater, ein reicher Mann, Johann von Gant, hatte ihm zur Reise 3500 £ geschenkt und diese werden wohl gereicht haben. Der Danziger Schiffer Herrmann bewirkt die Ueberfahrt nach Preußen. Mehrere Wagen mit Gepäck, Brod und Harnischen werden von Leba aus nach Danzig vorausgeschickt. Der Herzog bleibt kurze Zeit in dem kleinen Dorfe Roosheine (Rixhöft). Mit zwei Karren (careetae) fährt er nach Pusk (Putzig), mit fünf Karren den 10. August nach Danzig, übernachtet dort in einem Kloster, einem molendinum (Mühle?) in der vigilia Sancti Laurenzii. In Putzig wird ein Pferd, in Danzig Wein (23 stopas) beim Gastwirth de Burser für 1 Mark gekauft. Während des Laurenziusmarkts werden viel Käse, Fische, Fleisch, Weißbrod und Bier gekauft. Zur Meldung der Ankunft wird ein Herold nach Marienburg vorausgesendet. Ein Theil des Gepäckes wird auf Prähmen in 7 Tagen direkt nach Königsberg befördert. Man kauft für 5 Mark panes, genannt Bysquyte. Von dem Empfang in Marienburg erfahren wir nichts. Wir finden den hohen Reisenden im Dorf Schöneberg im großen Werder wieder, dann am 14. August in Melvyn (Elbing), wo 72 Stof Wein bei einem Frühstück in vigilia assumptionis beatae Mariae (einem Kloster) eingenommen worden, dann in Braunsberg, Brandenburg und am

*) N. P. P. B. 1857 II., S. 395. Script. v. P. II., S. 788 ff.

16. August in Königsberg, ohne etwas Näheres zu erfahren. In Marienburg und Königsberg trug anscheinend der Orden die Kosten; die Beamten des Herzogs hatten nicht nöthig, etwas zu notiren. Von Königsberg geht's über Cremeton (Cremitten) „auf die Reis“. Neben andern Weinen wird auch Landwein gekauft. In Cremitten Nachtlager am 18. August. Ein Theil des Gefolges bleibt in Tapiau zur Nacht. Der Herzog nimmt in Neverketon (Norkitten) das Frühstück ein. Von da aus ist der Plan durch Insterburg nach Ragnit und nach Jurgenburg zu ziehen. Bald hinter Neverketon beginnt le Wyldrenesse und man kauft zu einem Tansportwagen zwei Pferde bei Andreas Straußberg. Eine Zögerung trat ein, als bei le Morest (Grauden) die Prahme nicht zur Zeit eintrafen. Endlich ist man in Jurgenburg. Nun wird Fourage in großen Massen aufgekauft, Schlachtvieh, Gänse, Hühner, Brod, Farin, Eier, Honig, Salz. Einem litthauischen Fischer wurden roches abgekauft. Schon vorher waren Brod, Hühner, Tauben bei dem Hofe des Meisters de Reynet (Ragnit) gekauft. Einem preußischen Wächter des Gepäckes im castrum de Instreburgh „wo der Herr auf der Reys“ stand, gab man 1 Mark dem Notar*) zu Conyngbergh Nicolaus de Prake, welcher den Kauf der Prahme und Karren verschrieb VIII £. Der Führer der Karren, Claus Schone und 17 Genossen erhalten für den Transport von Harnischen und Victualien von Königsberg bis Insterburg usque le Reys für Kopf und Wagen 1 M. 165 s., Wäscherinnen für 56 Scheffel Kohlen und Licht à Scheffel 2 Mark. In Königsberg zahlt man pro aqua ardenti 5 s.

Von dem Morden und Brennen auf le Reys erfahren wir Gott sei Dank nichts. Als Trophäen hatte sich der Herzog drei Litthauerknaben und mehrere mulieres mitgebracht. Diese Knaben werden einer Frau Wendel in Königsberg auf der Rückreise sieben Wochen lang in Pension gegeben. Am 10. Februar befindet man sich auf der Rückreise in Braunsberg und trifft über Elbing, Marienburg und Darsowe (Dirschau) am 15. März in Dansk ein.

*) Damals Secretair des Gerichts.

Dort nimmt der Herzog einen Wagen und macht dem manerium Episcopi (der 1415 zerstörten Burg des Bischofs von Cujarien auf Gorka, dem heutigen Bischofsberg), einen Besuch. Zur Rückfahrt, die wieder über See geht, werden 1/2 Last wysmerbeer (Wismar'sches Bier), 21 Stof vinum de granada, Leinen pro mulieribus et infantulis de Littowe, ferner IX urinales (?) auch viel Fische aus le Wysle mitgenommen. Die Weihnachtszeit, welche der Herzog in Königsberg verlebte, scheint eine heitere gewesen zu sein, Harfner und Gaukler bemühten sich die Zeit zu kürzen. Auch ein Besuch beim Könige von Polen fehlt nicht. Der Herold, der zum Könige mit Briefen geht, erhält sein Salair; drei fithelers, facientibus ministralciam coram domino in festo Natalis Domini erhalten ihren Sold, wie ein solcher nicht fehlt cuidam tumbleo und duobus fauconers portantibus faucons (Falken) de Magistro de Pruce; den 2 Mann Ehrenwache militibus de Pruce existentibus pro domino per totum le Reys pro regardo lisfacto in vigilia omnium Sanctorum, einem Schiffer, der Neuigkeiten aus England bringt (portanti nova), zwei Preußen, die dem Herzog bei seiner Ankunft dominica cum manlardis bringen, alle Herolde und Diener, ein gewisser fisicianus (Arzt, Physikus?) de Maryngburgh „visitans dominum", endlich bei der Abfahrt in Danzig die Geistlichen, — alle halten die Hand auf und werden freigiebig beschenkt. Zur Zeit der Abreise wird dort in vier Kirchen je 7 Tage lang ununterbrochen gebetet, die absolutia sibi concessa a papa nostro Bonifacio a pena et culpa ertheilt; jede Kirche erhält 16 pruss. Ob der Segen von le Reys eingetroffen, steht dahin. Wenn wir hören, daß der Herzog nach Hause zurückgekehrt 1399 das Werkzeug der Revolution zur Verjagung seines Vetters Richard II. wurde und demnächst selbst 1399—1413 als Heinrich IV. eine kurze und ruhmlose Regierung über England führte und wenn wir Shakespeare's Drama Heinrich IV. lesen, regen sich Zweifel daran.

Die Reise begann also vor Insterburg, wo die Wildniß anfängt, — etwa bei Groß Bubainen (Dorf) am 20. August und war vor Ablauf des October beendigt, dauerte also etwa

9 Wochen. Der übrige Aufenthalt vom 1. November bis 8. Februar = 3 Monate, ist wohl schwerlich ganz in Königsberg verbracht, wenngleich es darüber an Nachrichten fehlt. Die 7 Wochen — November und halber December — währeud welcher die Litthauerknaben in Pension gegeben werden, scheinen auswärts verbraucht zu sein, wohl nur beim Könige von Polen, an den ein Herold geschickt wurde, bei Jagello in Krakau.

Als Gasthäuser dienten bei uns die Klöster, in Danzig die Vigilia St. Laurenzii, in Elbing assumptio beatae Mariae und die Reisenden werden darin sicher besser aufgehoben gewesen sein, als in den entsetzlichen Tavernen Deutschlands, wie sie Erasmus von Rotterdamm auf seiner Reise schildert, wo Kneip- und Reisegäste, Männer und Frauen, alle in einem kleinen schmutzigen Zimmer speisten, kneipten und zusammen schliefen. Wem es in einem solchen Hôtel, in der Regel dem einzigen des Orts, nicht gefiel, dem rief man zu, er möge doch hinausgehen, wo es ihm besser gefalle!

Die große Straße führte von Danzig nach Marienburg, Elbing, Braunsberg, Königsberg, Kremitten, Tapiau, Norkitten, auf Insterburg; dies war der Ausgangspunkt der Reise. Von hier ab theilten sich die Wege.

Man kannte damals bereits Byskuytes, Branntwein (die Kartoffel freilich gab's damals noch nicht), viele Sorten fremden Wein, insbesondere spanischen, aber auch Landwein, den wir jetzt nicht mehr haben. Man brennt englische Kohlen.

Daß solche Reisende bei dem vielen Gelde, das sie in's Land brachten, von der Bevölkerung gern gesehen wurden, ist außer Frage. In etwa 8 Monaten wurden, wenn wir 1 Pfd. Sterling = 20 Mark und den Werth des Geldes nur doppelt so hoch rechnen, als heute (Horn, Alt. P. M. S. V, S. V, S. 63 rechnet ihn vierfach), mindestens 150,000 Thaler im Lande, meist in Königsberg verzehrt. Wenn von den 1000 Begleitern des Grafen und der wohl eben so starken Schaar der Ritter jeder eine ähnliche Zahl von Gefangenen mitgebracht hat, wie jener, so hatte sich die litthauische Bevölkerung bei uns wieder erklecklich vermehrt.

Wie jede Mode, so kam auch die der Kriegsreisen bei uns

im 15. Jahrhundert in Abgang; sie hören nach und nach auf. — Der Vorwand, die Litthauerbekehrung, fiel weg, seitdem Jagello Litthauen christianisirt hatte. — Unsere Nachrichten darüber sind unvollkommen, sie stützen sich fast nur noch auf Posilie und Wigand von Marburg und brechen dann ab.

Nach deren Berichten kam 1391 Friedrich der Streitbare von Meißen — seit 1422 Kurfürst von Sachsen — mit 500 Pferden, zwei Grafen von Schwarzburg, von Gleichen und von Plauen auf eigene Kosten hergezogen (Posilge III, 171, Wigand p. 644, 151). In demselben Jahre kam der Ritter Boucicant zum vierten Mal und eine förmliche schottische Flotte von 240 Schiffen mit Abendtheurern (Script. II, S. 796 u. 797); im Jahre 1392 kam Ms. Thomas Percy (Wigand C., 152) und viele andere Gäste (Wigand 154 und Posilge III, p. 180). Weiter erscheinen 1393 Herzog Wilhelm von Geldern, viele Gäste aus Frankreich und Graf Eberhard IV. von Württemberg, Johann Reidek aus Franken, und Herr Johannes de Subener (Wigand C., 156). Endlich im Jahre 1394 erscheint der Graf v. Leiningen, der englische Ritter Johann Beaufort, im October Eberhard von Enzenburg, der geldrische Ritter Rutger v. d. Boetzelaer u. a.

Damit schließt Bujack (A. M. S. VI, 516) die Reihe Mangels Nachrichten. Wahrscheinlich sind diese Besuche bis zum Verluste der Marienburg fortgesetzt und wie wir die vorstehende Reisebeschreibung Derby's einem Zufalle verdanken, so dürfen wir die Hoffnung hegen, daß sich noch in auswärtigen Archiven über dergleichen Reisen viele Nachrichten vorfinden werden, deren Mittheilung in hohem Grade erwünscht sein muß.

Reise des Grafen Guillbert de Lannoy nach Preußen 1412 ff.

Der Graf de Lannoy, in Flandern geboren, Rath und Kanzler des Herzogs von Burgund, Commandeur von Ecluse, hat in seinem Leben (1386—1450) bald als Gesandter, bald als Pilger und Krieger oder des Vergnügens halber fast ganz Europa und das heilige Land durchstrichen; bald ist er in Spanien im Kampfe gegen

die Mauern, bald auf der Insel Wight im Kampfe der Häuser Lancester und York, bald mit dem Grafen de la Marche in Falmuth und auf St. Malo Schiffbruch leidend, bald im Auftrage des Königs von England in Syrien und Egypten, meistentheils mit diplomatischen Missionen betraut, überall wo er erscheint ehrenvoll aufgenommen und willkommen.

Im März 1413 ist er, aus dem Kampfe gegen die Mauren in Spanien nach seinem Wohnort Ecluse zurückgekehrt, dort mit den Vorbereitungen zu einer Reise nach Preußen beschäftigt, die er gegen Ende seines Lebens in Lille in altfranzösischer Sprache beschrieben und die wir nach den Scriptores v. P. III, 443 wie folgt übersetzen und im Auszuge wiedergeben.

„Im März 1413*) reiste ich von Ecluse, um nach Preußen gegen die Ungläubigen (mescreans) in eine Armee zu treten, welche die Herren von Preußen gegen die Ungläubigen bildeten, fuhr über Meer in einem Hulke (hulque), passirte dann die Inseln Holland und Seeland, weiter das hohe und niedrige Friesland, Jütland (Gusteland) und kam nach Dänemark in eine Landschaft, genannt Zuntland, worin es eine Stadt Namens Skajen (l'Escaigne) giebt. Es sind an 100 Meilen (lieues) von Ecluse. Von Skajen passirte ich linker Hand Norwegen und gelangte von da in den Sund, welcher zwischen den Inseln Dänemark's und dem Königreich Schweden liegt. Man nennt dieses das Meer von Schonen (Scoene), wo man den Hering (le herencq) fängt. Das Meer ist das engste, genannt Sund; man passirt auf dänischer Seite ein schönes Schloß, genannt Helsenburg. Von da kam ich in mehrere Städte, wo Kaufleute weilten und mit Fischen Handel trieben, wie dem Hering, nach Schonen, Vältrenone, Drakul (Drakoer auf der Insel Amak) und Elebough (Malmö), dann kamen wir der Insel Bornholm vorbei, welche auch zur Herrschaft Dänemark's gehört. Dann passirten wir zur Rechten das Land von Lübek und von Mezonde (Stralsund), ferner das Land des Herzogs von Pommern, welche

*) Der Verfasser rechnet nach altfranzösischer Art den Beginn des Jahres mit Ostern.

abhängen vom König von Dänemark. Endlich kam ich an das Land und den Besitz der Herren von Preußen in einen Hafen und eine geschlossene Stadt Namens Danzig (Danzike), am Ufer der Weichsel (Wissel), welche ich in's Meer fließen sah. Man nennt den Hafen der Weichsel nach dem Namen des genannten Ufers (Weichselmünde).

„Das Land Preußen gehört den Herren der weißen Mäntel vom Orden Notre Dame. Sie haben einen Hochmeister, welcher ihr Oberster (seigneur) ist und wurde vor Alters das gedachte Land erobert mit dem Degen gegen die Heiden von Litthauen und Samaiten (de Letau et Samiette). Von Danzig begab ich mich auf einem Wagen (charioz) vor den genannten Hochmeister, welchen ich zu Marienburg fand, einer Stadt und einem sehr starken Schlosse, wo der Schatz, die Streitmacht (la force) und der Hauptstützpunkt aller Herren Preußens ist. Und ist das gedachte Schloß versehen alle Tage mit allen Lebensmitteln zur Unterhaltung von 1000 Personen 10 Jahre lang, oder von 10,000 ein Jahr lang."

Da die „Reise" der Kreuzherren nicht eilig war, so macht der Verfasser noch einen Ausflug nach Dänemark und findet sich dann wieder zu Johannis zu Danzig ein, wo er fortfährt zu erzählen:

„Von Danzig begab ich mich über die Weichsel nach Marienburg zum Hochmeister und von da nach Elbing (Melvinghe, niederländisch), das vier Meilen entfernt ist und sodann mit dem Hochmeister, der mich sehr freundlich aufnahm und mich in mehrere Städte, Höfe und Schlösser seiner Herren herumführte, bis wir wieder nach Elbing kamen, welches eine sehr schöne kleine Stadt und Comthurei ist, gelegen an zwei Ufern. Von Elbing machte ich mich auf den Weg durch die Städte Riesenburg (Kinseberg), Frauenburg (Wauwenbourg) und Brandenburg, dann kam ich nach Königsberg (Keuniczeberghe), welches ist eine große Stadt, gelegen an einem Flusse; es giebt da zwei Festungen (fermetez), welche dem Marschal von Preußen gehören und sieht man in dieser Stadt die Waffen, die Stelle und derzeit den Ehrentisch (le table d'honneur) der Reisen (de reises) von Preußen. Von Elbing bis Königsberg sind 27 Meilen. Zu Königsberg kamen von Danzig

Nachrichten um dieselbe Zeit, daß die Herren Preußens eine Reise auf den König von Polen und den Herzog von Pommern machen würden, welche die Sarrasins (Litthauer) begünstigten. Ich begab mich also von Danzig mit den gedachten Herren, welche auf einer Seite 15,000 Pferde und auf der andern Seite 6000 Pferde versammelt hatten, ohne das Fußvolk, wovon eine große Zahl war und zog mit ihnen durch die Wälder Preußens acht Tagemärsche bis an die Grenze Polens; wir traten mit Macht (a puissance) in das Herzogthum Pommern. Dort blieben wir 4 Tage und 4 Nächte, verbrannten 50 Kirchdörfer (villes à clocquiers) und machten große Beute. Dann kamen wir vor eine geschlossene Stadt, Namens Polleur, gelegen in der Masau, welche erobert wurde. Nachdem die Reise 16 Tage gedauert hatte, kamen wir nach Danzig zurück. Bald nach der Rückkehr wurde der Hochmeister, — le Russe de Palleu (Reuß v. Plauen) — welcher wegen Krankheit zu Marienburg geblieben war, gefangen genommen durch den Marschal und andere Comthure. Er wurde degradirt und von seiner Stelle abgesetzt wegen einiger Fehler, welche sie ihm zur Last legten*) und wurde in einen festen Thurm gebracht, wo er lange Zeit voll Ungeduld war, aber nachher erholte er sich und man gab ihm eine kleine Comthurei (Lochstadt) außerhalb des Gefängnisses; aber am Ende ist er gestorben an Kummer und Mangel (de doet et d'anoy).

„Bald nach der Abreise von Danzig begab ich mich nach Livland, um eine Winterreise mitzumachen. Man ging von Königsberg, welches 33 Meilen entfernt ist, nach Memel (Memmelle), welches ist eine Comthurei, gelegen am Ufer der Memel; dieses ist recht breit (molt grosse), daselbst giebt es ein Kastell, welches ist das letzte Preußens gegen die Grenzen von Samaiten. Man reist an der Meeresküste von Königsberg auf einem breiten Ufer (grosse riviere); man nennt diesen Weg den Strang (Strand oder Nehrung). Von Königsberg nach Memel sind 18 Meilen. Wenn

*) Man hat diese angeblichen Fehler zusammengesetzt (er folgt nicht den Conventsbeschlüssen, thut was er will, plant den Revanchekrieg, während das Land Frieden will u. s. w). Siehe Script. III, S. 335.

man diesen Strand passirt hat und in Samaiten eintritt, findet man die Gegend verlassen, ohne Weg und ohne menschliche Wohnung (genau so wie heute), immer rechts vom Meere; das ist der Strand von Litthauen.

Dann kommt der Reisende nach Livland, Riga, Libau und Nowgorod. Das ist eine wundersam große Stadt in sumpfiger Ebene, von Wäldern umschlossen, die Mauern schlecht aus Flechtwerk und Erde gemacht, nur die Thürme von Stein.*) Darin seien viele große Herren, Bojaren genannt, es giebt Bürger, die 200 Meilen ausgedehnte Besitzungen haben. Ihr Geld besteht aus silbernen Stäbchen (Keucelles), im Gewicht von ungefähr 6 Unzen ohne Gepräge; als Kleinmünze bedient man sich der Eichhörnchen- und Marderköpfe. Ihre Frauen kaufen und verkaufen sie auf dem Markt für ein oder zwei Stäbchen. Die Frauen tragen zwei Zöpfe, die Männer einen. — Von da begiebt er sich nach Plesco, einer mit Steinen und Mauern gut befestigten Stadt mit einem sehr großen Schlosse, das bei Verlust des Lebens kein Christ betreten darf; es bildet eine Herrschaft für sich unter dem Könige von Moskau; die Russen dieser Stadt tragen die Haare über die Schulter, die Frauen runde Diademe, wie die Heiligen. — Dann geht's zu Schlitten über den Peipussee, nach Dorpat und weiter nach Willna, zum Herzog Withold, der ihm einen Auftrag an den König von Frankreich giebt, sein Bedauern auszudrücken, daß dieser ihn nicht bei seinem Uebertritt zum Christenthum durch eine Gesandtschaft begrüßt habe, was die andern Fürsten alle gethan hätten." Den Rückweg tritt er wieder von Memel durch Preußen im Februar 1414 und fährt dabei fort:

„Ich kam an ein großes Schloß und eine kleine Stadt, eingeschlossen von Wäldern, gehörend den Ordensherren Preußens, genannt Ranghengt (Ragnit), welches ist ein Convent und eine Comthurei. Von Cauan (Caune) bis zu dieser Stadt sind 16 Meilen.

---

*) Wenn, wie ich meine, das Landesäußere späterer Zeit einen Rückschluß auf frühere Zeiten gestattet und Litthauen im 14. Jahrhundert etwa so aussah, wie Preußen im 13., so haben wir hier die Beschreibung unserer ältesten Burgen.

Von Ragnit kehrte ich nach Königsberg zurück, begab mich über ein großes Meer süßen Wassers, genannt das Haf (le Haf) und kam auf Schlitten (sur sledes) über das genannte Haf, welches noch immer mit Eis bedeckt war bis an die Stadt Danzig in Preußen." — Man gewinnt aus diesem Bericht außer den üblichen Wegen und Höflichkeitsbesuchen die ersten Beschreibungen unseres Haffes, der Nehrung und wohl den frühesten Blick auf Rußland, welches dem Reisenden wie ein Wunderland erscheint.

Für die Geschichte wichtig ist seine Mittheilung über die Absetzung des Hochmeisters Heinrich von Plauen. Die im strengsten Geheimnisse, in den vier Wänden des Conventssaals behandelte Politik, ist also doch Gegenstand des Gespräches der Herren mit distinguirten Fremden. Lediglich politische Gründe haben die Absetzung herbeigeführt, offenbar sind sie mit dem Grafen de Lannay besprochen, er ist abgesetzt einiger Fehler wegen, welche sie ihm zur Last legten, die er aber nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit erfährt und daher darüber nichts verlauten läßt. In den Worten und Ausdrücken liegt versteckt eine innige Theilnahme mit Plauen's Geschick, der sich auch unter uns Niemand entziehen kann.

Man bemerkt, daß der Reisende nicht, wie sonst üblich, beim Könige von Polen einen Höflichkeitsbesuch macht, während er dieses bei den Bischöfen zu Riesenburg und Frauenburg thut: er steht auf Seiten des Ordens gegen den polnischen König.

Die Huldigungsreise des Hochmeisters L. v. Erlichhausen 1450. (Script. IV, 84.)

Frühlingsanfang des Jahres 1450 war für Preußen ein feierlicher Tag. In allen Ordenshäusern wurde gebetet und Messe gelesen, um einen gottwohlgefälligen Meister; in allen Conventen fanden Festessen statt und Arme und Dürftige erhielten reichliche Gaben von der Festtafel. Der Wahlcomtur als Vorsitzender des Wahlcomité's zu Marienburg nannte Ludwig von Erlichhausen,

wie ihn Rosenfelder auf seinem prächtigen Bilde im Stadtmuseum zu Königsberg dargestellt hat, als den Würdigsten, trat mit dem Comité aus dem nebenan belegenen Wahlgemach in den Kapitelsaal und begrüßte ihn als Meister. Der Statthalter nimmt den Erkornen bei der Hand und führt ihn in die Marienkirche nebenan, wohin die Ritter folgen, die Priesterbrüder stimmen das te Deum an, die sonore Orgel und die Schüler stimmen ein, der Statthalter giebt dem neuen Meister den violetten großen Ring, den Rosenfelder gezeichnet hat, empfängt von ihm den Bruderkuß und die Wahl ist vollendet. Inzwischen verkünden die Glocken des Haupthauses dieselbe und schnell zieht sich das Geläute als Verkündigung froher Botschaft von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf durch's ganze Land.

Wenige Tage darauf am Mittwoch vor Ostern kommen Rath, Scheppen und die ganze Gemeinde der treuen Hauptstadt Marienburg auf's „Haus", huldigten und schwuren dem Meister nach alter Art „ihm und seinem ganzen Orden getreu und hold zu sein". Das that dem Meister wohl; denn schon hatten die kommenden Ereignisse ihren Schatten vorausgeworfen und von Elbing her waren Stimmen laut geworden, daß man nur dem Meister, nicht mehr dem ganzen Orden schwören wolle. Natürlich bewirthete der Meister die Bürger seiner treuen Haupt- und Residenzstadt Marienburg und wieder wird es einen frohen Tag gegeben haben.

Kaum hatte sich der Meister in seiner neuen Wohnung im Mittelschlosse, in Meisters Stube, in seinem Gemach wohnlich eingerichtet und seinen neuen Hofstaat ernannt, den für seine Hauscapelle bestimmten Priesterbruder nebst ein Paar Schülern oder Pagen, einen Haussecretair (Notar), vier Turcopulen oder leichtbewaffnete Reiter (Feldjäger), seine beiden Cumpane (Adjutanten), den Leibkoch, den Schäffer, die Läufer und die anderen Diener, so setzte er sich auf und ritt in Begleitung einer auserwählten Schaar Ritter in's Werder nach Leszkau, um auch dort die Huldigung entgegenzunehmen. Es kamen die Rathleute, der Schulz, die Dorfsgeschwornen und huldigten ihm in gleicher Weise. Damit hat aber seine Freude ein Ende, die alte Treue

wankt.*) Als er darauf nach Grebyn in's Stobbelau'sche Werder reitet, schwur man ihm einen andern, „den in Elbing abgedrungenen Eid“: Ich — huldige Euch Herr Ludwig, als dem rechten Herrn und schwöre Euch rechte Manschaft und gelobe Euch Treue und Wahrheit ohne Arglist, daß mir Gott helfe und die Heiligen. Vorbaß gelobe ich bei demselben Eide, wenn ein Hochmeister verstirbt, wen dann der Orden vor einen Obersten wird halten binnen Landes, mich an den zu halten und dem gehorsam zu sein bis zu der Huldigung eines neuen Herrn Hochmeisters.

In diesem Eide war von Treue gegen den ganzen Orden, was im Grunde die Hauptsache war, nichts gesagt und es lag versteckt darin, daß die Huldigenden für den Fall, daß der Hochmeister nicht stirbt, sondern abgesetzt wird, sich freie Hand behielten.

Die Schwäche des Hochmeisters zeigt sich nun darin, daß er, statt eine solche bedingte Huldigung abzulehnen, darauf — es klingt wie Verabredung — antwortet, wie ein constitutioneller Fürst (etwa damals der polnische König): Liebe Getreue, wir danken euch eurer Huldigung, und sagen euch zu, daß wir euch wollen lassen bei euren Rechten, Privilegien und Freiheiten, die ihr habt von uns, unseren Vorfahren und unserem Orden und wollen euch die nicht weigern, sondern lieber mehren und bessern und getrauen euch, daß ihr auch ein solches wiederum pflichtig seid uns und unserm Orden.

Hierzu schwiegen die Huldigenden und nur die zu Osterode antworteten ihm, daß sie das gerne thun wollten.

Das einmal gegebene Beispiel steckte an und Städte und Dörfer schwuren ihm hinfort nicht mehr den alten, sondern diesen modificirten Eid.

Begleiten wir ihn auf seinem, den ganzen Sommer über ununterbrochen fortgesetzten Huldigungszuge, so finden wir ihn am 5. Mai in Danzig, wo Altstadt und Jungstadt besonders huldigen,

---

*) Vielleicht schreibt sich aus jenen Tagen der Königsberger Vers: Was fehlt der schönen, runden Welt — die alte Treu und altes Geld — die alte Treu und altes Geld — fehlt überall der schönen Welt. Erläutertes Preußen 5 S. 483.

in Dirschau, Subwicz, Beren(dt), Stum, Christburg, Saalfeld, Pr. Mark, Illaw, Nuwenmarkte, Brathean, Straszberg, Redin, die von Lessen huldigten zu Roggenhausen, dann reist er nach Graudenz, Papau und trifft am 2. Juni in Thorun ein, geht nach Brigelaw, Gylaw, Schönensee, Aldenhaus, Colmen, Swezen, Twchel, Schlochaw, am 18. Juni ist er in Conitz, Reysschaw, am 23. Juni in Stargard, am 24. Juni in Mewe, 25. in Neuenburg, 9. Juli in Elbing, 11. in Tolkamit, 12. in Heilgenbeil, 16. in Synthen, woselbst auch die Creuzburger huldigen, in Brandenburg, Huntenau, am 21. Juli in Königsberg, von wo es auf die Kammerämter Wargen, Girmau und Pobethen, am 23. Juli nach Waldau, woselbst die von Schoken, Kaymen und Waldaw huldigten, am 26. Juli nach Labiau geht, wo auch die Freien von Cremitten und Tapiau huldigen; am 27. Juli in Welau, wo auch die aus Nadrauen und von Allenburg huldigen, 28. in Wohnsdorf, 29. in Gerdauen, wo auch die von Angerburg und Nordenburg huldigen, am 31. Juli zu Domnau, 2. August in Flaw, wo die von Worynen und Worgischen mithuldigen, am 4. August zu Bartenstein, 6. zu Schippenbeil nebst Lewenburg „der Stadt“, 8. zu Barten nebst Drengfurt, 10. Rastenburg, 12. Sehesten, 14. Sensburg, 15. zu Ortelsburg mit Passenheim, an demselben Tage huldigen zu Peitschendorf die von Johannisburg, 16. August Malge und Neidenburg — und huldigen daselbst die Preußen und die Deutschen — 18. Soldau, 20. Osterode, 21. Vierzighufen, 22. Hoenstyne, 27. Liebemühl, woselbst die Familie Steckel besonders huldigt, 28. in Morungen, 31. Liebstadt, am 1. September endlich zu Holland.

Im folgenden Jahre fand noch eine Art Nachhuldigung für die Orte Bewtaw, Lauenburg und Mirchaw, sowie Putzig statt.

Im Osten schließt darnach die Cultur mit Labiau, Welau, Allenburg, Gerdauen, Barten, Drengfurt, Bartenstein, Rastenburg, Sehesten und Sensburg ab, im Süden mit Ortelsburg, Neidenburg, Soldau, Hohenstein, Osterode, Roggenhausen, Strasburg, Thorn. Was östlich und südlich davon liegt, ist Wildniß, in welche Ordensburgen eingestreut sind; Johannisburg liegt wie eine Oase darin. Unsere Städte Memel, Tilsit, Insterburg, Gumbinnen,

Stallupönen, Pillkallen, Schirwindt, Darkehmen, Golday, Oletzko, Lyk, Lötzen, Nikolaiken, Willenberg, Briesen, Lautenburg, existirten damals noch nicht; Passenheim, das doch wohl schon existirt hat, wird nicht erwähnt. Das ganze Ermland, welches damals wie heute staatlich zu uns gehörte, wird nicht bereist. An dieser Seite finden sich Ortschaften, die heute vom Erdboden verschwunden sind, die gleichnamigen Burgen sind meist im späteren Bürgerkriege zerstört und haben den Untergang der in ihrem Schutze erbauten Ortschaften nach sich gezogen: Brathean, Roggenhausen, Papau, Brigelaw, Altenhaus, Reysschaw und „der Stadt Lewenburg". Wo, wie in Christburg, Thorn, Elbing, Bartenstein und Welau die Entwickelung des städtischen Wesens schon mehr vorgeschritten war, übte die Zerstörung der Burg auf das Gedeihen der Stadt keinen erkennbaren Einfluß.

Wenn man diese Huldigungen vergleicht mit derjenigen König Friedrich Wilhelm's IV. oder Wilhelm's I., wobei sich auf dem Schloßhofe zu Königsberg Sendboten des ganzen Landes zusammenfanden und auf einmal huldigten, so fühlt jeder leicht heraus, wie sich das Staatsgebäude, dessen Bausteine zu Ludwig von Erlichhausen's Zeit noch vereinzelt herumlagen, seitdem zu einem Ganzen zusammengefügt hat.

3. Ordensstillleben.

„Räthselhafte Menschen, nennt Treitschke*) die Ritter, die zugleich rauflustige Soldaten waren und streng rechnende Verwalter, zugleich entsagende Mönche und waghalsige Kaufleute und mehr als all dies, kühne, weitschauende Staatsmänner." Doch herrschte darin eine Arbeitstheilung und nur in gewissen feierlichen Stunden, in den Capitelversammlungen trat dieser gemeinschaftliche Charakter hervor.

Staatsmänner waren einzelne eigentlich nicht, wohl aber bildeten das versammelte Generalcapitel und die Jahrescapitel einen

---

*) Das deutsche Ordensland in Preußen.

Senat, dem es, wie dem ihm vielleicht als Muster gedienten großen Rathe zu Venedig an weiser Staatskunst nicht gebrach. Diese Kapitel waren der eigentliche Sitz der Regierung, die Hochmeister und Beamten nur ihre Organe, denen sie verantwortlich waren, Rechenschaft legen mußten und sich, wie Heinrich von Plauen, willig fügten. Beim Umzug nach Marienburg muß man, wieder nach dem Vorbilde Venedigs, wo die Hochmeister nach der Aufgabe des Morgenlandes residirten, an die Errichtung eines engeren Rathes gedacht haben, wozu jede Aristokratie neigt. Man schuf die vier Hauptämter des Großcomthurs, Oberstmarschalls, Oberstreßler und Oberstspittler, verfehlte aber die Organisation durch örtliche Trennung; der Marschall wurde an die damalige Grenze in Königsberg, der Oberstspittler in Elbing placirt und nur die beiden andern blieben in Marienburg. Sie wurden durch diese örtliche Trennung verhindert, gemeinschaftlich zu wirken; vielleicht mag das auch beabsichtigt gewesen sein.

Die „weisesten Leute" wurden zu Verwaltern gewählt und haben als Comthure, Treßler, Kassenbeamte, Magazinverwalter, Visitatoren so exakt und prompt gedient und Buch und Ordnung gehalten, wie selten eine Verwaltungsmaschine. Grunau*) erzählt und Jeroschin bestätigt es, daß die Verwaltung Winrich's von Knieprode schon bei den Zeitgenossen in Deutschland berühmt war und zu dem Sprichwort führte: „bist du klug, so gehe hin und täusche mir die Brüder in Preußen." Jeder Burgconvent soll zu seiner Zeit mindestens ein Paar Personen gehabt haben, welche vermöge ihrer praktischen Ausbildung und Befähigung zum Hochmeisteramt geeignet waren. Wohl noch aus der Erinnerung Lebender berichtet Grunau: „Seine Tage hatte er viele Amtleute, er ließ sie nicht gerne zu hoch steigen und zu lange nicht Gewalt führen. Er hielt viel Kapitel, darin er viel entsetzte, und lange sich bedachte, einen andern zu setzen, er wollt überall selber wissen, ob er traf an weltlichen oder geistlichen Sachen." Das war eine feine Taktik, die sich der Mönch nicht aus den Fingern gesogen, sondern irgendwo aufgefangen hat.

---

*) S. 611.

Das Rechnungswesen ist fast vollständig im Archiv zu Königsberg erhalten und wird auch heute noch von den peinlichsten Arbeitern der Oberrechenkammer als ein vorzügliches anerkannt werden müssen.

In der Eigenschaft als große Kaufleute werden wir in der folgenden Chronik von Memel die beiden Großschäffer zu Marienburg und Königsberg unter Aufsicht des Großcomthurs kennen lernen.

Als Soldaten haben wir sie auf viele Kriegsreisen begleitet, die ganze Ordensgeschichte ist ja im Wesentlichen Kriegsgeschichte und das Studium ihres technischen Schriftstellers, Wigand von Marburg, Script. II, S. 429—662, kann militärischen Schriftstellern nur dringend anempfohlen werden. Es ist die einzige, aber vorzügliche Quelle für die taktische Seite.

Es bleibt uns übrig, das stille Leben der Mönchsseite zu schildern und die Ritter haben in Demuth und Bescheidenheit gerade hierin ihren Hauptvorzug erblickt. Unter dem Bilde eines Hochmeisters im Kapitelsaal zu Marienburg, das dessen Erscheinung der Nachwelt erhalten und in einem Wahrspruch das eigentliche Wesen seines Charakters überliefern und rühmen sollte, fand man den Spruch

Demut und gotis vurchte
viel creftlich in ihm wurchte
daz er dieser werlde gust (gunst)
versmehte sam (gleichsam als) geringe Lust.

Es ist das eine Auffassung des Lebens, zwar einseitig, aber ebenso erhaben, wie die der Stoiker des Alterthums.

Das Ordensleben, wie es Voigt im Bande 6, S. 487 ff., seiner als Grundlage vortrefflichen Geschichte Preußens schildert, war das reine Mönchsleben. Sofern nicht eins der vielen Aemter, eine Kriegsreise oder ein auswärtiger Auftrag eine Abwechselung schuf, war es ausschließlich der frommen Betrachtung, Anbetung und dem Cultus geweiht, und jede häusliche bürgerliche Störung peinlich verbannt. Unsere Zeit versteht es, wie man in Pflege der Wissenschaft oder Kunst sich so vertiefen kann, daß man die Welt

vergißt und nur für den wissenschaftlichen Zweck lebt. Aber sie versteht es nicht mehr, wie man in verzückter Begeisterung und Gottesbetrachtung, in Gebet, Kasteiungen und Gesängen sein Leben verbringt; sie nennt es Stumpfsinn und Mystizismus und schaut mit einem gewissen Mißtrauen auf ihre Pfleger. Doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der bessere Theil der mittelalterlichen Mönche und geistlichen Ritter diese religiöse Vertiefung ehrlich gemeint und aus Ueberzeugung gepflegt hat; die Auffassung und Anschauung hat so gewechselt, daß es schwer wird uns hinein zu denken und es zu verstehen, wie sonst verständige Leute ein solches Leben nicht bloß ertrugen, sondern wie obige Verse unter dem Hochmeisterbilde als Vorzug preisen konnten.

Schon das Noviziat, welches wie bei den übrigen Mönchen ein Jahr dauerte, war eine echt klösterliche Einrichtung. Bestand der junge Bürgerssohn aus der Stadt, der junge Rittersohn dasselbe und wurde aufgenommen, so leistete er einen Eid dahin:

> Ich verheiße und gelobe Keuschheit meines Lebens, ohne Eigenthum zu sein, und gehorsam Gott, St. Marien und Euch, dem Meister des Ordens des deutschen Hauses, daß ich gehorsam sein will bis in den Tod,

und nahm von da ab Theil an dem stillen Conventsleben. Wenn die Brüder in dem gemeinschaftlichen Schlafsaal, wo sie gegürtet und mit Unterkleidern, „wie sich geistlichen Leuten geziemt“, beim Scheine der Nachtlampe geruht hatten, begann des Tages Kreislauf mit der Frühmette, in welche alle unter Vortritt der Priesterbrüder und Knaben paarweise zum Kirchlein traten und sich dort vor ihren rings um die Wände hingestellten eichenen Chorstühlen aufstellten. Jede dritte Stunde des Tages fand ein solch gemeinschaftlicher Gottesdienst statt, zuerst 6 Uhr früh die Prime, 9 Uhr die Tertie, 12 Uhr Mittags die Sexte, 3 Uhr Nachmittags die None, 6 Uhr die Vesper, 9 Uhr die Complete. Auch gab es noch einen oder mehrere Nachtgottesdienste, wohl um 12 und 3 Uhr.*) Durch das ganze Land war die Form des Gottesdienstes fest ge-

*) Voigt, Bd. 6, S. 493.

ordnet, man durfte nirgends davon oder von den vorgeschriebenen Breviren im geringsten abweichen, bei jedem Tag- oder Nachtgottesdienste mußten die für ihn vorgeschriebenen Gesänge und Gebete streng gehalten werden. Niemand, nur die Kranken und zuweilen die amtirenden Priesterbrüder durften der Andacht fern bleiben. Doch waren Klagen, daß der Nachtgottesdienst nicht regelmäßig besucht werde, häufig, und Paul von Rußdorf befahl den Hauscomthuren (deren sich in der Regel einer in jeder Burg als oberster Oeconom und Hausvater befand), daß sie solche Brüder härtlich darum strafen sollten, weil sie der Gezeiten oder der Kirchen nicht warten. Diese Gezeiten hatte der Glöckner, der auch die Uhr stellte und den Küster spielte, mit der Glocke laut anzuzeigen. Während der Andacht war alles, selbst leises Reden mit Dritten, verboten, „auf daß den Brüdern das zu Herzen gehe, was sie mit dem Munde sprechen". Genau war vorgeschrieben, welche Gebete stehend, knieend oder sitzend gesprochen werden sollten. Das Credo und das Paternoster mußte jeder Bruder hersagen können. Siebenmal im Jahr, besonders zu Gründonnerstag, nahmen alle Brüder das Abendmahl und wurden dabei auf das Credo und das Paternoster geprüft. Die Priesterbrüder ordinirten die Andacht und hatten eine Art Strafrecht. Zu den vielen Fast- und Feiertagen des katholischen Glaubens kamen noch besondere Gelegenheiten zu kirchlicher Feier: das Todtenamt, welches für jeden gestorbenen Bruder gehalten wurde, und für den jeder Bruder 100 Paternoster beten mußte. Dann noch täglich 15 Paternoster für alle verstorbenen Ordensbrüder.

Alle Brüder trugen die gleichen, übrigens aus den besten englischen und holländischen Tuchen, die der Trappier durch den Großschäffer resp. dessen Lieger en gros im Ausland aufkaufte, hergestellten Kleider, den weißen Tuchmantel mit schwarzem Kreuz, welches auch an den Kogeln oder Kappen und am Rocke sich befand und in die Kokarde des preußischen Militärs übergegangen ist; Mecheln'sche Tücher und Huntschoß gab's zu Mänteln, die Kogeln aus gutem gyrischen Gewande mit Leytischem Gewande unterfüttert, die Hosen von gutem englischen Gewande. Zur Messe

zogen sie Nachts in Pelzen aus Schaf- oder Ziegenfell und in Schuhen. Köstliches Futter oder Zierrath war verboten. Die Schuhe durften nicht Schnüre, Spitzen, Schnabel oder hohe Absätze (Unken) haben, die Sporen mußten ohne Ringe, Senkel und Rad sein. Selbst die Haartracht war vorgeschrieben, hinten kurz, vorne länger, die Bärte ungeschoren, doch mit Maß.

Die Speisen nahmen sie ein-, zuweilen zweimal des Tages gemeinschaftlich im Speisesaal oder Versammlungsremter ein, der Comthur mußte dabei sein. Jeder mußte bescheiden warten, bis man ihm Speise reichte und seinen Krug mit Bier füllte. Es gab nur gute Hausmannskost ohne alle Leckerbissen. Früher aßen je zwei Brüder aus einer Schüssel und an drei Tagen der Woche gab es Fleisch, an den übrigen Milch- und Eierspeisen, Freitags nur Fastenspeise. Ein sehr beliebtes Gericht waren Fische, die sehr mannigfach zubereitet wurden und von denen es eine viel größere Zahl von Arten gab, als heutzutage.*) Drei Tische wurden gedeckt, der Herrentisch, der Withingstisch und der Jungentisch. Für Kranke gab es einen bessern Conventstisch. Während des Essens herrschte tiefes Schweigen, Niemand sollte mit dem Nachbar sprechen. Besondere Vorleser lasen geistliche Sachen vor, „weil auch die Ohren hungern nach Gottes Wort". Jeder setzte sich mit geschlossenem Mantel zu Tisch, Niemand stand eher auf, als bis alle gespeist. Am Anfang und Schlusse sprachen Priesterbrüder Tischgebete. An Fastentagen kam man 6 Uhr Abends im Versammlungsremter zur Collation zusammen, erhielt dort Meth und Crude (ein räthselhaftes, aus verschiedenen Gewürzen mannigfach bereitetes Gemisch, das, da es zum Meth genossen wurde, unmöglich unserer Kirsch- oder Pflaumenkreide (wie Weber meint) ent-

---

*) Altp. Monatssch. V., 481 und besonders Simon Grunau, S. 45, der uns das vollständigste Verzeichniß der damals vorhandenen Fische geliefert hat. Als Feinschmecker scheint er sie besonders bevorzugt zu haben und führt außer denjenigen Sorten, die wir noch haben, u. a. an: Czopenn, morchen, lobiesfisch, boetelfisch, canthoi, bramfisch, persken, merschwein, seehund, Welze, peisker, Smerlen, Tobellen, Wolkog, saulhoexte, Lampreden, perske, czigenn, Ellrichen, rapenn, czarn, Marenen, Rothaugen, Rothscheeren, Cablau, Berger Oere u. a.

sprochen haben kann, sondern compact gewesen sein muß; wenn es nicht unsere Morsellen sind, so ist's sicher unser Pfefferkuchen*) und blieb da, bis die Glocke zur Complete rief, schweigsam oder im geistlichen Gespräche begriffen.

Den Brüdern war verboten, zu halben oder zu vollen (funditus) zu trinken, auch sollten sie nicht das Bier „messen" (seine Stärke proben) und überall Maß halten.

Kein gesunder Bruder schlief auf Matratzen oder Federbetten, ein Strohsack, ein Kopfkissen, ein Bettlaken und eine leinene oder wollene Decke mußte genügen.

Kein Bruder durfte einen Verschluß, Kiste oder Tasche haben, alles (was nicht amtlich zu verwahren war) mußte offen liegen, die Thüren der Zellen und Wohnkammern sollten stets offen stehen, damit man alles darin übersehen konnte. Correspondenz war nur, wie in unseren Gefängnissen, unter Aufsicht gestattet, die Jagd den Brüdern versagt, allenfalls dem Comthur gestattet. Karten- und Würfelspiel war verpönt, nur das Schachspiel („Schachzabel") und das Zakunenspiel (Zickzack) gestattet. Das einzige Gaudium bestand darin, wandernden Musikanten, blinden Liedsprechern, Kunstpfeifern zuzuhören, oder Gauklern und Bärenführern im Schloßhofe vom Kreuzgange aus zuzusehen. Nur den Comthuren und dem Meister war die Falkenbeitze gestattet und nur dieser durfte Falken als Geschenk in's Ausland senden.

Brüderliche Liebe und Sanftmuth sollte den Brüdern ihre Last tragen helfen, heimliches Lästern, Rühmen der Vorfahren, Lügen, Fluchen, Schelten war verpönt.

Jedem Bruder wurden drei Rosse gehalten, doch durfte er sie weder vertauschen noch veräußern; ebenso wie Kleider und Waffen standen sie nur in seinem Gebrauchsrechte. Die Waffen bestanden aus Speereisen (Spießen), Schwertern, Bogen und verschiedenen Armbrüsten (Wind-, Stegreif-, Rückarmbrust), die Rüstung aus Eisenhüten, Hauben, Helmen, Platen oder Brustharnischen, Blechhandschuhen, Kniebuckeln, Vorstollen, Harnischhosen und Schilden.

---

*) Die Mönche zu Oliva genossen am Charfreitag Brod und Wasser, Hirsch, Oliva N. P. P. Bl. 1880, S. 26.

Altersschwache oder kranke Brüder wurden in der Firmerie gepflegt.*) Zu Marienburg gab es eine Herrenfirmerie und eine für Knechte und Hofgesinde, jede bestand aus mehreren Gemächern, Capelle, Badestube und Küche. Aerzte haben darin nicht gefehlt. Erwähnt wird der Magister Johannes, ein Augenarzt Meister Conrad, die Wundärzte Wachsmuth und Gerke, der Pferdearzt Kunz.**)

Außer den großen Ordens- und Landkapiteln wurde in jedem Convente Sonntags ein Hauskapitel abgehalten und darin die Disciplinarstrafen verhängt. Die Gesamtheit der Brüder bildete das Richtercollegium; man nannte die Strafvollziehung „den Empfang der Juste". Ohne etwas begangen zu haben, empfing jeder Bruder dreimal wöchentlich die Juste oder Kasteiung. Es gab vier Strafarten; durch Zeugniß zweier Brüder wird man überführt; wenn nicht den bisher Unbescholtenen Gnade traf, so verfiel er; heimlichen Umgang mit Weibern, Lüge, bestraft man, indem man ein bis drei Tage „zur Buße setzt". Entziehung des Kreuzes, Jahresbuße (ein Jahr lang wie ein Knecht dienen und mit den Knechten leben) Gefängniß oder Verlust des Ordens waren die Strafen. Die büßenden Brüder hatten im Kapitel ihre besondern Stellen. — Man wolle indeß nicht glauben, daß sämmtliche Ordensleute in Friedenszeiten dieses Stillleben geführt haben. Nur der kleinere Theil, nämlich die nicht mehr und die noch nicht zur praktischen Arbeit brauchbar waren, die Greise und die Novizen, pflegten dieser beschaulichen Ruhe. Der größere Theil der Ritter war Tag über in und an den Burgen praktisch beschäftigt, und jeder, den der Comthur oder der Convent dazu berief, verpflichtet, jede Dienstleistung des praktischen Dienstes zu übernehmen. Da lag dem Hauscomthur die Oeconomie des Hauses, dem Kellermeister die Sorge für das Getränk, dem Küchenmeister des Leibes Nahrung, dem Backmeister die Leitung des Backhauses, dem Kornmeister die Um- und Aufschüttung, die An- und Abfuhr des Getreides, dem Fischmeister der Fischteich, dem Spittler das ganze Krankenwesen,

*) Voigt l. c., S. 514.
**) Scipt. IV., S. 111.

dem Trappier das ganze Kleiderwesen und die Menge von Halbbrüdern ob, welche aus den großen Tuchvorräthen die Kleidung der Ritter und aller Ordensleute fertigten und besserten, dem Treßler das Schatz- und Rechnungswesen ob, dem Glockmeister die Aufsicht über die Kirchengeräthe, Bücher, Meßgewande, Lampen, Lichter, die Kündigung der Tageszeit mit der Hausglocke, dem Karwansherr das Geschützwesen, die Büchsen, das Schirrhaus, dem Schnitzmeister das Schnitzhaus mit Armbrüsten, Pfeilen, Bogen, da gab es Zimmermeister, Steinmeister, Schmiedemeister, Pferdemarschälle, Thormeister, Gartenmeister, Pfaffenbrüder, Laienbrüder, Halbbrüder (mit halbem Kreuz, verheirathete Städter, die im Orden ein Amt versahen) — überall trat das Leben an die Ritterwelt heran und während die Greise den Novizen Unterweisung gaben, trug man draußen Getreide Trepp auf, Trepp ab, hämmerte in den Schmieden, bändigte die Pferde — kurz, wer aus den Fenstern des Remters schaute, sah um sich das bunte überall geschäftige Leben und Treiben und nur wenn die Glocke zur Hora rief oder bei Tisch und zur Nacht eilten die Beamten in die Kirche und die Remter und fand sich die ganze Ritterschaft vereint zusammen. Das Geräusch des Lebens verstummte für kurze Zeit und das bunte geschäftige Leben begann erst wieder, wenn dem Dienst Gottes Genüge geschehen war.

4. Der Ordensstaat und sein Gesetz.

Die Kreuzzüge führten eine Menge Abenteurer in den Orient und dieser berauschte mit seiner Gluth, seinem Reichthum, seinen Weibern die Kreuzfahrer. Viele werden in Ueppigkeit verkommen sein, entarteten in Zügellosigkeit und im Genusse leicht erworbener Schätze; viele Krankheiten überfielen die solcher Schwelgerei Ungewohnten und Niemand hatte recht Lust, sich der Pflege der Kranken zu unterziehen.

Aus einer Reaction gegen diese Zustände entstanden die geistlichen Ritterorden, insbesondere derjenige der Marienritter. Ihre

Gesetze geboten ihnen, um Ordnung in das Ritterwesen zu bringen, Gehorsam und Schweigsamkeit, um die Ritter den orientalischen Weibern und der Entnervung zu entziehen, die Keuschheit, ferner um Plünderungs-, Reichthums- und Genußsucht von ihnen fern zu halten, die Armuth, endlich um die von der Heimath abgeschnittenen Verwundeten und Kranken, die sonst elend verderben mußten, möglichst zu erhalten, die Pflicht der Krankenpflege: Gebote, die den Zeitverhältnissen und jeder verständigen Organisation zur Zierde gereichen und an sich noch heute ebenso mustergiltig sind, wie Luther's Gebote. Auf dem Gehorsam beruht unsere militärische Disciplin, die Keuschheit stärkt und adelt noch jetzt den Jüngling und die Jungfrau, auf der Erhaltung des Dienstgeheimnisses, also auf der Schweigsamkeit beruht die Stärke unserer Beamtenorganisation, äußere vergängliche Güter nicht über Gebühr zu schätzen, ist ein Axiom der Philosophie und den Armen und Kranken hilfreich beizustehen ein Gebot des Christenthums. Mit solchen Satzungen hätte der Orden noch heute bestehen können.

Aber religiöse ascetische Schwärmerei übertrieb diese verständigen Gesetze und stellte sie dadurch in einen Gegensatz zur menschlichen Natur, wodurch sie auf die Dauer unerträglich wurden. Durch den Eintritt in den Orden hörte der Deutschordensritter auf, Mitglied seiner Familie zu sein, gab Vermögen, Freiheit, Vaterland auf, um bloß für den Orden zu leben, entsagte jeder menschlichen Regung und unterwarf sich blindlings dem Befehle seiner Oberen, ja sogar der Gedankenaustausch mit seinen Genossen wurde ihm nur ausnahmsweise, in der Conventssitzung, gestattet. Er durfte ohne Erlaubniß keinen Brief von Hause erhalten, durfte nicht mehr seine Mutter, geschweige die Schwester küssen, kein Kleinod, das sie ihm mitgaben, behalten, kein Pferd, kein Falke, kein Schwert war sein eigen, alles gehörte dem Orden. Wehe dem Ritter, der über das, was in den Versammlungen der Ritter gesprochen war, gegen einen Dritten eine Silbe verlautbarte. Natürlich mußte zu dieser Uebertreibung der Principe die menschliche Natur zuweilen in Opposition treten und in oft gewaltsamen Eruptionen erscheinen. Jeroschin, wenn ich nicht irre, erzählt im Eingange seiner Geschichte

von einem Ritter, ich glaube einem Grafen von Nassau, dessen ganzes Wesen sich den Ordensregeln, denen er sich für's Leben unwiderruflich geweiht hatte, empört entgegenstellte; in der Verzweiflung ergriff er bei dem Gottesdienste die Monstranz aus der Hand des Priesters, warf sie zu Boden und trat sie mit Füßen, eine wohlüberlegte und verständliche Opposition der beleidigten Natur. Man bewältigte ihn und warf ihn in den Thurm, wo er starb. Einen Belag für den Conflict mit der Eigenthumslosigkeit liefert der Mörder Werner's von Orseln, Johann von Endorf, dem man zwei hübsche Pferde von Hause geschickt hatte. Als der Meister ihm dieselben wegnehmen ließ, entbrannte er vor Wuth und kam in seiner Raserei auf den Gedanken, den Meister zu ermorden, welchen er bekanntlich ausführte.

Einen Belag für den Conflict mit dem Gesetze der Keuschheit liefert unser alter Simon Grunau.*)

„Um diese Zeit," erzählt er, „starb auf Brandenburg Bruder Günther von Hohenstein, daselbst Comthur. Dieser baute mit Urlaub des Meisters aus seinem väterlichen Erbgute 16 Dorfkirchen und schmückte sie, wie es Sitte war. Dieser, als er ein junger Mann und ein schöner nnd freundlicher Mann war, um deswillen ihn viele Frauen begehrten, er aber seine Tage dies nicht im Sinne hat gehabt, mit Weibern zu verkehren. Es begab sich, als er Hauscomthur in einer namhaften Stadt war, daß der Hochmeister einen Bürger um seiner Getreulichkeit wegen in Ordensgeschäften in ferne Länder schickte und dieser ließ ein junges närrisches Weib daheim. In dessen Abwesenheit nun geht Bruder Günther vor dem Hause jenes Bürgers vorbei und die Frau stand in der Hausthür. So wollte er nun ein Ehrenwort thun und sprach, liebes Fräulein, habt guten Muth, denn wir haben Botschaft, daß es eurem Manne wohl gehet und solcher Worte machte er viel. Die Frau ward entzündet und sprach: Und ich möcht ein Kindlein von solch einem schönen Manne haben, ich wollt mich mein Lebtag wohl haben. Günther vernahm des Weibes Narrheit und sprach mit lachendem

---

*) S. 361.

Munde: und wahrlich, mein Herzlein, willst Du's, so soll's Dir werden und sie willigte mit Freuden ein. Er sprach: Ich sehe, wie Ihr eine böse Geschwulst habt, ihr würdet ein schlecht Kind tragen, mit vielen Gebrechen beladen. Aber um meinetwegen fastet morgen zu Wasser und zu Brod und sie einwilligte. Und es geschah, wie er sie mit solcher „Subtiligheit" 14 Tage aufhielt und sie fastete, daß sie ohnmächtig wurde und todt krank lag. Da kam er und fragte, ob sie nun besser und aufgelegt wäre. Da sprach sie, so behüt mich Gott, wie sollt ich Neigung haben, so ich mich verhungert habe, daß ich nicht reden kann und erkenne, wie man mit mir in Täuschung umgeht. Günther hub an und lachte und sprach: Sag mir mein liebes Fräulein, wie sollt es mir und dir um solcher Sach ergangen sein in Gottes Gericht, so ich geschworen habe Reinigkeit und Du eheliche Enthaltung und solcher christlicher Worte viel und ich Dich durch Fasten getäuscht habe. Von solchen Worten die Frau sich erkannte und sprach: o edler Herr, Dank habt für Eure Unterweisung!

Bei verständiger Praxis waren, wie gesagt, diese Ordensregeln für jedes Zeitalter wohl brauchbar. Als die Humanisten die Aufklärung brachten und Luther's Lehre die Menschen zu beherrschen anfing, war es mit dem Ordenswesen zu Ende. Wie nahe lag es nun, von den beiden Naturen des Marienritters, die eine zurück, die andere vortreten zu lassen, den Mönch fallen zu lassen, und nur die ritterliche Seite zu cultiviren, bis schließlich auch diese in eine andere politische Form gegossen wurde. Aber den Hochmeistern lag der Mysticismus zu tief in den Gliedern, sie fühlten das Bedürfniß der Reform, aber bis auf Johann von Tiefen, der als letzter, immer vergeblich ein Generalcapitel zu dem Zwecke erstrebte wollten sie die Mönchsseite verstärken, in die Regeln Werner's von Orseln und deren überlebte Starrheit neues Leben bringen.

Friedrich von Meißen war der Einzige, welcher einen richtigern Blick hatte. Die monarchische Spitze, ohne welche größere Staaten und isolirt gelegene Länder auf die Dauer nicht bestehen können und welche bereits in Winrich von Kniprode, wenn auch noch nicht bewußt, ihren Schatten vorauf warf, bei Heinrich von Plauen zum

Bewußtsein gelangte, war dem vorletzten Hochmeister bereits als unbedingte Nothwendigkeit erschienen. Er ignorirte das Ordenskleid und trat als weltlicher Herr auf, der nach den Conventen nicht mehr viel fragt. In den Vergnügungen auf dem Königsberger Schlosse zog er Frauen und Mädchen hinzu, die Visitatoren, welche bisher geistliche Revisionen hielten, machte er zu weltlichen Kassen- und Verwaltungsrevisoren und begann überall faktisch so zu leben, wie ein weltlicher Herr; über die rechtliche Form und Qualifikation seiner Schritte sprach er sich nicht aus. Das war die richtige Art des Reformators. Aber leider starb er zu früh ohne sein Werk zu vollenden.

An seinen Nachfolger Herzog Albrecht trat diese Reformfrage noch näher heran. Die Monarchie ist ihm bald keine Frage mehr, er denkt bereits an eine Frau und damit an die Erbmonarchie, welche die ewigen Streitigkeiten der Wahlreiche (Deutschland und Polen jener Zeit illustriren das zur Genüge) fernhält und damit den Völkern die wohlthuende Ruhe gewährt, welche zu ihrem Gedeihen schlechterdings nothwendig ist. Er fragte direkt Luther, was er thun solle, und dieser rieth ihm kurzer Hand „die alberne und verkehrte Ordensregel bei Seite zu werfen“ und den Mönch abzuthun. Albrecht unternahm 1525 diesen Schritt; einem Cäsar hatte ein ähnlicher den Kopf gekostet, Herzog Albrecht besann sich nicht lange, zerschnitt das Tischtuch mit der Vergangenheit und säcularisirte Preußen. Ob Luther die Situation wohl übersehen hatte, als er jenen Rath ertheilte? Schwerlich! Ohne alle Noth ging Herzog Albrecht wohl zu weit, als er mit der gauzen Vergangenheit so plötzlich brach. Wäre er allmählich, erst faktisch, dann rechtlich reformirend in seines Vorgängers Spuren getreten, so hätte er außer dem erreichten Ziele, die Ritterschaft, die ja protestantisch werden konnte und damit die reichen Güter des Ordens in Deutschland, vor allem aber die Anwartschaft auf die Ostseeprovinzen behalten. So fielen Deutschmeister und Landmeister einfach ab. Das Land verlor in den zerstreuten Ordensgütern, den Balleyen, einen wichtigen Bestandtheil seines Vermögens, der ihm bei seiner Armuth so noth that und indem es die deutschen Ost-

seeprovinzen ihrem Schicksal überließ, verstärkte es die Isolirtheit, zu der die Natur unser Ländchen schon verurtheilt hat und beraubte sich natürlicher Stützen und Nachbarn, die in gleicher Lage waren.

Armut des Landes, Elend aller Art, geistige Leere kennzeichnen das 16., 17. und zum Theil das 18. Jahrhundert bei uns. Wenn ein reiches geistiges Leben, wie das Ordensleben, welches so viele ideale Seiten hat, mit einem Male zerrissen, abgeschnitten wird, wenn an Stelle des farben- und bilderreichen Katholicismus der nüchterne Protestantismus tritt, muß ein Vacuum eintreten, bis sich neue Kräfte geltend machen und dieses Vacuum muß immer trostlos sein. Herzog Albrecht fühlte das und versuchte es durch Gründung der Universität, von Schulen, die er errichtete, sowie durch die Predigt Luthers auszufüllen, doch gestand er bei seinem Tode selbst, daß ihm seine Absicht nicht ganz gelungen war. Erst nach drei Jahrhunderten sollte seine Saat aufgehen, als an der von ihm gestifteten Hochschule Kant, Bessel, Herbart und Rosenkranz wirkten.

Das Ende des 18. und das 19. Jahrhundert füllten diese Lücke aus. Wirthschaftlich und politisch unselbstständige Menschen fangen an langsam selbstständig zu werden. Wissenschaft und Kunst befruchten die Seelen und geben dem Leben der Menschen inneren Gehalt und Werth, großartige Erfindungen und Verbesserungen des Verkehrs der Menschen und Güter schaffen eine Verschmelzung und Gleichmäßigkeit unter den Menschen und deren Gütern, an deren wohlthätigen Folgen auch unser früher der Cultur entrücktes Altpreußen Theil genommen und sich nun so gehoben hat, daß wir uns glücklich preisen müssen, nach Winrich's Zeiten noch ein zweites goldenes Zeitalter zu erleben. Und wenn auch zu dieses Hochmeisters Zeiten die Bewohner Preußens glücklicher gewesen sein müssen, weil auf fast der gleichen Fläche (1000 □ Meter gegen heute 1178 □ M.), statt der heutigen $3^1/_2$ Millionen Einwohner nur (nach v. Baczko) 2 Millionen wohnten, der Kampf um's Dasein also leichter, auch der damals jungfräuliche Boden, Wald und See ergiebiger gewesen und die Anspruchslosigkeit der Zeit diesen Reichthum verdoppelt haben muß, so ist doch nicht zu verkennen,

daß die Cultur sich seitdem räumlich und der Personenzahl nach, auf welche sie sich erstreckt, ganz bedeutend ausgedehnt hat. Damals war sie in die engen Grenzen gebannt, bis zu denen wir Ludwig von Erlichhausen auf seiner Huldigungsreise begleitet haben, östlich und südlich davon war Wildniß. Heute finden wir auch hier freundliche Stätten des Lebens und auch deren Bewohner, welche früher ziemlich spärlich saßen, sind durch Schulen und den Militärdienst zu andern, weniger dem Aberglauben und dem Trunke ergebenen fleißigen, innerlich und äußerlich anständigeren und klügeren Menschen erzogen worden. Das Zeitalter Winrich's rühmte sich, daß es in jeder Burg ein Paar Männer besaß, welche zum Hochmeister geeignet gewesen wären, das unsrige darf stolz darauf sein, daß es ihm in Altpreußen an verständigen Männern nicht fehlt, welche in den Rath der Krone, in die Parlamente und bei der unendlich mehr complicirten Verwaltungsmaschine in die verschiedenen Verwaltungszweige berufen werden können und doch der übrig bleibende Theil an äußerem Wohlstand und Bildung die breiten Massen jenes Zeitalter weit überragt. Wohl möchte der mitten in des Lebens Kampf Stehende über eine solche Behauptung lächeln, dem die Gewohnheit den Blick abstumpft, zumal bei der heutigen politischen Unbehaglichkeit und den wirtschaftlichen Bedrängnissen einzelner, der meisten Stände. Aber wer mitten im Kornfelde steht uud nur die nächsten Aehren sieht, ist kein competenter Richter über die Beschaffenheit des ganzen Feldes. Sicher ist, daß die Güter des äußern Lebens allgemeiner geworden und wenn auch noch recht oft ungleich, so doch im Allgemeinen besser vertheilt sind, daß Wohlstand und Wohlleben in breitere Schichten gedrungen, die Bildung und Humanität der großen Masse zum Verständntß gelangt ist und sich im Streben Einzelner und in Vereinen bethätigt, daß alle Zweige der Wissenschaften durch Geschichte und Kritik fester gestellt und geläutert sind, insbesondere die Naturwissenschaften höher stehen, als je zuvor und auch viele Zweige der Kunst sich auf einer von früheren Zeiten überhaupt noch nicht erreichten Höhe befinden.

Wie Wenige konnten zu Winrich's Zeiten lesen und schreiben,

lange nicht 50 Procent von den 2 Millionen; heute sind's wohl nur 8—10 Procent von 3½ Millionen, die nicht schreiben und lesen können, alle übrigen lesen täglich ihre Zeitung und schreiben ihre Briefe selbst. In der Baukunst freilich erreichen wir nicht das Zeitalter Winrich's; unsere Zeit hat keinen festen Baustil, nimmt die Gothik für Kirchen, den griechischen Säulenbau für die Bahnhofshallen zum Muster, für die Wohngebäude ist sie einer abgeblaßten, styllosen Renaissance verfallen, die Façaden theils nüchtern glatt stellend, theils geschmacklos alle Baustile in derselben Front zusammenwürfelnd, nur Danzig bleibt seiner Eigenart treu. Die bildende Kunst war zu Winrich's Zeiten hier in den Kinderschuhen; das Werthvolle davon, z. B. das Marienbild an der Marienburg rührt von auswärtigen Künstlern her. Auch heute noch ist sie nicht viel weiter gekommen; die Standbilder der Könige, Kants lassen sich ertragen, aber die Siegessäulen, die überall errichtet sind, sind schlechte Zeichen unseres Geschmackes und nur in Beynuhnen lebt die Antike auf. Dagegen hat unsere Malerei in der Königsberger Schule schöne Resultate aufzuweisen, ihre Auffassung und Ausführung, die Lebhaftigkeit und Treue der Farben, die Phantasie, welche sie in ihren Bildern aus der Odyssee im Insterburger Gymnasium entwickelt, haben eine Art Classicität gewonnen, wogegen alles, was Winrich's Zeit aufzuweisen hat, Anfänge sind. Aus verachteten Gauklern sind gebildete Schauspieler, aus Possenspielen Lustspiele und Tragödien geworden; statt der Posaunisten und Pfeiffer hören wir an allen öffentlichen Orten und im häuslichen Kreise eine wohlklingende harmonische Musik. Sprachforschung und Geschichte, Jurisprudenz und Verwaltungskunst befinden sich in nenem Aufschwunge, erhellen die Vergangenheit, ordnen die Gegenwart und Zukunft. Mystische Schwärmerei, religiöse Händel und Wunder haben sich wie Nebel gehoben; an ihre Stelle tritt die Toleranz, ruhiger und klarer denken die Menschen seit Luther und Kant über Gott und die Welt, statt blinder Autorität folgen sie eigener Prüfung und dem Egoismus begegnen der Gemeinsinn und die Humanität, sicher ein gewaltiger Fortschritt des Menschengeschlechts.

II. Specieller Theil.

a) Litthauen.

1. Memel.

Die Stadt, in der ich geboren, hatte ich als Kind verlassen und manches angenehme Bild schwebte in der Erinnerung, von einem schönen großen Garten einer Frau Consul, von der breiten Straße und hohen Steintreppe des Land- und Stadtgerichts, von einer freundlichen Betty, welche mich mit kleinen Geschenken zu erfreuen pflegte, alles war so schön, als ich Abschied nahm. Als ich wiederkam, um meinen Söhnen die Geburtsstadt zu zeigen — ja, da war alles anders, alles leer! Keine Seele, keine Stelle erkenntlich. Ich eilte die Straßen auf und ab, sie erfreuten mich nicht. Zwar ist die Stadt freundlich, aber sie hat wenig Bemerkenswerthes. Wenn auch nichts abstößt, so zieht doch auch wenig an, der Handel liegt darnieder, an den Speichern kein munteres Trepp auf, Trepp ab, im Hafen drei Schiffe, kein lustiges Gedränge, kein Rufen, kein Schelten. Ein weiter Park führt zum Leuchtthurm, auf den wir steigen und von dem wir den freudigen Blick in's Unendliche, Ewige hinaussenden. Aber selbst das Meer ist arm an Schiffen.

Da liegt die Vitte, unscheinbar, und doch ist das der Faden, an den sich das Krystall des Handelslebens anschloß. Die Glieder der Hansa, welche den Handel der Ost- und Nordsee als ihr Monopol betrachteten, pflegten sich an Küsten, an denen es was zu beuten gab, kleine Plätze anzulegen, wo ungestört die Verladung erfolgen konnte, wo sie ihr eigenes Recht und ihr Gericht hatten und ihre Lieger ungestört hinsetzten. Als die preußischen Hanseaten

nach vergeblichen Kämpfen mit Hakon und Magnus, den Dänenkönig Waldemar 1370 zu Stralsund zum Frieden zwangen, bedangen sie sich eine solche Vitte auf Schonen aus, um dort der Heringsbrakerei obzuliegen. Seit dem 12. Jahrhundert kam der Hering zur Laichzeit in die Ostsee bei Schonen und von da ab datirt sein Handel.*) Solche Vitte hatten sich Hanseaten aus Dortmund bei Memel eingerichtet, um Getreide zu holen und Laken (Tuche), Kruden und Salz zu bringen.

Damals ging der Handel Preußens etwas flotter, als heute. Der Orden selbst machte ein großartiges Geschäft. Seine Natural-einkünfte an Getreide und Wachs überstiegen bei weitem das Bedürfniß, in vielen Comthureien legte er große Magazine an. Eins der größten war dasjenige vor der Burg Mewe am Ausfluß der Ferse in die Weichsel. Der Großschäffer des Ordens aus Marienburg betrieb damit Handel nach Brügge, Mecheln und London und kaufte von dort durch seine Lieger im Großen das weiße Tuch zu Mänteln und anderen Kleidern der etwa 2000 Ordensritter, das Leder zum Schuhwerk und für die vielen schönen, rheinischen**) Pferde, deren jedem Bruder 3 gehalten wurden; der Großschäffer aus Königsberg verhandelte den Bernstein nach Brügge an die dortige Bernsteindreherzunft. (Weber S. 332, Voigt Bd. 6 S. 457—63.) Wenngleich es nur schlechte Landwege gab, so führten doch sieben große Straßen durch Polen und durch's Reich nach Schlesien, Galizien, Ungarn, Rußland***) und wenn auch Krakau, Thorn und andere Städte Stapelrechte hatten, so hinderten doch diese kleinen Belästigungen nicht den Großhandel durch das weite, geöffnete Hinterland. (Voigt das. S. 130—137.)

Um aber wieder auf besagte Stadt Memel zu kommen, so machte diese sich anscheinend nicht viel aus der Hansa, denn sie gab bald das ihr verliehene lübische Recht auf und ließ sich auch nicht in das lübische Verzeichniß der Hanseaten einschreiben. Dennoch war sie in den Fesseln dieses Bundes, der stark exclusiv war.

*) Lohmeyer, Geschichte Pr. S. 239 u. 242.

**) Kulm. Recht V, 26.

***) Lohmeier S. 238.

Sie duldeten keine anderen Schiffe auf der Ostsee, als die ihrigen, aller Handel mußte mit ihren Schiffen betrieben werden. Es war eine ganz ausnahmsweise Vergünstigung an den Orden, daß dieser mit 4 eigenen Schiffen handeln durfte, wofür er sich durch ein weitgehendes laisser faire dankbar erwies — und stillschweigend an den Vortheilen des Geschäftes participirte.

Binnenhandel durften Fremde überhaupt in Memel wie im ganzen Preußenlande nicht treiben. Sie mußten Bürgerrecht in den Städten erlangen, die Städte allein durften Handel, Gewerbe und Handwerk oder Brauerei betreiben. Juden waren in der Ordenszeit außerhalb der Domkapitel und Bitsthums-Städte häufig, da der deutsche Orden, in jeder Beziehung der mildeste und wohlwollendste Herrscher, auch ihnen gegenüber weitgehende Toleranz übte. Auch Engländer hatten sich in Memel wie im ganzen Preußenlande festgesetzt; an sie erinnern die vielen gewölbten Fensterscheiben der schmucken Wohnhäuser Memels noch jetzt. Namentlich trieben viel Schotten Schnittwaarenhandel, weshalb noch im 18. Jahrhundert bei uns Schnittwaarenhändler oder Züchner, welche auf Märkten wie auf dem Lande herumreisten, allgemein Schotten genannt wurden.

Bis auf Winrich's Zeiten waren Culm, Braunsberg und Danzig, seitdem auch Thorn, Elbing und Königsberg Niederlagsstädte; alle Waaren aus den Hinterstädten mußten dorthin geführt, dort 3 Tage feilgehalten und durften dann erst in's Ausland geführt werden. Das lag auch den Memelern ob; sie handelten mit Danzig, dem vierten Hauptkomtor der Hanse.*)

Nachdem im Frieden zu Thorn 1466 Westpreußen verloren gegangen war, emanzipirte sich Ostpreußen von Danzig, nachdem schon 1426 Preußen die Verbindung mit der Hansa aufgehoben hatte. Herzog Albrecht verbot den Handel nach Danzig geradezu. Von dieser herzoglichen Zeit ab datirt der selbständige Handel Ostpreußens, und unsere Memeler begannen damit, daß sie den Flachshandel mit Samaiten an sich rissen. Darob ergrimmten

*) Sammlung von Denkwürdigkeiten Memels S. 69.

die Königsberger, der Neid führte zu einem förmlichen Kriege, wobei das Standbild des h. Adalbert zerstört wurde.

Die erlangte Freiheit vom Drucke der Hansa rief die Rhederei wach, die Königsberger fingen an mächtig zu segeln, und auch die Memeler scheinen nicht unthätig gewesen zu sein, doch drückten die Königsberger darauf. Im Landtagsabschiede von 1565 wird den fremden Liegern zu Memel aller Seehandel und 1580 von Georg Friedrich den Memelern alle Rhederei verboten. Man hatte dort in demselben Jahre das erste Schiff gebaut, konnte aber gegenüber diesem Verbote bis 1740 mit der Rhederei nicht aufkommen. Zwar wurden von Memel aus Schiffe in's Ausland expedirt, das geschah jedoch fast nur durch Königsberger, die ihre Commis dorthin sandten und durch dieselben von dort aus für Königsberger Rechnung handelten. Der vorzügliche Hafen, der im Winter nie zufriert, während dies in Pillau zuweilen und in Libau in der Regel geschieht, lud die Fremden förmlich ein.

Was eines Mannes Unternehmungsgeist zum Nutzen und Frommen der ganzen Stadt vermag, zeigte 1743 der Kaufmann Emanuel Meyer, welcher den Handel Memels von dem Königsbergs emanzipirte. Er gründete das erste Holzgeschäft für eigene Rechnung, verschrieb sich aus London Mastenbracker und verschiffte Schiffsmasten. Nach 10 Jahren befand sich dieser Handel bereits in Blüthe und konnte 1759 die erste Schneidemühle dort gebaut werden, deren es 1792 bereits 14 gab. Doch krankte der Handel und warf nicht den rechten Profit ab, weil er nicht mit baar Geld, sondern mit Wechseln betrieben wurde. Die Zahl der Schiffe betrug 1749—110, dann 1757 bereits 300, 1770—500. Der Verkehr mit den Engländern hob sich. Der englische Gesandte Ewart beschwerte sich 1788 darüber, daß man von den Engländern, die in Memel und überhaupt in Preußen handeln, das Bürgerrecht verlange, und droht, die Engländer würden das Land verlassen, wenn man von dieser Forderung nicht abstehe. Das Generaldirectorium bescheidet ihn dahin, daß den Engländern der Handel nach den Hafenplätzen ganz frei stehe, derjenige aber nach Polen und im Inlande nach alter Verfassung das Bürgerrecht voraussetze;

wer den Nutzen habe, müsse auch die Lasten tragen, die vielen Engländer, welche sich in den Hafenstädten Preußens niedergelassen, hätten von jeher das Bürgerrecht erworben.

Nichts war von jeher dem Handel Memels (und aller preußischen Städte) so günstig, als ein Krieg der Nachbarn, bei welchem wir neutral blieben. Der amerikanische und die Napoleonischen Kriege, die Navigationsacte und die Continentalsperre schadeten nicht nur Memel nichts, sondern förderten seinen Handel sogar wesentlich, weil die kriegführenden Mächte Schiffsbauholz brauchten und deshalb die Sperrmaßregeln gegen Memel nicht zur Ausführung brachten. Man drückte sogar ein Auge dazu zu, daß die Engländer große Convois Schiffsbauholz dorthin führten und feil boten. Dadurch belebte sich auf's Neue die Rhederei, für deren Hebung ganz besonders John Simpson thätig war, indem er englische Schiffsbauer in's Land zog und mehrere Schiffe baute. 1783 sind bereits 30 Schiffe für die Memeler Rhederei im Gange. Die Engländer bildeten drei Viertel aller mit Memel handelnden Nationen und sie brachten viel Geld dorthin.

Bezeichnend für Land und Zeit war die Stellung der Juden daselbst. Da in Memel ein Domkapitel saß, so war bis in's 16. Jahrhundert diese Nation vom Besuche der Stadt ausgeschlossen. Noch 1613 durfte kein Jude die Nacht über in der Stadt bleiben und erst 1643 ward ihnen gestattet, wenn sie Freitags in die Stadt kämen, den Sabbath dort zu halten. Das änderte sich mit der Regierung des großen Kurfürsten. Derselbe ertheilte dem Juden Jacob Jacobson 1674 einen Schutzbrief, bestimmte, daß er von dem Leibzoll, den sonst alle durchreisenden Juden zahlen mußten, frei sein solle; wenn Jemand aus seiner Familie heirathet, zahlt er einen Goldgulden. Jacobson ist der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit unterworfen und darf Hausandacht halten. Der Schutzbrief war auf 10 Jahre gestellt; nach Verlauf derselben durfte er auf allen Märkten Preußens handeln; den Beamten wurde bei 50 Gulden Strafe anbefohlen, ihn überall zu schützen. Seit 1670 finden wir daher viele Juden in Memel und in Preußen überhaupt. Zwar erging 1679 ein Vertreibungs-

mandat gegen sie, doch kehrten sie schon in demselben Jahre zurück. Die erste Synagoge ist 1680 zu Königsberg gebaut. Die Juden zahlten 4 pCt. mehr an Leibzoll, als die Christen und durften nach einer Verordnung von 1760 12 pCt. Zinsen nehmen.

Doch die Handelsblüthe Memels war von kurzer Dauer. Mit jedem Krieg, in welchem Deutschland neutral bleibt, wird sie vorübergehend zurückkehren. In Friedenszeiten kann es die Concurrenz mit Königsberg zur Linken und Libau zur Rechten nur dann ertragen, wenn man ihm ein weites, freies Hinterland schafft. Ein solches erlangte die Stadt vorübergehend zur Zeit der fremden Occupation im siebenjährigen Kriege. Wird dieser nördlichsten Stadt unseres Vaterlandes aber die Einfuhr beschränkt, so ist ihre Existenz ein Scheinleben, trotz aller Eisenbahnen und trotz des besten Hafens. In erster Linie muß man Producte haben, mit denen gehandelt werden kann. Diese können auf keinem künstlichen Wege hingeschafft werden, weil derselbe immer bedeutende Frachten kostet, welche die Waare vertheuern und den Verdienst schmälern. Handelswege lassen sich künstlich nur in Ausnahmefällen schaffen; sie sind Naturproducte. Man kann in Preußen noch so viele Eisenbahnen bauen: Handel und Handelsverkehr wird es nur haben, wenn es ein freies großes Hinterland hat.

3. Simon Dach.*)

Wir können von Memel nicht scheiden ohne daran zu erinnern, daß unser Dichter dort am 29. Juli 1605 als Sohn eines Tolken (Dolmetschers) geboren wurde. 21 Jahre alt, bezog er die Universität zu Königsberg, wurde 1633 Lehrer, dann 1636 Conrector der Kneiphöfschen Domschule und 1639 Professor der Poesie an der Universität und starb am 15. April 1659 daselbst an der Schwindsucht, in demselben Jahre, in welchem sein Geistesverwandter

---

*) Reusch N. P. P. Bl. 39. S. 49—58, Erläutertes Preußen I, 159, Acta boru. 2, Stück 6 von 1731.

Opitz starb. Seine Kirchenlieder: „Ich bin ja Herr in deiner Macht“ und „Ich steh in Angst und Pein,“ sowie sein Liebeslied „Aennchen von Tharau“ werden sich dauernd erhalten. Dieses Aennchen hat ihm indessen nicht die Hand gereicht, vielmehr einen Korb gegeben, wonächst er 1641 die Tochter des Advocaten Pohl heirathete. Aennchen war die einzige Tochter des Pfarrers zu Tharau, Andreas Neander. Ihr Vater starb 1630, weshalb sie sich zu ihrem Vormunde, dem Mälzenbräuer Stolzenberg, nach Königsberg begab und hier in ihrem 18. Jahre den Pfarrer Johann Portatius zu Trempen bei Insterburg heirathete, welcher 1641 nach Laukischken versetzt wurde. Nach dessen Tode 1646 heirathete sie — Beweis genug für ihre Reize — dort dessen Amtsnachfolger Grube († 1652) und nach dessen Tode — wieder dessen Nachfolger Herrn Beilstein († 1672). Auch diesen überlebte sie und starb im Hause der Wittwe ihres Sohnes erster Ehe, Elisabeth Portatius geb. Schütz zu Insterburg 1689 im Alter von 74 Jahren.

Dach's Gedichte gefielen dem großen Kurfürsten. Als er diesem in einem poetischen Erguß die Geburt eines Prinzen richtig vorausgesagt und um einen Acker gebeten hatte, überließ er ihm die lebenslängliche Nutzung des 10½ Hufen großen Gutes Cukheim bei Kaymen, das nach seinem Tode eingezogen wurde. Der Dichter war ein großer Naturfreund und man fand ihn oft in Brandenburg und in Rosenthal bei Fischhausen lustwandelnd. Er liebte muntere Gesellschaft und hatte in seinem Gärtchen, insbesondere darin in der großen Kürbißlaube gern einen Kreis gleichgesinnter Freunde bei sich, die mit ihm musicirten und sangen, darunter den Musiker Albert, der viele seiner Gedichte componirt hat. Nach der Sitte der Zeit gaben sie sich Schäfernamen (Gasmindo, Sichamond, Berrinto, Damon, Samis, Caledon 2c.)

Das Anke von Tharaw ist im altsamländischen Dialect verfaßt, dessen tieferer Doppellaut ö besser als der häufige ä oder ee klingt; die ersten Verse lauten in dem von Julius Horn festgestellten und in Firmenich's, Germanians Völkerstimmen Bd. 1, S. 105 aufgenommenen Urtext:

Anke von Tharaw öß, de my gefällt,
Se öß mihe Löwen, mihe Goet, ou mihe Gölt.
Anke von Tharaw heft weddar eerer Hart
Op my geröchtet ön Löw on ön Schmart.
Anke von Tharaw, myn Rihkdom, myn Goot,
Du myne Seele, myn Fleesch on myn Bloet.

3. Litthauen.*)

Ganz anders als Preußen und völlig friedlich wurde Litthauen dem Christenthume und was damals identisch war, der Cultur erschlossen. Das alte Litthauen und das alte Preußen glichen einander wie ein Ei dem andern. Als Jagello, am 18. Februar 1386 in Krakau die polnische Königin Hedwig geheirathet und damit sein Stammland mit Polen in eine Personalunion gebracht hatte, war es seine erste Aufgabe, Litthauen zu christianisiren, um beide Reiche gleichartig zu machen und die Realunion derselben vorzubereiten. Er zog dahin und seine Begleiter waren erstaunt über den Zustand eines Volksstammes, der nur den nothdürftigen Ackerbau trieb, der Hauptsache nach aber von den verwildernden Gewerben der Jagd und des Fischfanges ein armseliges Dasein fristete. Dichte Wälder, in denen noch nie eine Axt einen Weg geschlagen. Daneben Sümpfe und fischreiche Seen, auf denen fast 10 Monate Eis und Schnee lagerte. Weit aus einander gestreut lagen elende Hütten aus Holz und Aesten erbaut, welche auch die Vornehmsten des Landes bewohnten. Der Wald und die Steppe mußten sie ernähren. Der Zug des Volkes war nomadenhaft und leicht entstand der Gedanke der Auswanderung, wenn Mangel an Unterhalt und Futter oder feindlicher Andrang den Anstoß gaben. An Arbeit nicht gewöhnt, erwarteten die Bewohner ihren Unterhalt vom Himmel. Erde, See, Wald, Himmel, die ganze Welt war bevölkert mit Göttern, welche ihre Spenden

*) Nach Caro, Geschichte Polens Bd. 3, S. 21 ff. Auch die Schilderung Litthauens liefert einen Beweis für den entwickelten früheren Zustand Preußens.

austheilten. Den Frühling spendete Pergrubis, den Winter Niola, den Ackerbau beschützte Wirszaitos, Krumine gab das Getreide, Schneibrato segnete die Jagd, Kremara die Herden, Waischgantis gab Lein und Hanf, Regutis Getränke, Austeja Honig und Wachs, Lasdona Nüsse. Daneben erschienen Perkunos, Potrimpos und Pikollos als Sonne, Mond und Sterne, sowie unzählige andere Götter, Auschwe, Sotworas, Okopirmos, Schwaistix, ja fast jedes Haus, jede Familie beschützte eine besondere Gottheit. Nicht mit Liebe, sondern mit Schrecken und Furcht regierten diese Götter. Eine Unzahl von Priestern, Zauberern, Kriven, Waideloten, Wirsajten, Sygenoten und auch die Tilussonen und Ligussonen, denen wir schon bei den Preußen begegnet sind, umschwärmten die Häuser und standen unter einem Oberpriester Kriwe-Kriweito. Das gemeine, abergläubische Volk war ganz in ihrer Gewalt und befand sich in einer organisirten Knechtschaft. Wer seine Abgaben nicht zahlte, seine Schuld nicht entrichtete, wurde Sklave, wer den Hunger nicht stillen konnte, verkaufte sich selbst als solchen (Caro S. 23). Der Kriegsgefangene, der durch Richterspruch Verurtheilte, die Frau, der Sohn des Sklaven war nichts als eine Sache, die man als Heirathsgut mitgab oder auf den Markt brachte. Der Bojar, der diese Sklaven hielt, war seinerseits wieder ein Knecht des Fürsten. Wollte er seine Tochter verheirathen oder ein Stück Acker verkaufen, sein Gut auf seine Kinder vererben, so mußte dies der Fürst erlauben, sonst ging es nicht. Das Weib, das er kaufte, die Kinder, über deren Leben er frei verfügte, waren seine Sklaven und er zahlte im Nothfall mit ihnen seine Schulden. Die Tyrannei des Fürsten, die uns Alneas Sylvius schildert, ging weit. Er verfügte unbedingt über Leben und Tod, auf sein Geheiß mußte jeder sich den Strick selbst um den Hals legen. Der Herr zürnt! und der Sklave greift zu dem Strick. Witold, der als der edelste aus dem damals lebenden Fürstengeschlecht gerühmt wird, soll stets mit gespanntem Bogen umher geritten sein; begegnete er Jemand, an dem ihm etwas nicht gefiel, so schoß er nach ihm mit seinem Pfeil. Das geschah von Rechts wegen, es war sein Vorrecht. Zu des Fürsten Belustigung fiel manches Leben.

Dlugoß (XI, 227) erzählt einen Fall aus dem Jahre 1410, wo ein Widerspenstiger in ein Bärenfell genäht und eigens dazu unterhaltenen Bären zum Fraß vorgeworfen wurde. Knechtischer Sinn, kriechende Heuchelei waren die Frucht solcher Stellung des Bojaren, sein Gewerbe war der Raub. Die häufigen, in ermüdender Wiederholung die Blätter der Chronisten füllenden Einbrüche derselben in das Land des deutschen Ordens waren der Beruf der Bojaren (oder Wojaren, das ist armiger). Aus ihnen, nach Laune des Fürsten aber auch aus den Bauern wurden die Beamten gewählt, die Statthalter (Namiestnick), mit Gerichtsbarkeit über größere Städte, die Tiwune, gleich den polnischen Kastellanen oder Starosten, welche theils mit dem erblichen Besitz einer Burg ausgestattet, theils nur auf Lebenszeit damit versehen, oder ohne solche als einfache Beamte (villici) angestellt waren. Ihnen zur Seite standen die Dziecki, Vollstrecker richterlicher Urtheile. Es sind Andeutungen vorhanden, daß man die Gemeindegerichte, wie das opole in Polen, unter freiem Himmel abgehalten, wogegen die Deutschen in den Städten sich das Magdeburgische Recht verleihen ließen. Bei der Unsicherheit des Besitzes — das ist so recht charakteristisch — wollte der Begriff des Eigenthums bei den Litthauern nicht recht heimisch werden und es kostete Mühe, ihn einzubürgern. Dabei Tag für Tag Feste, Schmausereien und eine totale Betrunkenheit als Regel. Nullum est in oppidis Lituanicis opificium adeo frequens, ut coquaendae ex siligne cerevisae et aquae ardentis; der Tag beginnt mit Trinken von Branntwein; Wein, Wein! rufen sie noch in den Betten liegend; es trinken ihn Männer, Frauen, Jünglinge in den Waffen, im Freien, an den Wegen; des Weines voll bleibt ihnen nichts zu thun, als zu schlafen und wer sich an's Trinken einmal gewöhnt hat, in dem wächst die Begierde darnach immer mehr. Es gab Knechte, die persönlich frei, andere, welche an die Scholle gebunden waren (danny) und wiederum persönlich sowie dinglich unfreie (newolny). Die ganze Arbeit des Zinsbauern nahm der Herr (hosudar). In der Hauptstadt Wilna war nur das Schloß aus Ziegeln erbaut, alle übrigen Häuser aus Holz. Regellos, ohne

Straßen standen sie um das Schloß. Fremde Gemeinden hatten sich angesiedelt, der Menge nach die meisten waren die Russen, dann hatten sich aber auch truppweise Deutsche angesiedelt, denen sich die fahrenden Wintergäste zugesellten, — denn Handel konnte nur im Winter getrieben werden, wenn die Sümpfe gefroren waren. Die Umgangs- und Schriftsprache war dort schon damals die russische. Nur am Hofe wurde daneben deutsch gesprochen.

Diesem Volke befahl Jagello den christlichen Glauben anzunehmen, der ihm theils durch die Deutschen in den Städten, theils durch die benachbarten Ordensritter äußerlich schon bekannt geworden war. Viele russische Sektirer hatten dort laut ihr Wesen getrieben, ohne daß die Heiden dagegen protestirten. Schon der altgläubige Kinstut hatte diese Gleichgiltigkeit für bedenklich gehalten und daran gedacht, mit den alten heidnischen Göttern auszuwandern. Das Heidenthum war von selbst morsch geworden und hatte sich überlebt. Seine Bekehrung unternahm Jagello zunächst nur in den Landschaften Wilna, Troki und Polok.

Die christlichen Bischöfe und die Franziskanermönche, die er mitbrachte, welche dem Volke nur lateinisch oder polnisch predigen konnten, wurden nicht verstanden. Da sprach Jagello selbst in litthauischer Sprache über das Evangelium, jedem Litthauer, der sich taufen ließ, schenkte er einen weißen Tuchrock (bis dahin hatte man nur leinene Kleider oder Pelze getragen). Das wirkte. Dreißigtausend Männer und Frauen ließen sich an die Flüsse führen und taufen. Nun sollte aber auch jeder einen christlichen Namen annehmen und da man nicht jedem Einzelnen einen besonderen Namen zu geben vermochte, so wurden Massennamen gegeben: aus dem einen Haufen nannte man alle Stanul (Sohn des Stanislaus), aus dem andern Lawrin, aus dem dritten Matulis, Sczepulis, Piotrulis, Janulis und ebenso die Weiber, Katharina, Jadziula, Anna. Daneben theilte Jagello Menschenrechte aus denen, die sich taufen ließen, Eigenthum, Verfügungsrecht über ihr Vermögen, Freiheit nach eigener Wahl zu heirathen, über sein Erbe zu verfügen; die Pflicht der Bojaren, für den Fürsten zu arbeiten, den robot hob er auf oder beschränkte ihn

doch auf den Kriegsdienst und den Burgenbau und sicherte alles dieses durch Einführung neuer Gerichte. Der Sklave fing so an, ein Mensch zu werden und sich des Eigenthums und einer Rechtsstellung zu erfreuen. So hat Jagello, wie Caro treffend und schön sagt, das Heidenthum gemacht zu Elend und Knechtschaft, das Christenthum zu Freiheit und Glück. Den Verständigeren konnte die Wahl zwischen Beidem nicht schwer werden. Hören wir noch die erhebenden Worte unseres Gewährsmannes über den Sturz des Heidenthums (S. 35).

Es war heilige Sonntagsfrühe in Wilno Ostern 1387. Der Winterschnee lagert auf der Erde, lastet auf den Zweigen der Bäume, auf dem höchsten Hügel der Stadt ragte das Bild des Perkunos „mit zornigem, brennendem, feuerrothen Antlitz, mit flammenumgebenem Haupte“ (wie Hartknoch im alten und neuen Preußen S. 133 ihn schildert); auf dem mit Eichen bepflanzten Plane züngelt die Lohe des ewigen Feuers. In der Ferne erklingt da das Glöcklein des Sakristans, weihrauchduftende Wölkchen schweben in der Luft über dem mit hellem Glanze den Berg hinansteigenden Zuge; voran schreitet der König, um ihn die polnischen Fürsten des Heimathlandes und die Edlen der Fremde; in goldverzierten Gewändern, die Tiara auf dem Haupte, den Krumstab in der Hand kommt der fremde Oberpriester und hinter ihm drängt sich die wimmelnde Schaar der Franziskanermönche. Feierlich umschreitet der Zug den Tempel, da ergreifen eifervolle Mönche die Beile und andere erheben Gefäße voll Wassers, es kracht der frevelnde Hieb an dem Bilde des Feuergottes, es zischt verlöschend die Fluth über die lodernde Flamme; es stürzen die uralten Eichen. Perkunos, wo bleiben deine Blitze, Znicz, warum zückst du nicht den Tod in die Herzen der Frevler? Potrimpos, Poklos, Kurko, Auszwe, Sotwaros, Okopirmos, Szwajstirx, ihr Götter, wo weilt ihr, da man eure Gebieter zerschmettert? Ein Kreuz wird erhöht, ein Grundstein zur ersten christlichen Kirche wird gelegt, und die triumphirenden Mönche stimmen jauchzend das Te deum an!

Alles vergeht ruhig und friedlich, Stadt und Land haben die Wohlthat des Christenthums angenommen. — Wie viel edler

und schöner ist diese ruhige, überlegte Handlungsweise, gegenüber der Gewalt, mit welcher der Orden gegen die Preußen einschritt. Die Metzeleien, die er anrichtete, waren nur eine Frucht des blinden Fanatismus, welcher die Regeln und die Handlungen des Ordens vom verständigen Wege ableitete. Glücklich kann sich unser Zeitalter preisen, daß dieser Glaubenseifer, freilich nachdem Ströme Bluts im dreißigjährigen Kriege geflossen, und nach häßlichem Glaubensgezänke, das in der herzoglichen Zeit bei uns hier manchen Zwist gestiftet, endlich einer ruhigeren Auffassung Platz gemacht und sich in die Conventikel der Sectirer zurückgezogen hat.

Die über ein Jahrhundert andauernden Kriegszüge des Ordens von Königsberg aus richteten sich immer gegen Szamaiten und Litthauen und haben die Bevölkerung bei uns verschoben. Während die Namen der Leitsleute des Ordens noch preußisch klingen und auf das Vorhandensein einer preußischen Bevölkerung noch weit hinter Königsberg und Insterburg deuten, wurden große Mengen von Kriegsgefangenen aus ihrer Heimath auf dieses Terrain versetzt. Erst vom vierzehnten Jahrhundert ab datirt die litthauische Bevölkerung in unseren Gegenden und es erklärt sich daraus auch der Umstand, daß dieselbe südlich von Insterburg nur geringes Terrain gewonnen hat. Wo keine Kriegsreisen waren, wurden auch keine Gefangenen abgesetzt. Vereinzelte Reisen sind von Lötzen über Widminen unternommen, doch trafen dieselben schon auf die Masuren, ein Mischvolk aus Litthauern, Preußen und überwiegend Polen und die Reisen dahin haben nur das polnische Element etwas nach Norden geschoben. Diese litthauischen Kriegsgefangenen, welche hierher versetzt wurden, mußten Frohndienste leisten, und um sich zu ernähren, den Ackerbau zu Hilfe nehmen und sie sind es gewesen, welche die Wälder lichteten und die Dörfer bauten, die wir in dem Artikel über Mehlauken kennen lernen werden.

4. Nemonien und Gilge.

Fünf Jahre lang habe ich in Labiau und Mehlauken vielfach mit den heutigen Litthauern zu thun gehabt, sie auch in ihrem Heim besucht und darf mir daher wohl ein Urtheil über dieselben erlauben. Es sind noch jetzt Naturkinder und sie werden es bleiben, bis sie, wie die Preußen im deutschen Element verschwinden. Außer dem Christenthum, das sie früher in katholischer, seit Herzog Albrecht in evangelischer Form angenommen und in einem recht regelmäßigen Kirchenbesuche pflegen, haben sie keinerlei Kultur angenommen. Sie haben einen gesunden, fast kaufmännisch rechnenden Bauerverstand, der überall leicht das vortheilhafteste, billigste und einfachste herausfindet. Grübelnder Verstand und wissenschaftlicher Forschungsgeist fehlt ihnen ganz; ich wüßte nur die Professoren Rhesa und Kurschat zu nennen, die aus ihnen als Gelehrte hervorgegangen, von denen jener die Dainas gesammelt, dieser ein Lexikon der litthauischen Sprache verfaßt hat. Vom Heidenthum ist keine Spur, doch wankt noch mancher „Irrthum", wie Simon Grunau es nennt, herum, meist derjenigen Art, die er beschrieben hat. Das Trinken hat sehr nachgelassen, doch macht es ihnen Vergnügen und man begegnet häufig periodischen Trinkern unter ihnen. Theils treiben sie Ackerbau, theils sind sie Fischer; Handwerker unter ihnen sind sehr selten. Die Ackerbauer leben theils auf eigenem kleinen Heim, haben sich darin ganz wie die Deutschen eingerichtet, theils sind sie Zeitpächter. Die Eigenthümer können nicht leben, ohne in jedem Frühjahr und Herbst ein Stückchen Land zu- oder abverkauft zu haben, es ist ein beständiger Handel und wenn der Sohn oder die Tochter das Heim der Eltern übernimmt, so bedingen diese sich regelmäßig einen Altentheil auf Lebenszeit aus, bestehend in besonderer Stube nebst Kammer und Lucht darüber, Gärtchen, einige Rücken zu Gemüse, Kartoffelland, Kuhnutzen, Getreide-, Fleisch- und Gänselieferung, freie Fuhren zur Kirche, Mühle oder zum Arzt, auch noch etwas Taschengeld. Wenn alles richtig und zur Zeit geliefert werden soll, kann der Wirth nicht bestehen. Alles zwingt zu friedlichem

Zusammenleben, doch herrscht das nicht immer, und dann muß schließlich in der Regel der Wirth laufen. Die Zeitpächter haben auf dem Moosbruch auf fiskalischem Boden kleine Stellen gepachtet, auf denen sie wie die Amerikaner leben, nirgends habe ich in meinem Leben eine größere Entsagung auf allen Lebensgenuß gefunden; aber eben dies macht die Leute dort schließlich nach ihrer Art doch wohlhabend.

Das große Moosbruch liegt nördlich von Mehlauken zwischen Piplin, Lauknen, Schöndorf und Timber, etwas über eine Quadratmeile groß, und bietet einen eigenthümlichen Anblick. Wer zum ersten Mal nach Lauknen marschirt, erschrickt; denn der aufgeworfene leichte Kiesweg federt unter den Füßen. Der Boden besteht metertief aus einem zusammengefilzten Kraut, einer Art Porst, oder wie man hier sagt Porsch — Ledum palustre — das steinlos ist, und nach 20 bis 30 Fuß Bohrprobe auf Sand oder blauem Thon aufliegt. Wer den Weg verfehlt, versinkt wohl darin. Ab und zu eine Zwergfichte, oder betuca humilis, sonst kein Baum, kein Strauch. Inselartig ragt das feste Erdreich heraus und auf dieses hat man die Dörfer Lauknen, Schöndorf, Mauschern und Sussemilken gebaut. Bei Schöndorf sah ich einen Haufen Kraniche des Ibikus einherstolziren, welche dort ihr Heim aufgeschlagen haben.

Die Pächter dieses Moosbruchs brennen die oberste Moosschicht ab, legen auf die erkaltete Asche, die etwas aufgehäuft und aufgelockert wird, eine Kartoffel frei herauf und lassen dieselbe so wachsen; es ist die große blanke Atlaskartoffel, fast die beste und wohlschmeckendste, die ich je gefunden habe. Ihre Freunde in Gilge und Nemonien bauen schöne Speisezwiebeln, welche die Zeitpächter nebst ihren Kartoffeln vom August ab bis zum Spätherbst in die Gegenden von Königsberg und Angerburg zu Kahn verfahren und verkaufen oder gegen Getreide umtauschen. Dann kommen sie in der Regel mit gefülltem Geldbeutel nach Hause. Unterwegs hat Mann und Frau auf dem kleinen Kahne die Zeit über gelebt und Hering mit Kartoffeln gezehrt. Dann ziehen sie wieder in die fast in der Erde liegende Holzbaracke, halb Keller,

halb Bude, die mit Erde beworfen ist und — verschlafen den Winter mit Ausnahme der wenigen Stunden, welche sie zur Kirche oder in den Krug ziehen, oder zur Bereitung und Verzehrung der Speisen brauchen.

Besser schon leben die Litthauer in Nemonien und Gilge, welche neben dem Zwiebelbau einen einträglichen Kohl- und Rübenbau, auch Pferdezucht treiben, Schweine aufziehen und dem Fischfang obliegen. Nemonien ist ein lunggestrecktes Dorf am Ausfluß des gleichnamigen Flusses in's kurische Haff, manche Bewohner, wie der Gastwirth, der Posthalter zeigen Wohlhabenheit und etwas Comfort und es lebt sich dort unter den schattigen hohen Weidenbäumen recht wohl, freilich nur im Sommer. Denn im Winter ist man zeitweise von allem Verkehr abgeschnitten, der ganze Moosbruch setzt sich voll Wasser und im Frühjahr und Herbst, wenn das Eis nicht hält, nicht bricht, und der Kahn nicht benutzt werden kann, muß man heimbleiben, das ist des Litthauers „Schaktarp".

Am merkwürdigsten ist mir Gilge erschienen, wohin ich von Nemonien aus in kurzer Zeit neben dem Haff durch die Kumstgärten wandern mußte. Rechts ein Theil der gelichteten Wälder Litthauens, davor saftige von Gräben durchfurchte Haffwiesen, auf denen die Gänse einherstolzirten und schichtweise die Kohlrücken eingestreut waren, links die blanke Fläche des kurischen Haffs, in welches die Wiesen sanft verlaufen, umkränzt von hohem rauschenden Rohr, aus dem der Ruf der Schnarrdrossel ertönt und worin ein Jäger zu Kahn den wilden Enten nachstellt, wandelte ich einen schmalen historischen Fußsteig, den Jahrhunderte hindurch alle Litthauer aus Tawe, Inse und weiter von Norden her benutzt und den vielleicht noch die alten Preußen getreten haben. Der Fahrweg hat aufgehört und wer in jenen Gegenden nicht den Kahn benutzt, muß zu Fuß gehen. Freilich im Winter, wenn Haff und Flüsse eine feste Eisdecke tragen, finden sich zahlreiche Wintergäste zu Schlitten dort ein und die Pferde schleppen unzählige Haufen Heues über Labiau bis in die Gegend von Insterburg hinaus. Jetzt, im August, begegnete mir Niemand und bald stand ich am Gilgestrom.

Stolz und glatt fließt der alte Strom in's Haff. Wenn die Memel bei Ragnit einen Büchsenschuß breit ist, den der Pfeil aus der Ruckarmbrust oder der Stegreifarmbrust der Ritter flog, so möchte hier der Pfeil kaum das jenseitige Ufer erreicht haben. Dabei ist der Strom so tief, daß kein Bootshaken Grund findet und seine Ufer fallen Mannshoch schroff ab. Auf der Südseite gewährt kein Steg an seinem Rande ein Gang, im Schatten alter hoher Weiden und Erlen liegt Gehöft an Gehöft. Nach einigem Rufen holt man mich mit dem Kahn hinüber auf die nördliche, die Verkehrsseite, längs welcher zwei bis drei Kilometer weit die lange Reihe von einzelnen Gehöften vorbei ein breiter Steg am Rande des Flusses hinläuft, der schließlich nach Osten in einen gewöhnlichen Fußsteig umschlägt. Die Nordseite hat keinen Baum, kein Strauch, nur das dicht am Haffe belegene, einzig mit Pfaunsteinen gedeckte Holzhaus des Gutsbesitzers ist etwas von Bäumen beschattet. Welch ein Parfüm dringt in das Gehege meiner Geruchswerkzeuge! So intensiv, so stark fast wie aus einer Grube. Er rührt von den Bottigen her, die am Rande des Flusses vor jedem Wohnhause stehen. Da hinein wirft man Sommer über die überflüssigen Vorräthe und Reste von Stinten, die bei jedem Fischfang in Unzahl das Netz füllen, läßt sie in den Holzgefäßen faulen, wobei ihr Fett sich als Thran oben absetzt. Dieses ist ein sehr gesuchtes Fett zum Erweichen von Leder. Der Rest an Stinten wird zum Füttern der Schweine verwendet, die jeder Haushalt dutzendweise aufzieht. Man gewöhnt sich an den Geruch, sowie an den bei dieser Fütterungsart unvermeidlichen Fischgeschmack des Schweinefleisches. Als ich mit dem gedachten Gutsbesitzer einmal zu Schlitten über Haff nach Gilge fuhr und trotz des Fläschchens Rothwein, das mir meine Liebe beigesteckt hatte, recht sehr erfroren und hungrig in den Krug zu Gilge eintrat, hatte uns der Krüger ein Frühstück bereit gehalten und holte aus der Ofenröhre delikate Schnitte gerösteten Schweinefleisches hervor, an das wir uns heranmachten. O weh, ein solcher Fischgeschmack war mir noch nicht vorgekommen, aber ich, der ich mich rühmte jede Speise zu essen, vermochte doch nichts zu essen und kaute aus Höflichkeit zum

Schein ein wenig, während meine Begleiter mit sichtlichem Appetite speisten. Hingegen die anderen Nationalgerichte der Litthauer, Sauerkohl mit Eisbeinen und rothe Rübensuppe (Bartsch) schmecken so gut, daß ich sie mir als Leibgerichte zu Hause öfter ausbitte. Als ich einmal auf derselben Nordseite stand, landete ein Fischer, der Aale des Haffes gefangen hatte. Die Frauen erschienen mit einem Brettchen, wuschen die Fische ab und schnitten sie ohne Weiteres in Stücke, die Männer tauchten die Stücke in Salz und aßen sie ungekocht mit sichtlichem Behagen. Mit dieser schlichten Lebensweise hängt es wohl auch zusammen, daß diese fast immer im freien lebenden Menschen sehr gesund und kräftig sind und sich eines hohen Alters erfreuen. Bei jenem ersten Besuch im August freute ich mich, einen geschätzten Mandanten aufzufinden, einen jungen Mann Namens Nelaimischkus, der mir schon öfter imponirt hatte. Eine breitschultrige hohe Gestalt, wie zur Garde bestimmt, war er doch ebenso schlank als kräftig und gewandt, eine Adlernase zierte sein intelligentes, von blondem langen Haar umrahmtes Gesicht, aus welchem blaue Augen zutraulich und treuherzig herausschauten. Ich habe ihn stets in der Nationaltracht gesehen, blaue Tuchjacke mit puffigen Achseln und Stehkragen, vorn zwei Reihen großer blanker Metallknöpfe, die oben breit auseinanderstanden und in reicher Zahl unten fast zusammenliefen. Dunkeles kurzes Beinkleid, hohe Wasserstiefel in vielen Falten, ein rothgelbes Baumwolltuch unter den breiten Kragen des groben weißen Hemdes gebunden, so daß die Zipfel flatterten, dann die En toût cas Capuze von blauem Tuch, roth gefüttert, im Winteu mit grauem Wandrocke, Schlittschuhen und Pike hat mich seine Erscheinung stets sympathisch berührt. Die meisten jungen Leute, denen ich unter ihnen begegnete, waren so groß und schön gewachsen, ein treffliches und sehr begehrtes Material für die Marine und unsere Kavallerie. Mein Freund sprach etwas gebrochen deutsch pons rektsànwalts Orn pflegte er zu sagen (das h fehlt seiner Sprache), und führte mich auf die Bitte, mir sein Heim zu zeigen, bereitwillig hinein. Es stand mit dem Giebel nach der Straße, war einstöckig und wie alle andern aus Holz mit blauen Fensterladen

mit Stroh gedeckt. Nach der Straße ragte der Giebel auf Holzsäulen etwas über den untern Theil vor und bildete eine Veranda. Rechts ragte das Dach ebenfalls über und bildete auch dort eine Plauderstelle für die Bewohner. In der Mitte dieser breiten Seite rechts führt eine wagerecht gespaltene Thür, deren oberer Theil nach innen offen zu stehen pflegt. Ich trat rechts in einen großen finsteren Raum ein, welcher die ganze Nordhälfte des Gebäudes einnahm. Die Wände waren schwarz, mit Ruß überzogen, von der Decke inmitten hing eine Eisenkette fast bis zur Erde, welche in einen Eisenkranz auslief. Darauf stand der Kessel, unter ihm auf dem Ziegelboden flackerte das Feuer, oben im Dach bemerkte ich jetzt erst ein Loch, durch welches der Rauch abzog. Der Schornstein fehlt. Man ging in die Wohnstube, von welcher durch eine Holzwand ein Hinterstübchen (die „Kachel" des Altsitzers, seines Vaters) abgetrennt war. Beide heizte ein gemeinschaftlicher zartweißgetünchter Ziegelofen, um den ringsherum eine Holzbank lief. In der Wohnstube stand ein großes Himmelbettstell, in welchem die Betten thurmhoch aufgehäuft waren, ringsum von oben bis unten durch eine schneeweiße Gardine mit rothen oder weißen Kanten verhängt. Nach jeder der freibleibenden Seiten ein zweiflügliges, mit Blei ausgefülltes Fenster, zwischen beiden an der Wand ein Schrein, unten geschlossen, oben wie ein Schragen offen, blau gestrichen, in dem die blaubunten Teller und geblümten Tassen neben einander standen. Davor ein weißer großer Holztisch — das war die Ausrüstung. An den Wänden Nägel für die Kleider, Bücher und Scripturen unter der Decke zwischen den Balken, ein blaubunt gestrichener Kasten, nebst einem schwarzen Kater vollendete dieselbe. Eine Frau hatte er noch nicht gewählt, die Mutter im weißen Oberhemde und rothgrünem Rocke führte ihm die Wirthschaft. Neben dem Hause ein sorgfältig gefliesener hoher Haufen Scheitholz, ein besonderer Schweine- und Kuhstall, ein besonderes Backhaus, dann zogen sich die tiefliegenden schwarzen Zwiebelbeete in die benachbarten Wiesen.

Die Frauen und Mädchen der Litthauer sind ebenso kräftig und wohlgepflegt. Es sind durchaus harmonische, ruhige Erschei-

nungen, wie bei den Männern ruht ein verständiger Ernst auf ihrer Stirn. Die Nase ist klein und gestülpt, die vollen Wangen haben einen Anflug in's Bräunliche, die Lippen roth und feurig. Das weiße Unterkleid schließt ein blaues, vorn mit rothem Band geschnürtes Leibchen ein und hebt die volle Büste ab; der kurze rothe oder weiße Rock ist mit mehreren Reihen bunten Bandes eingefaßt, die Fußbekleidung ist ein derber Lederschuh auf glänzend weißen Strümpfen. Ein weißes loses Kopftuch schützt gegen die Sonne. Einst besuchte ich die kleine achteckige Holzkirche zu Lauknen. Unten saßen die Frauen, oben ringsum die Männer, der Pfarrer sprach ihre Sprache, man sang litthauisch, da sah ich sie alle versammelt, diese kerngesunden, kräftigen, hübschen Menschen; selten sah ich so viel kräftige Greise beisammen. Und doch muß dieser Stamm aussterben, dieses harte Geschick vermag keine Hand aufzuhalten. Wie die Cultur den Indianer tödtet, so raffte sie die Preußen dahin und wird auch die Litthauer tödten, ihren Hauch verträgt kein Naturvolk.

5. Mehlauken.

Die erste Nachricht erhalten wir über diesen Ort aus den zwischen die Jahre 1384—1402 fallenden Wegeberichten, insbesondere darunter aus Nr. 43, Script. III. 43, S. 685, welchen der Comthur oder Pfleger von Labiau dem Marschall für eine Kriegsreise schickt und welcher lautet:

„Gezeichnet 1384 Labiau am Tage Barbara (4. December).

„Diese nachgeschriebenen Wege sind gegangen Tile und Matern unsere Knechte und Skodete von **Labiau** sowie Skorbete von **Laukischken** und gingen aus von Laukischken auf die **Milow** 3 Meilen, da muß man die erste Nacht liegen, da findet man Futters genug, davon muß man die Hälfte behalten auf die Wiederreise. Von Milow eine Meile auf das Fließ P a u r e (Parwe), da muß man brücken. Von der Paure auf das Fließ die W o s s e (Ossa), das muß man brücken; von der Wosse drei Meilen auf das Fließ, das da heißet die A r g o (Arge), da muß man auch brücken, von dem

Fließ Arge eine Meile auf die **Taure** (Thaurothenen), da mag man mit dem Heere liegen, da findet man Futters genug; von der Taure 2 Meilen auf das Fließ Tilsele (Bach bei Thaurothenen), da muß man brücken und man kann da liegen mit dem Heere auf der Wiederreise von Ragnit; von Tilsit eine Meile bis zu **Ragnit**."

Wenn man diese Beschreibung mit der heutigen Karte vergleicht und darauf die unzähligen Namen von Dörfern liest, so muß man staunen über die Ameisenthätigkeit der Menschen.

Im Jahre 1384 gab es in dieser Gegend zwischen Labiau und Ragnit nur drei Orte, Laukischken, Mehlauken und Thaurothenen. Alles übrige war Urwald, doch führte schon ein gebahnter Weg hindurch, denn nirgends wird verlangt, daß man „räumen" müsse; das war schon früher geschehen. Die Flüßchen Parwe, Ossa, Arge und Tilsele, die man passirie, entbehren der Brücken, und muß das ziehende Kriegsheer sie jedesmal aufschlagen, Privatleute gingen wohl über einen quer hinübergelegten Baumstamm. Bei Mehlauken und Thaurothenen wird der Reichthum an Futter gerühmt. Und es gab nur einen Weg dort, weil man sich seiner auch für den Rückweg bedienen muß.

Wie beschaffen derselbe gewesen sein muß, kann ich mir lebhaft denken, wenn ich an meine monatlichen Geschäftsreisen von Labiau nach Mehlauken zurückdenke, die ich mit einem lieben Collegen 1867—70 zusammen machte. Im Frühjahr oder Herbst kam uns dann der bewährte Fuhrmann Morgens nach 4 Uhr wecken, in Pelze gehüllt saßen wir auf, vier Pferde lang. Vor Laukischken gab es eine Stelle, wo regelmäßig etwa 100 Schritt der Weg fußtief überstaut war. Durch diesen hindurch, dann ging es weiter schrittweise den Wagen bis an die Achsen. Bei Gr. Baum beginnt der große Baumwald, ein alter Urwald, etwa 2 Meilen breit, eine grundlose Straße über die Swentoge (heiliger Fluß), auf der König Friedrich Wilhelm III. mit den Seinigen die traurige Fahrt nach Memel machte (an einer alten Eiche links, wo er gerastet, sieht man eine Gedenktafel). Später zogen die Franzosen nach und von Rußland auf dieser Straße. Nach 5stündtger Fahrt ist Mehlauken erreicht.

Ein anderer Reisender, Carl Feyerabend, der diese Tour etwa 1796 machte, schildert dieselbe in den „Kosmopolitischen Wanderungen"*) wie folgt.

Im sog. Baumkruge übernachteten wir. Ich fand eine große, sehr reinliche Stube, einen freundlichen Wirth und ein weiches Bett. Zwar machten mir anfangs die Bauern bei ihren Bierkrügen einen unerträglichen Lärm, bald aber ward ich dessen gewohnt. Mein Fuhrmann hatte mir den Rath gegeben, noch vor der Morgendämmerung auszufahren. Wir mußten den sog. Baumwald von 3 Meilen Länge durchfahren. Kaum hatten wir unser Vorhaben unserm Wirthe und unseren Gästen eröffnet, als sie mit vereinigten Kräften uns zu überreden suchten, unsere Fahrt bis zum vollen Morgen zu verschieben. Jeder von ihnen wußte eine traurige oder schaudervolle Geschichte. Bei dem einen war der ganze Wald voll Diebesgesindel, das aus dem benachbarten Polen herübergekommen war und sich im Dickicht des Waldes versteckt hielt, andere erzählten Gespenstergeschichten, die ihnen oder ihren Bekannten begegnet seien.

Doch ließ sich der Reisende nicht abschrecken und fuhr bei der Morgendämmerung aus.

„Der Wald," fährt er fort, „öffnete eine breite Heerstraße, die sich nur selten etwas verengte. In dem großen schauerlichen Dickicht wohnte eine Todtenstille, von keinem lebendigen Wesen als von dem Knarren unserer Räder und dem Stampfen unserer Pferde unterbrochen. Keine Räuber und Mörder fielen uns an.

„Schon hatten wir einen ansehnlichen Theil des Waldes zurückgelegt, als der Tag in aller seiner Glorie erwachte. Die Gegenstände vervielfältigen sich, die Vögel begannen ihren Morgengesang, der bisher todte Wald wurde lebendiger, neue Seligkeit strömte auf mich, mit reinem Herzen mischte ich meine Empfindungen in den lauten Lobgesang der Natur und rief mit überströmendem Gefühle: Den der Sterne Wirbel loben — den des Seraphs-Hymne preist — Dank, o Dank dem guten Geist — überm Sternen

---

*) Kosmopol. Wand. in Briefen an einen Freund, Germanien 1800, Bd. 2, S. 305 (Danzig).

zelt dort oben. Dank dir, edler Schiller, dein Lied erheiterte meine Seele, und stärkte meine Hoffnung.

Der Weg durch den Wald wurde mir jetzt immer angenehmer. Der Westwind spielte mit dem jungen grünen Laube und kündigte einen heitern Tag an. Der Wald bestand größtentheils aus allerhand Arten von Nadelhölzern, namentlich Tannen- und Fichtenbäumen und nur hin und wieder zeigten sich Eichen und Birken.

In wenigen Stunden hatten wir den Wald zurückgelegt und — wer beschreibt mein Erstaunen, als ich (vom Alexer Berg oder Hügel herab) die ganze herrliche Ebene, die Tilsiter Niederung, gleichsam durch einen Zauberschlag vor mir aufgedeckt, sah. Ein schöneres, gesegneteres Land wird im Norden Europa's vielleicht nicht wiedergefunden. Danzig's segensvolle Gefilde stellen sich mir hier wieder von neuem dar." —

Wie ähnlich und doch anders lag die Gegend da, als der Comthur von Labiau seinen Wegebericht von 1374 schrieb!

Alle die zahlreichen Orte, die jetzt existiren, sind erst nach 1384 entstanden und verdanken ihr Dasein den Kriegsreisen, in deren Gefolge kriegsgefangene Letten und Szamaiten in diese Gegend geworfen wurden, welche sie bevölkerten, lichteten und bebauten. Die Milow tauften sie in Mehlauken um. So sind fast alle Ortsnamen ihrer Sprache entlehnt. Auch diese bieten ein Stück alter Geographie, wenn man sie übersetzt.

Als diese Namen entstanden, war der Typus der Gegend unzweifelhaft Urwald: man bezeichnete die gelichteten Stellen desselben, an denen sich Ansiedler niederließen. Wittgirren, d. h. mitten im Walde, lag inmitten eines jetzt verschwundenen Waldes, an den noch die forstfiskalischen Wiesen dort erinnern. Dieser Wald reichte bis Uszkampen (Hinteracker), Iszdaggen (ausgebrannter Wald), Spanegeln (Moosbeere unter Tannen) und Lauszen (Windbruch) hin.

Nordwestlich wurde er von Alexen (d. h. Ellernbruch) ab unterbrochen durch eine große Haide oder Palve (Palwlauken), den spätern Kern der Domaine, welche bei Schillgallen („Ende der Haide") abschloß und wieder in Wald verlief. Diese ganze

durchweg flache Gegend war ehedem nicht so wasserarm und trocken wie jetzt; das zwei Meilen große Moosbruch nordwestlich daneben war damals ein Wasserbecken, in welchem der Nemonien seine Sinkstoffe ablagerte, die jetzt 20—30 Fuß tief lagern, wonächst man erst auf Sand und Thon stößt. Die grabenartigen Gewässer Elxne („Ellernfluß") und Melawa („Hefenfluß") sind ehedem wohl bedeutender gewesen und wenigstens der letztere (Hefenfluß wegen der dem Hefen ähnlichen mitgeschwemmten vielen Lehmtheile) reißender gewesen. Von den beiden durch die jetzige Sternberger Forst gehenden Flüßchen Schwentoje (heiliger Fluß) und Naujoge ist letzteres späteren Ursprunges, denn sein Name bedeutet neuer Fluß. Bei Schaltischledimmen und Pannaugen, wo jetzt noch große Torfbrücher und im Frühjahre und Herbste starke Ueberstauungen sind, scheint ein See gewesen zu sein. Bei Eszerninken („Teichdorf") und Popelken („am Bruch") hebt sich zwischen Höhen von 82—86 Fuß über dem Meeresspiegel eine nur 76—77 Fuß tiefe Stelle zu beiden Seiten der Melawa als Wiesenterrain ab, welches ehedem unzweifelhaft einen circa $^1/_2$ Meile langen und $^1/_4$ Meile breiten See bildete. Die überwiegende Holzart der Waldungen war die Birke (Berszkallen oder Birkenberg und die Eller Alexen d. h. Ellerbruch, Elxne Ellernfluß).

Die Wälder wurden belebt durch eine Menge hier jetzt ausgestorbener Thiere. Es gab Bären (Meschkinnen oder Bärendorf), Eber (Obscherninken oder Eberndorf), Dachse (Abschruten oder Dachsdorf), Luchse (Luschninken oder Luchsdorf), Auerochsen (Stumbragirren oder Auerochsendorf) und Füchse (Lapienen oder Fuchsdorf).

Daneben gab's eine Menge Bienen (Bittkallen oder Bienenberg, Bittehnen oder Bienendorf, Korehlen oder Wabendorf), Habichte (Wannaglauken — Habichtsdorf), Hunde (Schunkars — Hundekrieg).

Alles dieses läßt darauf schließen, daß unsere Vorfahren mit Vorliebe der hohen Jagd oblagen und vorwiegend von thierischer Nahrung gelebt haben, was vielleicht der Grund der Körpergröße und Stärke der heutigen Litthauer sein mag. Rehe, Hasen, Birk-

hähne oder gar Schnepfen, die das Ziel unserer heutigen Nimrods bilden, wird es damals wohl auch gegeben haben; diese waren aber anscheinend verachtetes Kleinwild, um das sich der Litthauer von ehedem, der mit Spieß und Bogen, wie ein Indianer, dem Waidwerk fröhnte, nicht kümmerte. Ein solches Jagdvolk sah auf den benachbarten Fischer, der mit seinem Fang zu Lande kam, mit Spott; denn der noch jetzt wie ehedem von Fischern, namentlich mit Stinten reich besuchte Ort wurde wie zum Hohn Piplin, d. h. Pitzker, genannt.

Mit der Zeit verdrängte der Ackerbau die Jagd und es finden sich auch Ortsnamen, die auf diese friedliche Thätigkeit hinweisen, so Schaudienen (Strohdorf), Marglauken (Aehrenfeld), Skieslauken (Weichfeld), Schwirgslauken (Buschfeld). Wo Wald ist, läßt sich der Hügel schwer erkennen und markirt sich nicht scharf. Darum dürfte schon Ackerbau anzunehmen sein, wo die Ortsnamen mit Hügeln in Verbindung stehen. (Paccalwen = am Hügel, Kallweninken = Hügelbewohner.)

Aus der katholischen Zeit vor Markgraf Albrecht rühren noch die Ortsbezeichnungen her, die mit den Sendpredigern zusammenhängen. So wurde von den Ordensherren Labiau's ein Prediger ausgesendet, der in Legitten (legatus) und in Laukischken („für die Landbewohner") oder an der Swentoje (heiliger Fluß, wo die Litthauer die heilige Taufe empfingen), neben dem noch bis in dieses Jahrhundert hart am Wege südlich die Reste einer Holzcapelle vorhanden waren, sowie in Lauknen („den Dorfbewohnern") predigte. Medlauken (von Medis) heißt Holzfeld; Metkeim Holzdorf, Rogainen oder Rogehnen kommt vom preußischen ruggis Roggen her und heißt Roggenfeld, Geyde preußisch Gerste, daher Geidlauken.

Nach hervorragenden Männern wurden Ortschaften, in denen sie ihren Wohnsitz hatten, benannt, z. B. Geduhnlauken nach dem Geduhn, Bescharwen nach der Familie Scharwies, die noch jetzt da lebt. Neuern Datums ist Gerhardswalde, nach Gerhardt, einem Diener des großen Kurfürsten, der ihm seinen Garten in Berlin schenkte und dafür 60 Hufen in unserer Gegend erhielt, sowie

Minchenwalde, mit dem ein jüdischer Mann, Namens Hillel Jankel Finkelstein, der erste Besitzer der nach den Befreiungskriegen veräußerten Domaine Mehlauken (der seines Glaubens halber nicht Polizeihalter sein sollte; siehe daher Domainen-Rentamt Mehlauken), die Freude seines Herzens, sein Töchterchen Minchen unsterblich machte, als er 1828 den Bezirk als Abfindung vom Fiscus erhielt und parcellirte.

Historischen Ursprungs sind auch die Ortsnamen Bielauken (Streitfeld, streitiges Feld) und Schaltischledimmen (Waldwiese des Schulzen, vielleicht aber auch kaltsprindige Wiese). Auch die neuere Geschichte hat Vertretung gefunden. So nannten die mit Land hierorts belohnten Invaliden, die bei Löwenberg und Löwenthal, unfern von Waterloo mitgefochten, ihre Wohnorte zur Verewigung ihrer Thaten Löwenberg und Löwenthal. Fiscus hat seine Zeitpachtcolonien zu Ehren von gekrönten Häuptern und Großthaten der Neuzeit: Friedrichsdorf, Wilhelmsrode, Carlsrode, Franzrode, Königgrätz und Sadowa genannt, welchem wohl auch noch ein Weißenfels oder Sedan folgen dürfte.

Ehedem hatte auch der Volkswitz seinen Ausdruck in Ortsnamen gefunden, nicht bloß in dem erwähnten „Pitzker" (Pilplin), sondern auch in Sussemilken („ein Dorf zum Erbarmen"), Schunkern (Schunkars = Hundekrieg, neben dem offenbar preußischen Zwion bei Insterburg). Die reizende Terrasse Nettienen vor Georgenburg ist gleich Lettienen, d. h. Litthauerdorf.

Mit Vorliebe hängt der Landmann am Alten und verehrt es vor allem. Darum dürften die Ortsnamen, die ein besonderes Wohlwollen ausdrücken, zu den ältesten gehören. Mehlauken bedeutet liebes Feld, blaues Feld, Skaisgirren heller, sonniger Wald und diese bedeutendsten dürften darum auch die ältesten Orte der Gegend sein. Es wäre interessant, aus benachbarten Distrikten ähnliche Betrachtungen kennen zu lernen, um daraus die ehemalige Ausbreitung der Litthauer unserer Gegend zu beurtheilen (Angerap = Aalfluß).

Soweit über litthauische Ortsnamen; nun noch ein Wort über die heutigen Litthauer unserer Gegend. Diese haben merkwürdiger

Weise ihre Geschichte ganz vergessen, ihre eigenthümlichen Trachten (die nur noch die Fischerei treibenden Gilger und Nemoniner zeigen), auch ihre Gebräuche abgelegt. Einzelne bereiten sich noch den litthauischen Haustrunk Alus, kochen die rothe Rübensuppe = Bartsch, aber ihre Dainos (nach meinem Geschmacke eine Mondschein-Poesie, die an Geibel noch lange nicht heranreicht), sind verklungen und ihre Sprache ist fast die einzige Reminiscenz an ihren Ursprung. Die Deime bildet die westliche Sprachgrenze. Der deutsche Volksschullehrer hat in diese Sprache schon eine erhebliche Bresche geschlagen, sodaß die jüngere Generation meist deutsch spricht.

In einem dieser Tage erschienenen anscheinend sachkundigen Aufsatze von M. Friedeberg im „Memeler Dampfboot" wird ein Blick auf die Gesammtheit der heute überhaupt noch lebenden Litthauer geworfen, deren es gebe in den russischen Gouvernements Wilna 548,000, Kowno 1,095,000, Grodno 308,000, Minsk 54,000, Suwalki 413,000, endlich in Amerika 20,000. Die Samaiten (Niederunger) sind nach Sprache und Sitten die ältesten; ihre Sprache verhält sich zum heutigen Lettischen und Litthauischen, wie das Altrömische zum heutigen Italienisch. Jeder Versuch der Russificirung ist bei ihnen bisher mißlungen. Die Kuren bei Memel sind ein Theil derselben. In der Schrift bedienen sie sich der deutschen oder lateinischen Lettern. Da aber jetzt in Rußland strenge darauf gehalten wird, daß sie die russischen Schriftzeichen benutzen, die ihnen verhaßt sind, so ist dort der literarischen Thätigkeit die Ader unterbunden, sie hat sich über die Grenze nach Preußen geflüchtet und liegt daher die geistige Führung augenblicklich bei uns. Es erscheinen in Tilsit drei litthauische Zeitungen, Niemuns Sargas (Wächter am Niemen), Tilzes Keleiwes (Tilsiter Bote) und Außra (Morgenröthe), letztere redigirt von Mikßa, welche ballenweise nach Szamaiten hinübergeschmuggelt werden. Auch in Amerika erscheint eine litthauische Zeitung in New-York-Unija (Union), deren Bestrebungen — offenbar vergeblich — auf eine Einigung zwischen Polen und Litthauern hinzielen. —

Die 145,000 Litthauer, welche heute noch in Preußen existiren, sind zurückgedrängt bis zu einer Linie, welche vom Ausfluß der

Deime bis Laukischken, von da auf Groß Baum, Popelken, Aulowöhnen bis Pillkallen geht. Südlich von dieser Linie wohnen fast gar keine mehr und auch die nördlich davon Wohnenden verstehen oft deutsch, nur die älteren Leute wollen es nicht sprechen. Die Zeit, binnen welcher die Litthauer bei uns ebenso verschwinden, wie die Preußen verschwunden sind, ist nahe. Mit Ausnahme der Namen Kalnein und Partein, der Dörfer Preußen (bei Tilsit) und Pruskehnen (bei Saalau), Dt. und Preuß. Thierau-Wilten, Battau, Königsdorf, ist heute von diesen nichts mehr nachweisbar. Aber wie die kleine Race Pferde, die sie hatten, sich erhalten hat, so wandeln unter der Landbevölkerung faktisch viele Leute, deren Voreltern sicher preußischer Abkunft waren. Die nach Gräberurnen von Dr. Behrend in den Schriften der physikal-ökonomischen Gesellschaft Königsberg 1872 auf 5 Tafeln abgebildeten Gesichter alter Preußen scheinen uns auf unseren Wochenmärkten öfter zu begegnen. Der ausgeprägte Typus dieser Preußengesichter zeigt sich namentlich in dem stark und breit gebildeten Unterkiefer, der Stülpnase, den schönen Zähnen und dem hellen, fast rothen Haar und blauen Augen der Leute, welches auch schon Hartknoch als das Merkzeichen der Preußen hervorhebt. Die von demselben und von Nesselmann gesammelten Sprachreste lassen die Verwandtschaft der preußischen mit der litthauischen Sprache erkennen, aber sowohl Hennenberger als Hartknoch vermischen bei der Beschreibung der Sitten und Trachten derselben beide verwandte Stämme.

Der Litthauer unterscheidet sich doch durch die hohe schöne Statur, die starke griechische Nase der Männer, während die Frauen kleine Nasen haben und durch Sitten, Bau der Häuser, Trachten und Sprache noch sehr von dem, was wir über die Preußen wissen. Wenn man diese Eigenheiten der Litthauer nicht untergehen und verloren gehen lassen will, wie dies mit den Preußen geschehen ist, so wäre es höchste Zeit, etwas Entschiedenes dafür zu thun, namentlich durch eine größere Zahl besserer Photographien, Beobachtung an Ort und Stelle und Beschreibung derselben, graphische Darstellung der Ausbreitung in den verschiedenen Perioden und Rettung der vorhandenen Sprachidiome, die Pflicht der Gegen-

wart zu erfüllen. Es ist das eine nicht ganz leichte, aber würdige Aufgabe für eine Gesellschaft, wie die litthauische literarische in Tilsit.

Wie ich höre, ist dieselbe mit liberaler Unterstützung des Cultusministers v. Goßler, der sich auch durch Erhaltung und Renovirung unserer Baudenkmäler um seine zweite Heimath verdient macht, und in Verbindung mit der lettisch-litthauischen Gesellschaft zu Riga um Erfüllung dieses schönen Berufes bemüht.

6. Wasserfahrt von Tapiau nach Tilsit.

Einst zog ich von Tapiau aus auf dem Dampfer die Deime hinab. Bei Schleuse sind alte Erdarbeiten erkennbar. (Hennenberger's Landtafel Anhang 9 sagt: Deime soll gegraben sein mit einem mechtigen volke, denn man saget, daß man 6 Last Hering zum Frühstük hab müssen haben, einem jeglichen einen Hering zu geben; es ist auch ein ziemlicher Berg bei der Tapiauschen Schleusen, der, sagt man, sei geschüttet worden, daß ein jeglicher nur eine Molden voll hinauf getragen und es sei zum gedechniß [woran?] geschehen.) Bei Pöppeln gings vorbei, wo rechts ein kreisrunder, jetzt beackerter Berg mit flacher Platte die Stelle bezeichnet, wo auf dem von Kelten, Gothen oder Cimbern — dem unterjochten zahlreichen Urvolke — aufgehäuften runden Kegel ehemals eine hölzerne Preußenburg stand, die noch wohl erhaltene Burg Labiau links lassend gings die Deime hinab durch die grünen Wiesen in's plätschernde Haff. Der Wind blies, das Wasser spritzte über's Bug kräftig entgegen. Nach halbstündiger Fahrt bogen wir bei der auf Steinmohlen stehenden Leuchte in den Nemonien ein und von dort in den Seckenburger Kanal, bis wir vor Rautenburg an dem Damme vorbei, der das Schloß verbirgt und auf dem Kant oft gestanden, in den alten südlichen Mündungsarm der Memel, die Gilge, gelangten. Zu beiden Seiten des Canals steht unberührt der Urwald, in heiliger Stille auf Deck ruhend beklagte ich still dieses schöne Stück Vorwelt, an das doch die Axt gelegt wird, und warf dann den Blick links auf Lappienen und die weiten

Wiesenflächen, auf denen dicht bei dicht unzählige Haufen Heues für den Winter aufgespart standen. Dahinter bis Sköpen und Schanzenkrug wird das Fahrwasser so seicht, daß die Schiffer am Bugspriet mit Stangen Posten nehmen und beständig messend die Tiefe künden, 2 Fuß, 3 Fuß lautet es fortwährend, endlich gegen Abend biegt man rechts in die Memel auf Tilsit zu.

Links schwenkt die Ruß ab und am Horizonte winken die Wälder von Ibenhorst, wo das Elenthier noch lebt. Noch ein Rest ist vorhanden, der in der Obhut eines litthauischen Oberförsters steht, wie man sagt, eines Originals, der sie mit milder Hand zu leiten versteht, sodaß sie auf Wunsch defiliren. Aber wehe der auffälligen hellen Tracht, die sie verscheucht. Prinz Wilhelm kommt in der Regel jährlich dahin, das bestimmte Quantum abzuschießen. Hartknoch hat diese Todescandidaten, wie ihre bereits entschwundenen Vorgänger, den Auerochsen, den Büffel und den Wisent abgebildet.

Gegen Abend legten wir in Tilsit, der Brückenstadt, an. Ich eilte in den Schwan und sah über die Schiffbrücke die neunsitzige Fahrpost von Memel her mit 4 Pferden einrücken, ein jetzt auch entschwundenes Institut. Meine Großmutter hat mir oft erzählt, wie am Ende des vorigen Jahrhunderts die Post aus hochrädrigen blauen Planwagen bestand, wie sie jetzt die schlesischen Leinwandhändler oder die Artillerie als Munitionswagen führt. Die erste Fahrpost, wohl durch den großen Kurfürsten eingeführt, wird darnach vermuthlich aus offenen Leiterwagen bestanden haben, wie sie der Orden schon im 14. Jahrhundert zum Transport des Fußvolks und des Gepäcks für die „Raisen“ verwendete, von den auswärtigen Reisenden chariot, also deutsch Karre genannt. Der Orden hatte schon früher, drei Jahrhunderte lang, eine sehr regelmäßige Reitpost von Haus zu Haus — zuerst nur für seinen Bedarf — eingerichtet, welche die privilegirten Krüger unterhalten und bedienen mußten. Unser Tilsiter Postwagen ist die Vollendung und die Krone des Instituts und machte, wie er so stattlich, die schöne hellgelbe Lackirung in der Abendsonne glänzend, oben auf der Platte die unter der Lederdecke wohlverwahrten Gepäckstücke

tragend, welche hinten in den schwarzlackirten Kasten nicht mehr hineingebracht werden konnten, vorne im Coupé der Conducteur, alle vorn hoch überragend der stattliche Postillon, wie er bedächtig die Zügel der vier wohlgenährten Pferde regiert, das runde Posthorn ergreift und in wohlbekannter Weise schmetternd seine Ankunft meldet.

Bevor wir in der Schilderung der heutigen Blüthe unseres Litthauens fortfahren, gedenken wir der schweren Prüfungen, denen dasselbe, wie selten ein Land, ausgesetzt gewesen ist. Denn anders läßt sich nicht verstehen, wem sein heutiger Wohlstand zu danken ist.

Im Jahre 1656,*) im schwedisch-polnischen Kriege, machte es die kurze aber gründliche Bekanntschaft von 50,000 Tartaren, welche die Polen zu Hülfe gerufen hatten. Es ist nicht zu beschreiben, sagt v. Baszko (Geschichte Preuß. V. 206), was für Jammerklagen vorgegangen. Die Christenkinder sind von den Tartaren weggeführt, die Männer verkauft, die Weiber und Jungfrauen zu viehischer Lust behalten. Sie nahmen mit sich gefangen unzählige Bürger, Bauern, Priester, Küster, Knechte, Mägde, Weiber und Kinder, die nicht mehr die Ihrigen wiedergesehen, sondern in harte, tartarische und türkische Dienstbarkeit geführt wurden, daselbst sie wie das Vieh nackend und bloß ergriffen und öffentlich verkauft wurden. Wohin diese Menschen kamen, verwandelten sie das Land in eine Wüste. Ich habe Schilderungen eines Erzpriesters aus Ragnit gelesen, wonach das Raffinement der Tartaren in Auffindung der verborgensten Schlupfwinkel, in welche die Bevölkerung sich versteckt hatte, eben so ausgesucht, wie die Behandlung der vorgezogenen Opfer unmenschlich war. Das eigentliche Treffen hatte bei Ostrokollen, 2 Meilen von Lyk stattgefunden. „Von Like,“ sagt ein Berichterstatter, „sind die feindseligen Soldaten in Preußen 18 Meilen hin und her fortgestreift, als gen Angerburgk, Drinkfurth, Litzen, Oletzko, Insterburg, Goldap und Nordenburg und solches Elend währte 14 Tage.“ Nur kurze Zeit also währte die Invasion, doch waren ihre Wirkungen verheerend. 13 Städte, 249 Dörfer

*) Behmin-Schwarzbach, Hohenz. Colonisation S. 135 ff.

und 37 Kirchen wurden eingeäschert, 23,000 Menschen erschlagen und 34,000 kriegsgefangen fortgeschleppt. Am meisten hatte das Hauptamt Insterburg gelitten.

Die Wunden waren noch nicht geheilt, da brach über Preußen 1701 eine Seuche, die Pest, herein und tödtete über 80,000 Menschen. Die Schilderungen dieser Krankheit, die man häufig findet, sind so gräßlich und alles, was wir über die Cholera erfahren haben, übertreffend, daß ich darüber schweigen muß. Die Mitwelt ließ dieser Jammer so gut wie unberührt, eine Hülfsleistung, wie sie den schlesischen Weberdistrikten zu Theil wurde, und wie sie Ostpreußen und andern Provinzen in Nothständen, wo jeder sich bemühte, sein Scherflein Hülfe zu leisten, in unseren Tagen erfahren haben, fand nicht statt. Darauf folgten mehrere besonders kalte Winter, wie der von 1708 und häufiger Mißwachs. Niemand blieb, den Boden zu bestellen. Wo früher Acker war, wuchs der Wald empor. Wiederum wurde das Hauptamt Insterburg, heute der bestsituirte Kreis des Bezirks Gumbinnen, auf festen, gesunden Grunde gelegen, jetzt recht bevölkert, am härtesten betroffen. Von den 200,000 Opfern dieses „Strafgerichts Gottes" kommen auf die Stadt Königsberg 9000, auf das Hauptamt Insterburg, welches sich bis hinter Goldap erstreckte, 66,000, auf das Amt Ragnit 28,000.

In vielen Dörfern, die bisher über 300 Einwohner beherbergten, war keine Seele geblieben, die Lehmhäuser fielen ein, meilenweit begegnete man nicht einem Menschen. Der Ueberlebende nahm alles. Am Hofe zu Königsberg, wo eben das Königthum proklamirt war, Hoffeste, hier meilenweit das Elend, wie es Ovid beschreibt. Der Hofrath Baer machte 1707 bescheiden darauf aufmerksam, daß die Unterthanen je länger, je mehr in Armuth und Unvermögen die gemeinen Onere abzutragen verfielen.

Wie Heinrich der Städtegründer hat Friedrich Wilhelm I. sich bemüht, diese öden Landstriche durch Heranziehen von Colonisten zu bevölkern, was ihm auch gelungen ist.

Er zog zuerst 1716*) Schweizer, die aus dem Canton Bern

---

*) Behmin-Schwarzbach, Colonie. S. 144.

wegen Ueberfülle auswanderten, nach Ostpreußen und verpflanzte in das Amt Insterburg 78 Familien, nach Balzerischken und Grünhayn (bei Wehlau) 193 Familien, in's Kathenauische 71 Familien. Graf Dohna, der sich ihrer warm annahm, berichtete, es sei die Zahl der eingewanderten Personen im Insterburgischen auf 1120, im Amte Ragnit auf 455, in Tilsit auf 168, zusammen 1743 anzuschlagen. Sie lebten auf dem Lande als Ackerleute und Viehzüchter, in den Städten als Handwerker und hielten fest zusammen.

Wir begegnen noch heute, besonders als Käser oder in Molkereien häufig Leuten mit ausgeprägtem Schweizerdialect und eigenthümlichen Namen, z. B. Benz, offenbar den Nachkommen jener Colonisten. Die Namen Huguinin oder Igné sind bei uns nicht selten; sie bedeuten Hugenotten. Ebenso deutet der Name Gehrke auf ältere Colonisationen. Das ist auf York und damit auf Schottland zurückzuführen. Von unserem General York steht fest, daß sein Großvater, der ein Gut bei Butow besaß, sich Jarken nannte, anscheinend eine Corruption von York.

Dann zog der König Mennoniten hierher, die sich so nach ihrem Lehrer Menno Simons († 1505) nannten und eine Species der Wiedertäufer sind,*) sich aber von diesen etwas unterscheiden; sie verwerfen die Kindertaufe, den Zehnten und sträubten sich besonders gegen die Leistung des Kriegsdienstes. Sie lebten in der Schweiz in Zürich und Bern. Menno, der sie in der Heimath bei der Unzufriedenheit der Behörden mit diesen Eigenthümlichkeiten nicht mehr sicher glaubte, machte eine Missionsreise nach Preußen (1546—1563) und kam dabei auch nach unserem Städtchen Pr. Holland, einer Colonie von Niederländern am Drausensee, wo es ihm gefiel. Vielfach hatten sie sich in die Niederlande begeben. Die Berner hatten 1710 den Mennoniten gegenüber ihre staatliche Macht geltend gemacht, darauf bestanden, daß sie Kriegsdienste leisten, dies gab die Veranlassung, sie hierher zu ziehen. In Litthauen lagen 60,000 Hufen unbebaut. Es hatten sich auf des

---

*) Dass. S. 147.

Königs Einladung und durch das Versprechen von Dulden ihrer Glaubenssatzungen, Freijahre und Freiländereien bestimmt, viele Mennoniten in Litthauen, besonders um Tilsit eingefunden und dort heimisch eingerichtet. Doch die Werber des Königs, welche überall große Soldaten suchten, störten den Frieden. Sie überfielen 1723 einige Familien und führten unter derben Scherzen mehrere große Leute weg. Darüber beschwerten sich die Väter energisch beim Könige, beriefen sich auf ihre Privilegien und alle Mennoniten erklärten, wenn ihnen die Werbefreiheit nicht gehalten würde, müßten sie um Aufhebung ihrer Contracte und freien Abzug bitten. Als nun trotz der eingeleiteten Untersuchung doch 6 junge Leute derselben in Potsdam behalten und weiter — wennschon vergeblich — zu Soldaten gedrillt wurden, zogen sie 1724 in der That ab und begaben sich in die Weichselniederung in's polnische Preußen, wo sie 1786 12,000 Personen (6204 Männer und 5985 Frauen) stark waren*) und noch heute einen Theil der wohlhabendsten und fleißigsten Bevölkerung bilden. Den König verletzte der Abzug und er erließ 1732 ein förmliches Ausweisungspatent.

Später nachdem Friedrich der Große den westlichen Bruderstamm bei der ersten Theilung wieder mit dem östlichen, beide Hälften desselben Körpers wieder zu einem Leibe verbunden hatte, zog ein gut Theil Mennoniten wieder in die Tilsiter Niederung zurück und gedeiht dort fröhlich weiter.

Besser ging es mit den Salzburgern, Protestanten, denen es in dem Erzbisthum Salzburg im Anfange des 18. Jahrhunderts nicht geheuer war und welche durch das Emigrationspatent vom 31. Oktober 1731**) gezwungen wurden, binnen 8 Tagen mit Sack und Pack ihre Heimath zu verlassen. Es wanderten 30,000 Personen, darunter ein Theil Bergleute aus dem Dürrenberge bei Hallein, 100 aus Salzburg selbst, aus. Davon wendete sich ein Theil nach Amerika und gründete in Georgien die Stadt Eben=

---

*) Behmin=Schwarzbach, S. 608.

**) Dass. S. 185.

Ezer, die sich bald stark vermehrte. Der Rest zog über Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt a. M. (wo Goethe sie sah), Gießen, Marburg, Kassel, Berlin, auf ihren Wegen geistliche Lieder singend und überall von der Theilnahme der Bevölkerung wohl aufgenommen. Von Berlin begab sich ein Theil über Stettin zu Schiff nach Königsberg, diejenigen, welche eigenes Fuhrwerk besaßen, zogen unter Deckung preußischer Reiter über Küstrin, Stargard, Riesenburg, Pr.-Holland, Heilgenbeil nach Königsberg. Dort kamen nach und nach 15,000 Salzburger an. Etwa 3000 waren im Stande, sich aus eigenen Mitteln anzukaufen, der Rest wurde in Gumbinnen und auf dem Lande untergebracht, wo ihre Nachkommen noch jetzt existiren und an ihren Namen erkenntlich sind. Wer da bei uns heißt Brandtner, Brandstetter, Burgschweiger, Capeller, Creutzahler, Dörfer, Durholzer, Ebner, Embacher, Feuersänger, Frommer, Fleiß, Forstreuter, Gruber, Gräfenberger, Huber, Hundsdörfer, Hundrieser, Holzner, Haagen, Hochleitner, Herzog, Haarbrücker, Hirsch, Kendelbacher, Käsewurm, Lachner, Lottermoser, Meyhofer, Marold, Müllauer, Nasner, Neufang, Niedermoser, Oberuber, Obersteller, Oberpichler, Palfner, Reiner, Reinbacher, Reuter, Schwartzenberger, Schwaiger, Steiner, Schweighöfer, Schattauer, Spießhöfer, Schläger, Schober, Scharfetter, Stegenwallner, Schrader, Trinker, Vierthaler, Vogelreuter, Viehhöfer, Wallner, Wenghöfer oder Zenthöfer — der ist sicher ein Salzburger, zumal wenn er behäbig ist, blondes Haar und blaue Augen hat.

Aus der Mischung der preußischen und litthauischen Urbevölkerung mit den vielen durch den Orden herbeigezogenen deutschen Colonisten, meist Sachsen, Schlesier und Märker, welche den Hauptstamm lieferten, mit diesen schweizer und salzburger Nachzüglern hat sich die heutige Bevölkerung zu der nicht gerade wohlhabenden, vorurtheilsfreien, arbeitsamen Gesammtbevölkerung herausgebildet, welche der deutsche Fleiß wie das Salz durchdringt und immer frisch strebsam durch Thätigkeit das zu ersetzen sucht, was die Gunst der Natur ihr entzogen. Zwischen den verschiedenen Volksstämmen findet das beste Einvernehmen, nicht eine Spur von

Rivalität statt. Der Litthauer blickt nicht mehr auf seine Stammesgenossen im Osten, der Masure nicht auf die Polen jenseits der Grenze, alle fühlen in der deutschen Cultur ein sie einigendes, gemeinsames Band gefunden zu haben und sind stolz darauf, Mitarbeiter der Werke deutschen Handwerks, deutscher Kunst und Wissenschaft zu sein.

7. Tilsit.

Ort und Schloß haben ihren Namen von dem Fließ Tilsele, welches neben dem Fließ Argo und Tauro zuerst im Wegebericht von 1384 (Scriptores III, 43, S. 685) auftaucht.

Hennenberger erzählt aus der Geschichte derselben*):

Tilsa, ein Schloß, gebauet 1289 unter dem Hochmeister Gottfried von Hohenlohe und dem Landmeister Conrad Saß. Da kam König Witte aus Samaiten, wollt Tilsen zerstören, aber Bruder Hannemannn, des Ordens Marschalk, kam mit 42 Brüdern des Ordens zu maß, hielt eine Schlacht mit dem Könige und gewann sie, fielen darnach in Samaiten und verderbten das Land Cheltini, da ergaben sich auch etzliche Bojaren.

Anno 1519 ward ein Bernhardiner Kloster alda gebauet und 1524 wiederumb zerstört.

Anno 1559 ist die Stadt angeleget.

Dann erzählt er eine lange Geschichte von ein Paar Ehebrechern, denen der Pfarrer in's Gewissen redet und dafür allerlei Unbill aushalten muß und von einem großen Unwetter, 1576, „daß sich der Mühlenteich so hoch erhoben, daß zu besorgen gewest, er würde überlaufen, derwegen man bis an die Knie hatte waten müssen zu dem Glockenthurm und Sturm schlagen, auf daß die Bürgerschaft zuliefe und das Wasser schützete.“ Nach einer weiteren Schaudergeschichte von einem Kirchenräuber fährt er fort:

„Die Stadt Tilse hat einen sönderlichen großen Handel mit — Haselnüssen, daß auch viele Bürger das Jahr zu 100 Tonnen

---

*) Erklärung der Landestafel, S. 459.

Haselnuß gen Königsberg zu Verkauf schicken. Und hat ihr Bürgermeister Erasmus Grosse das 1578. Jahr 100 Last hieher geschickt, eine Last 12 Tonnen, eine Tonne für 3 Gulden, thun 1200 Tonn, 3600 Gulden.“

Ein anderer Reisender, Feyerabend, der Tilsit 1796—97 besuchte, schildert den Ort in seinen kosmopolitischen Wanderungen*):

„Tilsit ist ein feines Städtchen und hat in manchem Betracht vor Königsberg manche Vorzüge. Zwar findet man hier nicht jene ansehnlichen Paläste, welche hin und wieder die Hauptstadt Preußens zieren, aber man findet eine Menge fester, moderner und gesunder Wohnungen, meistentheils breite und gerade Straßen, eine heitere und gesunde Luft, und was mehr gilt als alles dieses, gutmüthige, gastfreie und liebenswürdige Menschen. Hier zeigt man sich, wie man ist, dort ist fast alles Maske. Kurz, die 5000 Menschen, die hier etwa auf einem Häufchen beisammen leben, sind weit glücklicher, geselliger, zufriedener, als die mehr als 50,000 Bewohner der großen Hauptstadt.“

Unter den Bekanntschaften, die er hier machte, lobt er diejenige des Kriegsraths Brakenhausen, an den er eine Empfehlung aus Königsberg hatte, und des Rektors der evangelischen Stadtschule Clemens, von dessen junger Gattin, Tochter des Consistorialraths Gräff aus Königsberg, er bemerkt: „Sie ist ganz Hausfrau, macht keine Ansprüche auf elende Etikette und wird doch überall gern gesehen.“

„Uebrigens,“ fährt er fort, wird in dieser Stadt ein sehr ansehnlicher Handel mit Landproducten getrieben. Die Bauern kommen schaarenweise zu Markt und vertauschen ihre Feldfrüchte gegen ihre nothwendigsten Bedürfnisse. An den Markttagen herrscht hier eine ungemeine Thätigkeit. Dabei kann ich nicht unterlassen, einer sonderbaren Gewohnheit zu gedenken, die hier herrschend ist und die ich sonst noch nirgends gefunden habe. Jeder Bauer, er kaufe oder verkaufe etwas, muß von dem Kaufmann, bei dem der Absatz geschieht, außer dem bestimmten Preise ein kleines Geschenk,

*) Bd. 2, S. 321.

etwa — ein Paar Stiefeln, Strümpfe, Bänder für das weibliche Geschlecht und dergleichen nebst einem bestimmten Maße Branntwein und Frühstück erhalten.*) — Die Producte gehen von hier zu Wasser auf kleinen Fahrzeugen entweder nach Memel oder nach Königsberg. Lebensmittel und andere Bedürfnisse sind hier im Ueberfluß und äußerst wohlfeil. Sonst hat die Stadt noch 3 oder 4 Kirchen, von denen die evangelische, ein altes finsteres Gebäude, die größte und ansehnlichste ist. Auf der einen Seite verschließt eine Art von Mauer den Eingang in die Stadt. Ein ganzes Dragoner-Regiment liegt hier in der Stadt und in den Vorstädten zerstreut."

Diese Mauer scheint nicht mehr vorhanden zu sein. Wie würde der Reisende erstaunen, wenn er das Tilsit unserer Tage sehen könnte. Aus den 5000 Einwohnern waren schon 1816 deren 10,548 geworden, heute sind es mehr als 21,400. An einem Flusse gelegen, der eine beständige Handelsquelle ist, hat sich namentlich sein Holzhandel gehoben, in dessen Gefolge eine Menge Schneidemühlen entstanden. Die wöchentlich Sonnabends stattfindenden Pferdemärkte beleben das Geschäft und lassen dasselbe nicht in's Stocken gerathen, mögen die Zeiten gut oder schlecht sein. Die Eisenbahn, die allen Provinzialstädten, die nicht gerade Knotenpunkte sind, großen Abbruch thut und den Handel mit Getreide zu vernichten pflegt, hat dort nicht merklichen Schaden gethan. Man merkt an den vielfachen, in der Regel belebten Vergnügungsorten Jacobsruh, Brückenkopf und an dem Getriebe der Gastwirthschaften, daß die Bewohner Lebensmuth und etwas zu verzehren haben; dabei herrscht Nüchternheit und der Fleiß der Hände vermehrt die Einnahmen.

Der sogenannte Margaritsch, der jetzt nur noch ab und zu in einem Schnäpschen oder Glase Bier besteht.

8. Max von Schenkendorf.*)

Ferdinand Maximilian Gottfried Schenk von Schenkendorf wurde am 11. December 1783**) zu Tilsit geboren. Sein Vater, Georg v. Schenkendorf, der im Taufscheine als Lieutenant und Salzfactor (Steuerbeamter) bezeichnet ist und später den Titel Kriegsrath erhielt, kaufte 1790 von Frau Oberstwachtmeister v. Forselius das Gut Neu=Lenkonischken bei Tilsit. Die Jugendeindrücke empfing der Sohn am Ufer der Memel und ihres bewegten Schifffahrtslebens und auf dem väterlichen Gute; die Burgen Tilsit, Ragnit und Insterburg wird er zuerst bewundert und an sonnigen Sommertagen von Ober=Eysselns Höhen auf Schreitlaken hinabgeblickt haben. Die Eltern waren Originale, wie sie früher so häufig in Ostpreußen gefunden wurden. Weder untereinander, noch mit dem Sohne waltete Verständniß. Der Vater war Soldat durch und durch, in seiner Barschheit nur beim Kartenspiel genießbar, und bildete sich ohne allen Grund auf seine ökonomischen Neuerungen (z. B. Fütterung der Pferde und Leute mit Torf) etwas ein, erlitt dabei Verluste und starb schließlich auf seinem von den Franzosen ausgesogenen Gute vereinsamt. Die Mutter Charlotte geborene Karrius, eine Predigerstochter aus Königsberg wurde stolz auf den Adel, — sie unterzeichnete sich einmal zum Ergötzen la Lieutenante de Schenkendorf —, lebte meist einsam auf ihrem Gute Nesselbeck bei Königsberg, aus welchem sie bergmännisch Sand bauen und nach Königsberg verführen ließ,

*) Nach A. Hagen, Max v. Schenkendorf's Leben, Denken und Dichten. Berlin 1863 bei R. Decker u. ders. Skizze, von der Cotta'schen Ausgabe der Gedichte, 4. Aufl. 1872. Einzelnes Detail verdanke ich Herrn Hauptmann a. D. Wander=Tilsit, der mich auch auf Hagen's Arbeiten aufmerksam zu machen die Güte hatte.

**) Das Geburtsjahr, welches auf dem Denkmal zu Coblenz unrichtig angegeben ist, ergiebt sich aus dem Taufscheine, in welchem ihm auch noch der Vorname Gottlob beigelegt ist. Die Familie schrieb sich mit ck und ff. Den vollen Namen hat der Dichter wie oben in das Trauregister eingetragen. Die Familie nannte ihn mit Vornamen Ferdinand und er selbst hat sich unter dem Aufsatz im Freimüthigen F. v. Sch. unterzeichnet.

Tag über schlief und zu Bett lag — sie hatte ihr Bett aus Scheu vor Gewitter an der Decke hoch an Stricken befestigt — und Nachts in den Sternen las, übrigens sonst in Gesellschaft die Liebenswürdigkeit selbst war. Selbst der Sohn, ihr Liebling, vermochte diese Natur nicht zu verstehen. Nach dem Tode desselben zog sie nach Neu-Lenkonischken. Nach des Vaters Bestimmung sollte der Sohn Landwirth, nach der Mutter Wunsch ein Gelehrter werden.

Nachdem er den Schulunterricht zu Tilsit genossen, bezog er 1798, fünfzehn Jahre alt, die Universität Königsberg und wurde der Obhut seines Oheims, des Justizrath Wannovius (auf dem Munchenhofe) anvertraut. Dieser bestritt seine Ausgaben und verabreichte ihm ein wöchentliches Taschengeld von einem Gulden (1 Mark). Als flotter Student gerieth er dabei natürlich etwas in Schulden. Dies flößte der Mutter übermäßige Besorgniß ein. Sie entrückte ihn 1802 seinem Freundeskreis und gab ihn in's Oberland, nach Schmauch bei Pr.-Holland zu dem Pfarrer Hennig, der einen Prinzen erzogen und etwas für die preußische Geschichte gethan hatte, später auch als Vorsteher des Geheimen Archivs die Ordensstatuten und Lukas David herausgegeben hat. Wieder abstoßende Pole; er verstand den Dichter nicht und dieser ihn nicht. Dem jungen Manne erschien das Asyl trostlos; — ist es mir doch, schreibt er, als wenn ich aus dem väterlichen Hause ausgestoßen wäre in die Fremde. Er suchte und fand Ersatz in der Natur. An den lauschigen Waldufern der Passarge strich er vielfach einsam umher; es bildete sich der Zug träumerischen Alleinwandelns aus, den er auch später, als er auf die Berge Heidelberg's oder in's Hardtgebirge seinen Wanderstab setzte, beibehalten hat. Das Glück führte ihn zu Menschen, zu denen er sich bis an's Ende seiner Tage hingezogen gefühlt hat. Er fand eine zweite Heimath in dem benachbarten Pfarrhause des Erzpriesters Wedeke zu Hermsdorf, das auch Schleiermacher, als er in Schlobitten Hauslehrer war, öfter besucht hat. Dieser Pfarrer, später Consistorialrath und Professor zu Königsberg, trieb mit Vorliebe altpreußische Geschichte und hat sich auch als Reiseschriftsteller bemerklich gemacht. „Die Bemerkungen auf einer Reise durch Preußen,

von einem Oberländer," (Königsberg 1802, 2 B.) rühren von ihm her. Er regte Schenkendorf's Vorliebe für die Ordenszeit, die deutsche Reichsverfassung und das deutsche Kaiserthum an; er streute diese Saat. Die Tochter eines Amtsraths, Lieschen, die er auf seinen Wanderungen kennen lernte, war seine erste Flamme; es kam zur Verlobung, doch entsagten beide ohne Groll dieser Liebe. Die gastlichen Schlösser des Grafen Dohna zu Karwinden und Schlodien und des Grafen v. Kanitz-Podangen, wo Malerei, Gesang und der Umgang mit edlen Frauen ihn zu seinen ersten, verloren gegangenen Dichtungen anregten, öffneten sich ihm gastlich und haben ihn oft und gerne gesehen. Auf weiteren Fußpartieen lernte er die Marienburg und andererseits das katholische Ermland, insbesondere die heilige Linde kennen; man weiß nicht, ob er hier den katholischen Zug gewonnen hat, der sich in manchem seiner Gedichte hervordrängt, wenngleich er seine Religion nicht gewechselt und sich stets zum evangelischen Bischof Borowski gehalten hat.

Nach zwei Jahren, 1804, brach er auf Einladung seiner Universitätsfreunde, die ihn unterstützen wollten, den Bann und kehrte trotz des mehr als sonderbaren Verhaltens der Eltern (der Vater sagte sich von ihm los, die Mutter ließ durch Wannovius in die Zeitung setzen, man solle ihm nichts borgen) auf die Universität Königsberg zurück. Er wurde Schüler von Kraus und bereitete sich fleißig, wiewohl unter Seufzern, auf die Stellung eines Kammer- (Regierungs-) Referendar vor. Dazu mußte er ein Jahr lang in praktischer Landwirthschaft thätig gewesen sein. Er ging nicht zu den Eltern nach Lenkonischken oder Nesselbeck, sondern nach Waldau bei Königsberg in das Haus des Amtsraths Werner, wo dessen Gattin seine Gönnerin wurde. Ein Besuch, den diese aus Königsberg in der Person der Frau Kaufmann Barkley empfing, wurde für ihn verhängnißvoll. Es war dies nach seines Jugendfreundes Friedländer Urtheil eine mit allen Reizen äußerer und innerer Schönheit, sowie weiblicher Würde ausgestattete junge (indessen 10 Jahr ältere) Frau, in die er sich heimlich verliebte. Er las in Waldau Schiller's Wallenstein; wenn er Frau Barkley in die Rolle der Thekla versetzte, wird sie schwerlich ganz gepaßt

haben. Genug, er nannte sich von da ab, den Vornamen wechselnd, Max. Zweiundzwanzig Jahre alt kehrte er 1805 nach Königsberg zurück und nahm nun bei seiner Großmutter, der Kaplanin Karrius Wohnung. Die ein halbes Jahr darauf eintretende Katastrophe, Schmach und Schande, die über Preußen hereinbrachen, kräftigten auch das Dichtergemüth Schenkendorf's, welches zu Königsberg in drei Kreisen Anregung fand.

Der eine war ein literarisches Kränzchen — Blumenkranz des baltischen Meeres genannt —, welches Schenkendorf gestiftet hatte, in welchem er neben einem Sultan ꝛc. ꝛc. den Titel Herzog führte. In diesem traten neben dem Jüngling der Greis, neben dem Studenten der Professor, neben August Hagen der Geschichtsschreiber v. Baszko nnd der Kriegsrath Scheffner, neben dem Offizier der Schauspieler — nur Kotzebue wurde nicht hineingezogen — in poetischen Gedankenaustausch. Gedichte und Aufsätze wanderten von hier aus in die verschiedenen Zeitschriften Königsbergs, das Bürgerblatt, den Volksfreund, die Morgenzeitung, soweit die Censur dies gestattete. Da wurden Minnelieder übersetzt, Göthe, Schiller und Lessing gelesen, was der eine dichtete, componirte der andere, der eine deutsch, der andere lateinisch. Um diese Zeit, 1807, erschien zu Königsberg eine Zeitschrift „Vesta“ für Freunde der Wissenschaft und Kunst (in Wahrheit für Freunde des Vaterlandes), herausgegeben von Frh. Ferdinand v. Schrötter u. M. v. Schenkendorf, 2 Bände. Diese ließ die Censur passiren, doch wurde die Zeitschrift auf speciellen kaiserlich-französischen Befehl unterdrückt. Eine zweite Zeitschrift „Studien“ wurde zum Besten der abgebrannten Stadt Heilgenbeil von M. v. Schenkendorf zu Berlin 1808 herausgegeben. In diesem Kreise bewegten sich nur Männer. Das Gedicht „Künstlerleben“, erhabener, seliger Beruf, muß in dieser Zeit entstanden sein, ferner Frauenlob, die Minnelieder nach Steimar, Lichtenstein und nach Hugo van Werbenwag.

Der zweite Cirkel, in welchem Schenkendorf Anregung suchte, war ein Kreis schöngeistiger Frauen, mit starker Neigung zum Betschwesterthum, in welchem man den Tasso, aber mit Vorliebe den Mystiker Jacob Böhme las; ein Belriguardo mit einer Beimischung

von Pietismus, wie er in dem Königsberg jener Zeit wie eine böse Luft festsaß. Man pries das „Dunkelklar“ der Gedanken, womit uns der Dichter das Heiligste verschweigt, damit wir es ahnen (!). Dieser Kreis versammelte sich im Hause des Kaufmanns Barkley, Hinter-Tragheim Nr. 4 am Schloßteich (später „Jacobsruh“, jetzt eine Klinik), in welches Schenkendorf als Lehrer Jettchen's, der Tochter des Hauses, Eingang gefunden hatte. Barkley's Gattin, (später Schenkendorf's Gemahlin), und die etwas zweideutige und später auch nach Frankreich verschollene Missionarin Frau v. Kruedener waren die Seelen dieses Kränzchens, das leider mit einem Fiasco schloß, als Barkley sich erschoß, nachdem seine Brüder, wie es scheint im Familienwahn, sich auch entleibt hatten. Novalis begegnet hier dem Mysticismus Jacob Böhme's, biblische Kernsprüche, geistliche Lieder „Sternblumen“ blühten hier, wie sie die in diesem Cirkel gerngesehene Frau Henriette Gottschalk, geborene Hay, geschiedene Gattin eines Kaufmanns aus Tilsit, gedichtet hatte. Auch Schenkendorf dichtete für diesen Kreis geistliche Lieder. Komm nieder aus der Jungfrau Schoß (1807), „Sehnsucht“, in die Ferne möcht' ich ziehen, der Feigenbaum (nimm Gärtner diesen Feigenbaum, nach Luc. 13, 6—9), das Gebet der Gefangenschaft Pius VII. stammen aus dieser Zeit, und diese geistliche Richtung fand in späteren Jahren ihre Fortsetzung und weitere Pflege in „Christ, ein Gärtner“ (1814), ein Schäfer (1814), die Schülerin Maria, in dem Gedichte Maria süße Königin 1811, Mariä Himmelfahrt, Christabend (Wie die hellen Lichter scheinen), dem Weihnachtslied (Brich an, du schönes Morgenlicht), Morgen- und Abendandacht, Sonntagsfrühe, Von der dreifachen Geburt unseres Herrn u. a. Die drei Lieder: Brich an, du schönes Morgenlicht, Ein Gärtner geht im Garten, und In die Ferne möcht' ich ziehen, sind von der Provinzialsynode in das neue evangelische Gesangbuch für Ost- und Westpreußen, welches im Druck begriffen ist, aufgenommen.

Als Frau Gottschalk am 1. Mai 1810 starb, feierte der Dichter sie etwas überschwenglich als die „jüngste Heilige“ (wag' ich endlich auszusprechen). In diese Zeit fällt eine schwere Krank-

heit desselben, die ihn an's Krankenhaus fesselt. Er ahnt sie („Vorgefühl") und ergiebt sich in den Tod (die „Todtenuhr", hat das Geisterreich mich auserlesen, Orangenblüthe). Doch er erholt sich wieder und neue Lebenskraft erfüllt ihn.

In einem dritten Kreise finden wir ihn wieder meist in weiblicher Gesellschaft im Schloßgebäude in der Familie und Wohnung des Landhofmeisters Hans von Auerswald, dessen Gattin seine zweite Mutter wurde. Man hatte ihn dorthin von Schlodien und Hermsdorf aus empfohlen und er wurde dort als Aufseher der Söhne „Freiwohner". Frau Aurelie von Auerswald wurde seine Gönnerin und in den Briefen, die er, wenn sie zur Sommerfrische in Faulen weilte, dorthin an sie richtete, spricht er wie ein Sohn zu ihr, so zutraulich, so ergeben. Ihren Geburtstag (5. April) und ihren Namenstag (23. Juli) läßt er selten ohne ein Lied vorübergehen und als er ihr einen Geburtstagskuchen sendete, steckte er in ihn ein Lied, als wenn der Kuchen es spräche. In diesem Cirkel ließ er seiner Laune freien Lauf, zuweilen, wenn er sich vor den Damen auf den Teppich streckte, gegen die strenge Etikette verstoßend. Doch immer gutmüthig und immer bereit, den Sündenbock zu spielen. In diesem Schlosse verlebte Friedrich Wilhelm III. und die Königin Louise 1806—1809 eine ernste Prüfungszeit. Die Huld der königlichen Familie und die Enge des Raumes ließen beinahe die Grenzen zwischen den Gebieten der königlichen und der landhofmeisterlichen Familie, deren Wegzug man nicht gestattete, verschwinden. Dieser Gemeinschaftlichkeit, die selbst bei Festen dem gemüthlichen Zauber keinen Eintrag that, konnte jeder froh werden, der im Auerswald'schen Hause verkehrte, also auch Schenkendorf, dessen Gedichte und warme patriotische Gesinnung den Beifall der erhabensten der Frauen krönte. Ebenso dachte die Prinzessin Wilhelm, die in der Umgebung der Königin glänzte. In diesem Kreise fand die Wiederaufrichtung des größeren Vaterlandes ihre Geburtsstätte. Die Aufhebung der Erbunterthänigkeit, die Städteordnung von 1808, die Erneuerung von Schulen und Universitäten vollzogen sich hier unter den Augen des jungen Kammer-Referendars. Die Tochter des Landhofmeisters, Ida von

Auerswald, regte den Dichter zur Poesie an. Mit den Grafen Wilhelm v. d. Gröben, Ernst von Kanitz, Karl von Münchow und dem Freiherrn Ferdinand von Schrötter schloß der Dichter hier den Bund der Freundschaft und hörte hier die ästhetischen Vorlesungen, die der in's Auerswald'sche Haus berufene Professor Ferdinand Delbrük dort hielt. Am Schlusse derselben singt er: „So sind wir fröhlich denn zum Ziel gekommen."

Die Gedichte: O Liebe, Du Morgentraum, Wer alles am Fest Theil nahm, das Volkslied: „O heilig, heilig Band", als die königliche Familie 1809 aus Memel zurückkehrte, Unserer Königin, An ein Gemach, Die Rosenknospe an ihre Königin, endlich auch das Klagelied auf den Tod der Königin fallen in diese Zeit und verdanken diesem Kreise ihre Entstehung.

Auch die Bernsteinküste besuchte der Dichter damals in schönen Sommermonaten und dichtete das Bernsteinfischerlied und den versunkenen Ring, auf den wir noch zu sprechen kommen.

Gleichzeitig erwacht dort die stärkste Saite seiner Leyer, sein patriotischer Sang. Mit dem Kriegslied „Sing Heldenlieder, Preußenvolk" beginnend, hebt sie sich in Schill, eine Geisterstimme auf die Schwingen der Freiheit; die siegende Kraft, dem Vaterlande am 3. August 1807 geweiht, und wahrscheinlich auch schon das Lied der Freiheit: „Freiheit, die ich meine" entstehen.

Von dieser dichterischen Höhe stolpert er in einen Abgrnnd, mehrfaches äußeres Mißgeschick trifft den Dichter. Daß er amtlich nicht den gewünschten Erfolg hatte — um es geradezu herauszusagen, im Examen durchfiel — brachte ihn seinen Gönnern gegenüber, namentlich zu der Familie von Auerswald, in eine mißliche Lage. Daneben brachte ein Duell sein Leben in Gefahr. Er scheint bei einer Schlittenfahrt mit einer Dame den alten General v. R., der vor ihm fürbaß seines Weges ging, etwas berührt zu haben und dieser ergoß sich in einer Fluth von Schimpfreden, die zum Duell führten. Der alte General, der den Austrag der Affaire von Tage zu Tage verschob, und als ein fermer Schütze bekannt war, hatte sich vorgenommen, seinen Gegner zu erschießen. Am Tage vorher kam ihm ein Lied Schenkendorf's oder dergl. in

die Hand, was ihn milder stimmte; es sollte mit einem Denkzettel bewenden. A tempo schießend traf er des Dichters rechte Hand, dieser versuchte die Waffe mit der Linken zu fassen, sank aber zusammen und kämpfte ein Jahr lang in Schlodien, wo ihm zarte Pflege zu Theil wurde, mit dem Leben, erstarkte wieder und lernte mit der Linken schreiben und fechten. Es war nicht bestimmt in Gottes Rath, daß er von uns scheiden sollte, bevor er die That seines Lebens vollbracht hatte.

Im Jahre 1812 lichteten sich alle drei Kreise, in denen der Dichter sich wohl gefühlt hatte. Karl v. d. Gröben trat aus der Armee und begab sich nach Schweden. Frau Henriette Elisabeth Barkley („die Erkorene, Eleonore, Frühlingstrost"), folgte als Wittwe der Frau v. Kruedener, als diese Baden zu ihrem künftigen Wohnsitze wählte. Dorthin zog ihn die Liebe. Manches war ihm und anderen in Königsberg peinlich. So gab er die Thätigkeit als Kammerreferendarius auf, zog nach den Burgen des Rheins und besuchte unterwegs den Altmeister Göthe. Es klingt etwas überschwänglich, wenn Hagen sagt, daß schon der bloße Anblick desselben im Stande gewesen wäre, seiner Weltanschauung eine veränderte Richtung zu geben. „Der Glanz, den das Haupt des Olympiers verbreitete, verflüchtigte vorübergehend den Duft der Romantik." Gewiß ist, daß ihm Göthe sehr imponirt hat. Natürlich kleidet er das in Verse und ruft:

Der Stirne leichter Bau, ein Firmament umzogen,
Von ewig klarem Blau. Mit Worten dich zu grüßen,
Hat Stolz mich nie verführt, du Herzog sonder gleichen,
Du stolzer Dichterfürst. Die Hand nur möcht ich küssen,
Die so die Saiten rührt. Auch in des Aethers Hallen,
Tönt ja mir dein Gesang.

Weiter zog's ihn dorthin, wo seine Auserwählte weilte, die ihn floh und doch fesselte. In Karlsruhe wurde ihr Bund am 15. December 1812 eingesegnet. Als Trauzeugen fungirten der fromme Hofrath Jung, genannt Jung-Stilling, der Christuszeuge, Gotteszeuge, und wohl auch Frau von Kruedener.

Die Gattin war sehr verschieden an Jahren und konnte fast

seine Mutter sein; er lernte in der Ehe mit ihr etwas kennen, was wir einen Sammetpantoffel nennen möchten.

Bald sah er wieder einen Kreis um sich, dessen Mittelpunkt seine Gattin war und in dem wir Jung-Stilling's älteste Tochter Karoline, den Hauptmann Wilhelm v. Meyern, den Amtmann Kitzinger, den hannov. Gesandten v. Reder und Frau v. Grainberg finden, welche dort ein Erziehungs-Institut junger Damen führte, alle bestrebt „das Erdenleben an den Himmel zu knüpfen", also eine Fortsetzung des Königsberger Kreises. Der Dichter vermochte jetzt nicht mehr ganz zu folgen, jede Blume blüht nur einmal, es war ihm zuviel, er zog sich gemach zurück. Er wechselte seinen Aufenthalt zwischen Karlsruhe und Heidelberg, dessen Bibliothek ihn anzog. Ein rüstiger Fußgänger, durchzog er mit seinem Wanderstabe die Neckargelände und die Bergstraße. Er besingt das Kirchlein zu Rüppur, den Durlacher Thurm, das Thal zu Baden, die Teufelskanzel.

In diese Zeit fällt der Tod seines Vaters (24. Januar 1813), den er fern von ihm im Liede beklagt. Seine Mutter mahnt ihn, sich um eine Kreisdirector- (Landraths-) Stelle im Samlande zu bewerben, wo er in Nesselbeck wohnen könne. Er schlägt es nicht ab und bereitet sich auf eine solche Stelle vor.

Die großen Ereignisse des Jahres 1813, als sein zwei Jahr jüngerer Bruder, Hauptmann Carl v. Schenkendorf, bei Bautzen, einer seiner Freunde bei Lützen gefallen (Lied von den drei Grafen), als die Feuer auf den Bergen nah und fern erglommen, da litt es ihn auch nicht weiter im stillen Kreise, Frau und Tochter verlassend, gürtete er sein Schwerdt und zog hinaus für seinen Glauben, für Freiheit und altes Recht, für Deutschlands Ehre und auch — für seine Dame (Warum er in's Feld zog). Mit seinen Königsberger Wehrliedern rief er die Maurer (in deren Kreis er getreten), die Handwerker und die Studenten zum Freiheitskampfe wach und hat dadurch Großes zur Entflammung der Begeisterung beigetragen. Seine Wehrlieder zum Freiheitskampfe zündeten überall. Er ging nach Schlesien, wo das preußische Hauptquartier war und fand, nachdem er in Görlitz Jacob Böhmes Grabhügel besucht, im Juni

1813 zu Schweidnitz neben Wilhelm von Humboldt, Niebuhr, von Schön alte und neue Freunde um sich, Karl v. d. Gröben, Ernst von Kanitz, Carl v. Münchow, Ferdinand von Schrötter und den Dichter Fouqué, mit welchem ihn zusammenführte die Sympathie

für die Kirchen=Hallen,
für der Väter Gruft,
für die Liebsten fallen,
wenn die Feiheit ruft!

Diesen Geist der Freiheit in der Brust, solche Sänger, immer bereit zu singen — was muß das für ein herrliches Bivouakiren gewesen sein! „Wo sich Männer finden, die für Ehr und Recht, muthig sich verbinden, weilt ein frei Geschlecht.“ Welch schöne Lieder, bemerkt sein Freund, entstanden diesen Tagen, diesen Nächten! So zündet nun die Feuer, in Gottes Namen an (für die Reserve=Cavallerie des 2. Armeecorps unter General von Röder, wo der Dichter eingetreten war) — Wie lieblich klang das Heergebot — Die hohen Fahnen wallen — Erhebt euch von der Erde, ihr Schläfer aus der Ruh! Auch das Jägerlied und die Leipziger Völkerschlacht entstammen diesen Tagen. Dieser Schlacht wohnte der Dichter activ bei; sein Pferd wurde verwundet. Welche Zeit hat so schöne Lieder aufzuweisen, welcher Kriegszug ist mit ähnlichem erhabenen Klange begleitet worden?*) Zuletzt singt der Dichter als Kaiserherold ein volksthümliches deutsches Kaiserthum.

Durch seine Lieder und den dadurch erweckten und entflammten Freiheitsenthusiasmus hat der Dichter dem Vaterlande in bedrängter Zeit unschätzbare Dienste geleistet und unendlich mehr gewirkt, als eine Legion regulärer Beamter, die zur rechten Zeit ihr Examen bestanden, die Dienststunden pünktlich eingehalten und das Rad der Verwaltung im Schwingen gehalten haben. Er hat es mit dem ganzen Staate gestützt, als beide wankten, ohne Aussicht und ohne Anspruch auf Dank und Lohn, bescheiden und gottesfürchtig. Er war ein außergewöhnlicher Mann, irregulär,

---

*) Nur die Reformation (Ein' feste Burg ist unser Gott) und die Revolution (Marseillaise) sind von gleich begeisternden Liedern begleitet worden.

oder wie Hippel und sein Stammbuch sagt, außer der Regel, vielleicht der einzige Erbtheil, den er von seinen Eltern erlangt.

Ein besonderer Vorzug seiner Freiheitslieder, welcher diese gar schnell populär machte, war deren Sangbarkeit. Der Dichter selbst hat einen großen Theil derselben zum Singen nach bekannten Melodien eingerichtet*):

Es sollten gesungen werden:

„Sing Siegeslieder, Preußenvolk" nach der Weise von: „Auf, auf, ihr Brüder und seid stark",

„O heilig, heilig Land, Liebe zum Vaterland" nach der Weise von: „Heil dir im Siegerkranz",

„Wie lieblich klang das Heergebot" nach der Weise von: „Mir nach spricht Christus, unser Held",

„In dem wilden Kriegestanze" nach der Weise von: „Prinz Eugen, der edle Ritter",

„Erhebt euch von der Erde" nach der Weise von: „Auf, auf zum wackern Jagen",

„So zündet nun die Feuer" n. d. Weise von: „Befiehl du deine Wege",

„Nach grüner Farb' mein Herz begehrt" nach der Weise von: „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut",

„Das Lied von den drei Grafen" nach der Weise von: „Der Mond ist aufgegangen",

„Langer Knechtschaft Joch und Schande" nach der Weise von: „Freude, schöner Götterfunke".

Alle diese Lieder sind im Felde nach diesen Melodien oft gesungen, man kann sich denken, mit welchem Feuer.

Viele sind bald für Männerchöre beliebt geworden und haben Componisten gefunden, welche sie zu Lieblingsgesängen unserer Liedertafeln geformt haben.

„Auf, auf zum wackern Jagen" oder „Erhebt euch von der Erde" hat L. Erk im Deutschen Liederschatze II, 73 für vierstimmigen Männerchor und im Sängerhain II, 14 für gemischten

---

*) Nach einem Lokalbericht der Tilsiter Zeitung vom 29. April 1886 Nr. 99, den ich ebenfalls der Güte des Herrn Hauptmann Wander verdanke.

Chor gesetzt. „Freiheit, die ich meine“ hat Groos componirt, im Sängerhain II, 5 findet es sich vierstimmig für gemischten Chor. „Wie mir deine Freuden winken“ hat Klein componirt, ein vierstimmiger gemischter Chor von Greet findet sich im Sängerhain I, 55. „Auf, auf ihr Brüder, laßt uns wallen“ hat Stunz componirt und Erk (Liederschatz I, 23) für vierstimmigen Männerchor eingerichtet. „Es klingt ein heller Klang“ hat Nägeli componirt und als Männerchor eingerichtet; für gemischten Chor hat Graaf es gesetzt (Deutscher Liederschatz II, 71). „Schill eine Geisterstimme“ hat Engelling componirt und Erk für gemischten Chor eingerichtet. „Andreas Hofer“ hat Berger componirt und Erk vierstimmig gestellt (Sängerhain II, 12). „Der versunkene Ring“ ist neuerdings von W. Wolff in Tilsit für vierstimmigen Männerchor componirt und am 10. April 1886 im Tilsiter Sängerverein zuerst gesungen.

Von Leipzig begab sich Schenkendorf nach Frankfurt a. M., wohin ihn auf Empfehlung v. Schoen's die Gunst des Freiherrn v. Stein zur Centralverwaltung empfohlen hatte, als deren Agent er beim Großherzog von Baden zu Karlsruhe arbeitete und die Volksbewaffnung Badens am Niederrhein leitete. Er entwickelte hier und später in Frankfurt unter Rühle's Augen eine ersprießliche Thätigkeit und sein diplomatisches Geschick wurde durch seine Sendung an Blücher und Schmidt nach Chaumont anerkannt. Paris fiel, die hundert Tage spielten sich ab, der Dichter, der von Karlsruhe aus wieder die Landhofmeisterin von Auerswald begrüßt und von ihr ein Bild des Straßburger Münsters erhalten hatte, fühlte sich enttäuscht und unbehaglich. Zu dem noch unerfüllten Wunsche nach dauernder Anstellung gesellten sich körperliche Leiden, Nervenkopfweh, vielleicht auch Nachwehen des Lagerdienstes. Er mußte die Bäder zu Aachen und Ems aufsuchen. In demselben Jahre 1815, in welchem seine bisher zerstreuten Lieder in einem anspruchlosen Bändchen zuerst zusammen erschienen, erhielt er den (provisorischen) Ruf als Regierungsrath nach Coblenz, wo Gneisenau an der Spitze des Generalcommando's und sein Freund Carl v. d. Gröben weilten, in deren Kreisen er sich kaum eingelebt hatte und wohl zu fühlen begann, als er 1817

die definitive Anstellung als Regierungsrath nach Magdeburg mit 1000 Thaler Gehalt erhielt. Nun fiel ihm die Trennung von den liebgewonnenen Rheinlanden schwer, und während er in Coblenz unter seinen Collegen vergeblich einen suchte, der mit seiner Stellung in Magdeburg tauschte und seine letzten Arbeiten ordnete — er war bei den Militärangelegenheiten beschäftigt gewesen — starb er in Coblenz am 11. December 1817 in einem Alter von 34 Jahren an Brustkrampf.

Neben dem, was das große Vaterland ihm als Sänger der Freiheitskriege verdankt, fällt hier besonders in's Gewicht als Verdienst um unser engeres Vaterland die Anregung, die er für die Restauration der Marienburg gegeben.

Als er während der Studentenzeit bei Hennig im Oberlande weilte, besuchte er als zwanzigjähriger Jüngliug die alte Burg der Hochmeister und wurde empört über den Anblick. Seine Erstlingsarbeit, vielleicht auf Anregung oder doch nach Rücksprache mit Wedeke, wurde jener Aufsatz in Nr. 136 des Berliner Freimüthigen von 1803: „Ein Beispiel von der Zerstörungssucht in Preußen" mit der Unterschrift F. v. Sch., den wir bei Erzählung der Geschichte der Wiederherstellung unserer Hauptburg ausführlich bringen. Er zündete, wie alles, was Schenkendorf schrieb. Der Minister, Freiherr v. Schroetter, schon vorher durch die „Beschuldigung", wie er's nennt, in den Briefen eines Oberländers stutzig gemacht, inhibirte den schon in der Ausführung begriffenen Abbruch der schönsten Front des Mittelschlosses in dem Glauben, v. Schoen habe den Aufsatz geschrieben. Als er später diesen darüber befragte, entgegnete v. Schoen: „Der ist nicht von mir, aber ich vertrete jedes Wort, als wenn ich ihn geschrieben hätte."

Die Liebe, die er im Vaterhause nicht fand, schenkt dem Dichter die dankbare Nachwelt. Sie will ihm in seiner Heimath zu Tilsit auch ein ehrendes Denkmal setzen. Möchte der Ruf der Unternehmer im deutschen Volke ebenso zünden, wie des Dichters Wort für die Marienburg, wie des Sängers Lieder im Freiheitskampfe unserer Väter, und wie sein Sang unser Herz noch heute in den Liedertafeln berauscht.

9. Ober-Eysseln. (1875.)

Im Sommer 1812 weilte ein Altpreuße, unser Dichter v. Schenkendorf, zu Heidelberg. Unvergeßlich war ihm das herrliche Naturbild, das man von der Höhe im Südosten der Stadt, dem Kaiserstuhle, genießt. Als er von da herabblickt auf das alte Schloß mit dem abgesprengten grünumrankten Thurme, auf das bunte Gewimmel im Städtchen daneben, ließ er voll Entzücken den Blick schweifen auf den viel gewundenen blauen Neckar, die breiten bewaldeten dunkeln Höhen gegenüber und verlor sich in schwärmerischer Träumerei, als er nach Westen schaut in die unendliche Ferne, nach dem Elsaß und den Vogesen, die am Horizonte auftauchen. Da erinnerte er sich eines Bildes seiner Heimath. Bald hinter Ragnit führt ein Fußsteig zur Memel hinab, auf dem man einen Vorgeschmack von der Romantik der Memelufer empfängt. Wenn auch nicht so erhaben wie der Kaiserstuhl, ist doch das südliche Memelufer viel wilder und schroffer, als das Ufer des Neckars. Den rechten Genuß davon hat man erst, wenn man bei Ragnit mit dem Doppelprahm über die Memel setzt, dann die gegenüberliegenden Höhen durchstreift und bei Schreitlauken wieder über den Fluß fährt.

Es ist eine eigenthümliche Fahrt über diese Memelwiesen mit den vielfachen todten Wassern, verlassenen und halb verwachsenen alten Flußbetten und dann auf diese Sandberge, welche wohl eine Meile weit fast im rechten Winkel gegen die Memel steuern. Da ist der 256 Fuß hohe Abschruter Berg, weiter nördlich der weithin leuchtende Capellenberg, noch mehr nach Norden — bei Kellerischken — der Himmelsberg, dann die hohe Wart, der Jakobiberg und ein paar Schloßberge, woran sich nach kurzer Unterbrechung bei Ablenken der Jura-Höhenzug (155—164 Fuß hoch) bis in die Gegend von Laugsargen vorschiebt. Alle diese Erhebungen werden im Osten vom Juraflüßchen begleitet. Sie bestehen durchweg aus losem Sand, sind mit alten Kiefern bestanden und machen den Eindruck, als hätten sie einen geraden Zug nach Norden gehabt, dessen Zusammenhang durch eine von Osten her

wirkende gewaltige Wasserkraft vielfach zerrüttelt, zerstückelt und westlich verschoben ist. Am Schreitlauker Vorwerk, dessen helles Schindeldach weithin erkennbar ist, mündet die Jura in die Memel, nicht weit von der Stelle, wo von Süden her die Sceszuppe und deren ehemaliger, jetzt todter Arm — der Bambeteich — sich mit der Memel vereint, so daß zwischen beiden Ausmündungen eine Insel gebildet wird.

Wenngleich uns der vorbeschriebene sog. Wilkischker Höhenzug durch aromatische Fichtenwaldung führt, so sehnt man sich doch aus dieser monotonen Landschaft, fast ohne Fernblicke, hinaus und ist froh, über Schreitlauken hinüber ein gut Stück östlich über die Wälder zu blicken.

In weitem Bogen führt der Weg über den freundlichen Gutshof in die Wiesenniederung hinein nach der Fähre. Weitaus war die Memelbucht versandet, und der Spitzkahn konnte sich nur auf 50 Schritt dem Ufer nahen.

Welche Contraste drüben! Rechts die steilen dunkeln Ufer Eysseln's und Tussainen's bis Ragnit zu, links sowohl nördlich als südlich von der Memel völlige Ebene, von Weiden bestanden und von Sand bedeckt, welche sich auch südlich hinter dem Signalberge in der Richtung von Lengwethen zu fortsetzt. Diese von dem Juraforst und dem Trappöner Forst bedeckte Ebene erstreckt sich nach Rußland hinein bis Jurburg, wo die Bergzüge wieder schroff einfallen, und ist der Boden eines alten Jurabeckens, eines großen Binnensee's, aus welchem die Wasser dereinst durch das jetzige Inster- und Pregelthal dem Meere zuströmten und in vieljährigem Laufe diese Thäler so stark ausspülten, wie außer der Weichsel kein preußischer Fluß.

Man steigt einen Fußweg hinan und gelangt in den Park, auf welchen schon von fern eigenthümliche dunkle Obelisken hinweisen. Es sind Tannen, mit denen ein reizender, wohlgepflegter und von Blumen duftender Platz vor dem Gasthause eingefaßt ist, welche in französischer Manier eine Hecke bilden, in den Ecken und Mitten hoch hervortreten und zu einem großen Würfel mit hinaufgesetztem abgestumpften Kegel geschoren sind. Das ist zwar

Kunst und weitab von der Natur, aber man muß anerkennen, daß die Kunst einen überraschenden und wohlthuenden Eindruck macht, indem sie zum Ensemble eines großen hochgelegenen Platzes recht schön paßt und dem Garten ein monumentales Ansehen giebt, auch gegen das Dunkel der Wälder ringsum und gegenüber in dem helleren Grün, welches die Obelisken wegen des häufigen Beschneidens zeigen, lebhaft contrastirt. Zur Linken des Platzes hat man eine kleine Anhöhe ausgehoben, um für den Blumenteppich ein Plateau zu schaffen, und damit ein vor dem Wetter geschütztes kleines Thal gewonnen, in welchem der Klang der Guitarre anmuthig schallt, und der Ball der jungen Welt wohl aufgehoben bleibt. Es lebte hier ein Stück Poesie, das — hätte uns nicht der kalte Nord, der hinüberwehte, abgekühlt — an die Provence und ihre Troubadours erinnerte. Hinunter führen schattige Pfade zum plätschernden Springbrunnen in der Tiefe, bald zu hohem Balcone, in dunkle Schluchten oder hinaus in's Freie und dann durch üppigen alten Laubwald hinauf zu dem 317 Fuß hohen Signalberg.

Wir kehren zurück vor die Obelisken und treten auf den vor ihnen hinausragenden Balcon. Vor uns erheben sich in dunkeln Tinten die Schreitlauker Waldberge. Der Blick ruht auf dem weiten, gleichmäßigen Waldesgrün voll Wonne und schweift hinüber nach dem jetzt kahlen Rombinus zur Linken. Wann war die Zeit, was war die Kraft, die den unleugbaren früheren Zusammenhang unseres Standpunktes mit den Bergen drüben so gewaltsam zerriß? Die Wasser, welche rechts von uns, dort von dem Juraund Trappöner Forst her sich gegen Westen wälzten, drängten einst in gewaltigem Anprall gegen unsern Standpunkt und wühlten den Sandrücken von 2—300 Fuß vor uns bis auf den Grund aus. Die blaugraue Memel, die sich in weitem Bogen zu unsern Füßen schlängelt, hier und dort von hellen, tanzenden Segeln und dunkeln Flössen besetzt, die einen wundervollen Contrast zu Berg und Thal bildet, sie ist, wie alle unsere Flüsse, Bäche und Thäler, nur eine schwache Erinnerung an die Naturrevolutionen, die sich hier einst, vielleicht im Laufe von Jahrhunderten, abgespielt haben,

und läßt in ihrer Harmlosigkeit und Lieblichkeit das Gewaltsame jener Vorgänge kaum ahnen. Nach links schweift der Blick beim Signalberge, bei Tussainen, dem alten Ritterschlosse Ragnit's und den Kuppeln Tilsit's vorbei in die weite Ebene nach Nordwesten, begierig, einen Streifen Haffes zu erhaschen, und verliert sich, wie vom Kaiserstuhl hinab in's weite Rheinthal, so hier in der Ebene der Memelniederung in's Unbegrenzte.

10. Insterburg.

Die Burg wurde 1337 durch Dietrich von Altenberg gegründet.*) Unterhalb derselben wuchs das Dorf Sparge an Stelle der heutigen Stadt heran. Der Orden schützte dasselbe durch ein Hakelwerk, d. h. ein Gehege über und aneinander gereihter starker Baumklötze, zwischen die ein Mann hineinfallen konnte und davor wohl einen Graben. Dann dämmte er das vor der Burg liegende Fließ, die Tzernuppe, zum Zweck von Mühlenanlagen und zum Schutze des Schlosses zweimal ab, schuf dadurch den Strauchmühlenteich und den Schloßteich und zog längs der heutigen Theaterstraße bis zum Pregel einen tiefen Schloßgraben. Alles dieses war noch nicht genug der Befestigung. Aus den Wegeberichten ergiebt sich, daß er nach Osten zu, etwa in der Entfernung von einer Meile von der Stadt an den dahinführenden Wegen starke Verhaue, Schläge oder Haine genannt, errichtete, an deren Ausgängen die jetzt nicht mehr vorhandenen Dörfer Walkusin (Krusinnen?), Gansenischken und Walkowe lagen.**) Eine zweite Vertheidigungslinie lag drei Meilen weiter in Baitschen. Nach Nesselmann's Thesaurus ist darunter nicht ein besondrer Ort zu verstehen, sondern es ist eine Klassenbezeichnung für Wohnsitze an der Grenze, Wachthäuser oder Wachtposten, von dem litthauischen boti oder da bóti Acht haben.

---

*) Script. I., S. 281.

**) Skript. II., 682. Wegeberichte 39, 54, 57. Ich vermuthe, daß ein solcher Verhau auch an dem Wäldchen gewesen, wo der Weg nach Lenkeninken hinabführt.

Eine ältere Vertheidigungslinie gab's in den vielen an der heutigen Grenze liegenden Orten, welche auf Weitschen endigen, Sadweitschen, Kallweitschen, Kinderweitschen, Budweitschen, Gudweitschen, Bilderweitschen, Kosakweitschen. Diese hängen entweder, wie Scr. II, 682 angenommen ist, mit Baitschen zusammen (die Veränderung des B in W ist erklärlich), oder, wie Nesselmann im Thesaurus S. 14 und 197 annimmt, mit waiting, witing, Sprecher, Aufpasser.

Für solche Grenzposten forderte der Orden das schalmaische Korn und das Wart- oder Wachgeld.

Fast bis Gerwischkehmen sind im 14. Jahrhundert die Pfade gebahnt gewesen. Dort beginnt um 1384 noch der Urwald. Es heißt im Bericht 42, von den Hainen bis Girwischken sei eine große Meile Weges, dazwischen ist ein Wald, wo man eine halbe Meile räumen und zwei Fließe brücken müsse. Dieses Räumen beschreibt uns Suchinwirt, der Begleiter Albrecht's von Oesterreich 1377, der mit ihm durch Insterburg nach der Spezuppe und nach Litthauen zog: 1000 Aexte setzten sich in Bewegung und bahnten in den Urwald eine Straße. An Ortschaften kennen die Wegeberichte außer Ragnit im Osten von Insterburg auf preußischer Seite nur Baitschen, Helledompne (an der Pissa und Rudoppe?) und Serwynte (Schirwindt); dann geht es über die Suppe (Spezuppe) und nach Szamaiten hinein. Bei Helledompe und bei Serwynte muß je zwei Meilen weit geräumt werden, die ganze Gegend deckt noch der Wald. Im Wegebericht 57 beruhigt der Pfleger den Marschall durch die vertrauliche Nachricht, die Leitsleute hätten sich die Wege von Insterburg nach Merken (Merecz an der Memel) heimlich gezeichnet, wie die Pfadfinder in Cooper'schen Romanen.

Die Geschichte der Stadt bietet wenig allgemein Interessantes. Man betrachtet gewöhnlich die Verwandelung der Comthurei in ein Pflegeamt 1347 als eine Degradation; nach Wigand (p. 508 c. 36. Scr. II, 508) ist dies jedoch nicht anzunehmen.

Es wird von dem Einfall der Könige Algard und Kynstut in die Bezirke von Rastenburg, Barten, Lauenburg, Rössel und

in's Ermland gesprochen und erzählt, Heinrich Dusemer von Arfberg habe in Lauenburg den Convent abgesetzt, weil wegen der vielen Verwüstungen des Landes die Einkünfte zu gering geworden.

„Und zugleich, — fährt der Chronist, der heutzutage neben Jeroschin als die einzig verläßliche Quelle gilt, fort, — setzte er den Convent in Insterburg ab und verwandelte das Amt des Comthurs in ein Amt geringerer Würde, genannt Pfleger." Der Grund wird neben Sparsamkeitsrücksichten der gewesen sein, daß die Landeseroberung bereits den Ort überflügelt hatte; so lange er der Wachtposten an der Grenze war, hatte er einen Comthur; später zog dieser an die Grenze nach Ragnit.

Von den Bewohnern und Gästen von Insterburg, worüber wir eine interessante Arbeit besitzen,*) haben wir mehrere, wie Albrecht von Oesterreich und König Heinrich IV. von England bereits kennen gelernt. Weitere Kreise interessirt der zwölfjährige Aufenthalt der Schwester des großen Kurfürsten, der Königin Marie Eleonore von Schweden, der Wittwe Gustav Adolph's, welche hier ihre Tage in Frieden schloß. Auch Aennchen von Tharau hat hier ihre Tage beschlossen. Caspar Hennenberger spricht sich über das Insterburger Hauptamt wie folgt aus (S. 160).

Das Insterburg'sche Amt ist ein schönes, großes, herrliches Amt, an die 13 Meilen lang und 8 breit, hat gar viele schöne Ströme, daran auch Dörfer liegen, darinnen auch viel Wild in den Wildnissen. Es wohnen in diesem Amt fast eitel Litthauer, so ein starkes Volk ist und nach ihrer Art gottesfürchtig, so ihre Pfarrherren ehren, der Obrigkeit gehorsam und willig thun, was sie pflichtig sind. Und ob sie auch wohl mit dem leidigen Sauflaster, so in diesen Landen sehr gemein ist, beladen sind, also auch, daß sie zu Zeiten voller Weise, Junge, Alte, Mann, Weib, Knecht, Magd nicht anders als das Vieh zusammen auf der Streu liegen, dennoch erfährt man nicht von Unzucht von ihnen. —

Ein anderer Beobachter aus unserer Nähe, Prätorius, Pfarrer

---

*) van Baren, Schloß Insterburg, seine Bewohner und Gäste. Vortrag in der Alterthumsgesellschaft zu Insterburg, 15. Januar 1883.

zu Niebudzen (1664—1684)*) sieht unsere Nadrauer (denn in der alten Landschaft der Preußen Nadrauen liegt Insterburg) als die echten Nachkommen der alten Preußen an, welche die deutschen Colonisten um Königsberg „Gudden" schalten, und bezeugt, daß die Nadrauer sich selbst für die Autochtonen des Landes gehalten haben; in seiner Art nennt er unsere Nadrauer oder Zalawonier (Schalauer) auch Litthauer und wirft damit alles in einen Topf.

Daß die Litthauer ein erst durch die „Kriegsreisen" hierher verpflanzter Volksstamm sind, haben wir bereits früher besprochen. Die Vermuthung, die bei Erwähnung der Herkunft der alten Preußen aufgestellt ist, daß der Preußenstamm auch mit Gothen vermischt gewesen, wird durch diese „Gudden" nicht verstärkt; denn Gudde kann sowohl Gothe, als Buschmann (von gudde preuß. für Busch, Gebüsch) heißen und daß Nadrauen voller „Püscher" war, ist selbstverständlich.

Wo sind die alten Preußen, die nach Prätorius hauptsächlich im Amte Insterburg gesessen haben, geblieben? Sie sind ganz aufgegangen in der litthauischen Bevölkerung und diese wieder in der deutschen. Die in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts hierher verpflanzten Litthauer sind im Laufe von zwei Jahrhunderten zur Zeit Henneberger's und des Prätorius vollkommen mit den Preußen verschmolzen und haben diese ganz erdrückt, so daß alle Ortsnamen, sofern sie nicht auf deutschen Ursprung oder Eigennamen zurückzuführen, litthauischen Ursprungs sind, und Prätorius die Preußen von den Litthauern nicht mehr unterscheiden konnte.

Blicken wir an der Hand des Oberlehrers Hoppe aus Gumbinnen**) auf die Ortsnamen des Kreises Insterburg, so finden wir alles litthauisch: Akmenischken = Steinfeld, Bublauken = Heerdendorf, vom Heerdengott bobelis, Berzienen = Birkenwald, Berschupchen = Birkenfluß, Kreiwutschen = Krummdorf, Gillinis oder Gillischken = Tiefdorf, Uderballen = Fischotterbruch, Schallgirren = Wald-

*) Prätorius, Preuß. Schaubühne, herausgegeben von Pierson 1871 (Berlin, A. Dunker), S. 5 u. 10.

**) Ortsnamen des Regierungsbezirkes Gumbinnen, deutsche, polnische und litthauische. (Gumbinnen, bei C. Sterzel 1877.)

gegend, Jodlauken = Schwarzfeld, Kermuschienen = Gesträuchdorf, Kiaunischken = Marderdorf, Lasdehnen = Haselstrauchdorf, Mohlen = Lehmdorf, Pagelienen = an Birken, Espen, Weiden reich, Pladden = Breitesdorf, Plattupönen = Breitfluß, Rudlauken = Neuland, Drußlauken = hartes Feld, Stirrkallen = Rehfeld, Warlen = Froschdorf.

Gehen wir in den benachbarten Darkehmer Kreis, so finden wir: Kruschinnen = Hageldorf, Terputschen = Dorf in Zwischenräumchen, Balletgirren = Bruch am Walde, Jodschermeninken = Leute aus der Gegend, wo Schwarzwiesel sind, Abschermeninken und Obscherninken = Leute am Fluß, wo wilde Eber sind, Kerklinnen = Wasserweide, Arinballis = Schafbruch, Schechelles = gute Nacht!, Escheris = Teichwiese, Escherwetis = Seestelle, Laschen (bei Weedern) und Laszeninken (bei Insterburg), von lażas Scharwerk Scharwerkerdorf, Kerklinnen = Weidengebüsch, Naujeninken = Leute auf dem Neulande, Ballupönen = Leute am Bruchfluß, Skroblienen = Hagebuchenort, Dagutschen = Birkentheerdorf u. a. Polnische Namen können wir in diesem Kreise nicht nachweisen, diese treten erst im Kreise Goldap zahlreicher auf.

Doch finden sich im Goldappischen noch viele litthauische Namen: Didzullen = großes Dorf, Bodschwingken = Bartschdorf, Girrelischken = kleiner Wald, Warnakallen = Krähenberg, Warnehlen = Rabendorf.

In den Kreisen Oletzko und Lötzen habe ich keine litthauischen Namen erkennen können; dagegen wimmeln von solchen noch die Kreise Stallupönen, Pillkallen, Niederung, Tilsit und Memel.

Die litthauische Bevölkerung, welche sonach noch am Ende des 17. Jahrhunderts blühte, ist in zwei Jahrhunderten aus den Kreisen Goldap, Darkehmen und Insterburg durch die deutsche Zunge vollständig zurückgedrängt worden. Seit elf Jahren befinde ich mich in dieser Gegend und habe mich immer für diese Frage interessirt. Aus den Grenzdörfern Insterburg's mit Mehlauken, Skaisgirren kommen zuweilen alte Leute, welche nur litthauisch sprechen, doch ist das selten, die jüngeren sprechen deutsch. Man hat früher in der Kirche zu Balletgirren und Darkehmen litthauischen Gottesdienst gehalten, dies geschieht auch in Insterburg, doch finden

sich Prediger, welche der Sprache mächtig sind, nur sehr selten und die Gerichte haben ihre Noth mit den Dolmetschern, die fast gar nicht zu erlangen sind.

Was das Sauflaster betrifft, von welchem Henneberger spricht, so ist die Gegend auch von diesem vollständig geheilt. Man sieht wohl ab und zu in den Krügen Betrunkene, doch muß man durchweg der Bevölkerung das Zeugniß entschiedener Nüchternheit ausstellen; in den polnischen Gegenden im Süden und Westen der Provinz wird viel mehr und unsinniger getrunken.

Wenn derselbe endlich die vielen schönen Ströme des Amtes rühmt, so kann ich nur aus voller Seele in dieses Lob mit einstimmen. Ich habe köstliche Stunden durchwandert an der Auxinne bei Schloßberg, Romanuppen*) und Obehlischken, an der Didowa unfern Didlaken, am Pregel und an der Inster bei Insterburg, an der Angerapp und Pissa in Karalene. Alle diese Gegenden sind voll romantischer Punkte, Berg, Wald und die Krümmungen des Flusses wechseln mit saftigen Wiesen und von fröhlichen Menschen belebten Stätten. Nicht der schlechteste Theil ist der Park dicht bei der Stadt, dessen Pflege und Anlagen, nebst dem neuen Gesellschaftshause daneben nicht bloß die Bewohner der Stadt, sondern auch Sänger, Turner und all die zahlreichen Vereine, die hier im Knotenpunkte der Eisenbahnen gern zusammentreffen, zu entzücken pflegt.

11. Nach den Pliker Bergen (Gumbinnen) 1877.

Der Winter war besonders rauh und wollte nicht enden. Der April lastete wie ein Alp auf der Brust, die sich nach den Strahlen der Sonne und lauer Frühlingsluft sehnte. Zweimal vereitelte Schnee und Regen den Versuch eines Ausfluges in die wiedererwachte Natur, bis endlich, fast Mitte Mai, unser Sehnen gestillt werden sollte, und das Dampfroß uns hinausführte nach Osten in die frische Morgenluft, die wir mit Jubel und Wonne tranken.

---

*) Wohin Friederici A. M. S. 13, S. 250 das nach Dusburg jedenfalls in Nadrauen belegene alte Heiligthum der Preußen Romowe verlegt.

Das stille Gumbinnen, wo wir den Bahnzug verließen, und seine weitausschauenden Amtsgebäude nur flüchtig begrüßend, eilten wir leichten Fußes auf der Goldapper Kunststraße dem Süden zu, vorbei an einem freundlichen Landsitze, der zu Norutschaitis' Lebzeiten wohl nicht so einladend gewesen sein mag, als gegenwärtig. Die Straße ist eben und wird von der schmalen Rominte begleitet, deren flache Ufer kaum verrathen, daß sie einst stolzer gewesen und recht bedeutende Wassermassen zur Pissa geführt hat, welche, aus Polen kommend, in der Richtung ihres Zuflusses, des blinden Flusses, das Diluvium der Hochplateaux von Szitkehmen und Goldap fast in deren Mitte 3—400 Fuß tief ausspülten, die jetzige Romintesche Haide bedeckten, die Umgebung von Gumbinnen ebneten und sich dort mit den ehemals gleichfalls recht bedeutenden Gewässern der Pissa vereinigten. Deshalb erscheinen auch die Felder zu unserer Linken, östlich hinter der Rominte, völlig geebnet, und machen trotz ihrer 120 bis 170 Fuß über dem Meeresspiegel den Eindruck der Niederung. Bei Kulligkehmen wird das jetzt unscheinbare Flüßchen durch ein Mühlenwehr abgefangen, und hier bietet sich uns der erste romantische Punkt in dem Mühlengrund zu unseren Füßen und dem Rauschen des Wasserfalles daran. Von hier bis Perkallen wird die Gegend ein wenig coupirt, nach Norden vorgedrängte Hügel, hinter denen südlich kleine Gewässer oder deren Reste als Torfmoore oder Wiesen liegen, die Rückstände der von Süden gekommenen Wasser, welche diese Hügel ehemals bespült haben.

In der Richtung auf Südwesten kommen wir, begleitet vom Rufe des Kukuks, den Bergen, welche das Ziel unserer Wanderung bilden, näher, und immer deutlicher werden ihre Contouren. Sie bieten uns eine ziemlich gleichmäßige Front nach Südwesten zu, sind gleichmäßig hoch, mehrfach unterbrochen und machen den Totaleindruck einer alten zerstörten Küste. Der mittlere Berg scheint der bedeutendste zu sein, seine obere Grenzlinie ist horizontal mit schwacher, aber breiter muldenartiger Vertiefung in der Mitte. Nach Osten gegen die Rominte reihen sich an ihn 4 bis 5 kleinere Berge in immer weiteren Intervallen und je entfernter, desto

kleiner werdend. Eine ganz ähnliche eigenthümliche Formation findet man nördlich von Marggrabowa, wo die Wasser der Lega ähnliche Bildungen schufen. Nach Westen schließt sich an den höchsten Bergrücken vor uns nach kurzem Zwischenraum eine etwas niedrigere, wie jener unbewaldete Kuppe, welcher sich in derselben Richtung ein bewaldeter Höhenzug bis an den westlichen Horizont anreiht. Der Zusammenhang, in welchem diese Pliker und Augskallner Berge ehemals standen, ist also mehrfach aufgehoben und zwar östlich am meisten, derart, daß eine Fortsetzung nach Osten nicht erkennbar ist, während sie sich westlich in den Höhen bei Kl. Szuskehmen und dann hinter der Angerap, die sie bei Kallnen durchbrochen hat, in den Kallner und Kuklins-Bergen bis Trempen und weiter bis Nordenburg fortsetzen.

Bei Perkallen also verließen wir die Kunststraße, schritten den bequemen Landweg nach Girnen hinauf und bogen davon westlich in einen Feldweg, der auf den nächsten Berg zu führen schien. So allmälig die Ansteigung des Terrains war, so wurde die Luft doch merklich leichter, und am Horizonte tauchten gegen Norden und Süden die ersten blauen Tinten einer Fernsicht auf.

Indem wir den nächsten, sanft ansteigenden, gleichmäßig abgeschliffenen und bis oben zu bebauten Berg anstiegen, bemerkten wir auf dessen oberer Grenzlinie eine schwache, aber breite muldenartige Ausspülung gegen Osten zu. Bald standen wir auf seiner abgeplatteten Spitze in einer Höhe von 364 Fuß über der Ostsee und erfreuten uns einer äußerst überraschenden, herrlichen Fernsicht nach Norden, Osten und Süden auf eine meilenweite Fläche, deren Horizont durch Wälder umkränzt ist und immer tiefblauer und unbestimmter erscheinend schließlich entschwindet. Etwa eine Meile unter uns liegen die freundlichen Gebäude und Thürme Gumbinnens, dahinter nordwestlich der große Tzullkinner Forst, im Osten die Romintische Haide. Der Berg besteht aus ziemlich reinem und geschiebearmem Lehm, wird zur Zeit als Weideland benutzt und ist ganz kahl. Kein Blümchen, kein Strauch oder Baum zierte seinen Gipfel.

Nachdem sich das Auge satt gesehen und die Brust an leichter

Berges- und Frühlingsluft erquickt hatte, stiegen wir gegen Nordwesten hinab, wo wir nach kaum 1000 Schritten an ein großes Torfmoor gelangten, aus welchem uns viele Unkenväter ihren klangvollen Morgengruß zuriefen, und woraus ein stattlicher Wasserkäfer erhascht wurde. Schon standen wir am Fuße unseres Chimborasso, der in Kegelform auf 387 Fuß ansteigt (35 Fuß höher, als der Galtgarben), erheblich schroffer, als sein eben verlassener Nachbar. Der Boden enthält mehr Kies, die Weide ist magerer. Auch hier kein Baum, kein größerer Stein. In wenigen Minuten war der abgeplattete Gipfel erreicht.

Da reisen die guten Leute, wenn sie sich erholen oder an der Natur erfreuen wollen, Hunderte von Meilen nach dem Brocken, oder dem Rigi, als wenn die heimathliche Natur nichts böte, was das Herz erfreut und die Brust hebt. Nur Wenige kennen ihre eigene Heimath, die Meisten wissen nicht, daß zwischen Harz und Ural gerade in Altpreußen die höchsten Punkte existiren, welche die Natur mit Reizen ausgestattet hat, die sie andern Gegenden meist versagt, mit herrlichen Fernblicken, tiefen Waldschluchten und vor Allem mit einer Fülle großer und kleiner Seen, wie sie keine Gegend bietet, die man unter Führung des rothen Bädeker zu bereisen pflegt. Außer bizarren Felsen findet man fast alle Naturschönheiten der sächsischen Schweiz oder Thüringens bei uns ebenfalls. Steigt mit uns auf diesen Pliker Berg, den wir eben erklommen haben, und ahnt die Unendlichkeit, die uns in enge Schranken gebannten Wesen so gewaltig imponirt in diesem ringsum freien, kreisrunden Weltblicke.

Im Nordwesten sind nur wenige Minuten des Kreises verdeckt, sonst schweift das Auge nach allen Himmelsrichtungen völlig frei in die Ferne, hier auf Wald und Flur und auf die unzähligen Stätten der Menschen, dort im Süden auf die hoch in den Horizont ragenden, in blauen Tinten verschwindenden Goldaper und Seesker Berge, sowie im fernen Südosten an der Grenze Polens den Dagutscher und Woitowsberg, die, von wo man sie auch erblicken mag, immer wie Kastor und Pollux als Brüderpaar erscheinen. Zu unseren Füßen liegt Marienthal und dessen See

in einer Höhe von 276 Fuß über dem Meeresspiegel. Da wir uns 387 Fuß hoch befinden, so ist die relative Höhe des Berges nur 111 Fuß. Südöstlich von uns thürmt sich in unserer unmittelbaren Nähe ein wild durch einander geworfener Complex einzelner Sandberge auf, durch kleine Gewässer oder Torfmoore von einander getrennt, meist abgerundet und kegelförmig: die Zeugen einer geologischen Revolution, welche die Wasserkraft hier hervorgerufen, ehe noch ein menschliches Auge diese Gegend erblickte. Indem wir gegen Westen den Berg hinabstiegen, entzog sich unseren Blicken ein später aus der Ferne sichtbarer Abstich am Nordfuße des Berges, der über die geologische Beschaffenheit seines Innern Rechenschaft ablegt. Anscheinend besteht dasselbe aus dem gelben nordischen Grand mit vielen kleinen Kalksteinen, den wir auf dem Wege nach Pliken vielfach aufgefahren sahen.

Westlich reiht sich an diesen Berg im Abstande von etwa 500 Schritt ein etwas niedrigerer, mit gelbem Moos und alten Fichten bedeckter Höhenzug, an den sich weiter nach Westen eine weite, wasserreiche Ebene anschließt. Diese trennt die Pliker und die westlich dahinterliegenden Augskaller Berge.

Wir schwenkten nach Norden um und erreichten in Kurzem den Kamm der Höhe, zu deren Füßen das Gut Pliken liegt, wo wir uns im Schatten alter Fichten lagerten und am Rufe der Unken aus dem Torfmoor zu unseren Füßen, am Rauschen des Waldes und dem munteren Gesange der Lerchen und Finken erlabten.

Dieser nördlichere Höhenzug unterscheidet sich von den früher betretenen Bergen auffällig, nicht sowohl durch seine geringere, nur 360 Fuß erreichende Höhe und seine stärkere Bewaldung, als vielmehr durch seine Structur. Es ist ein ununterbrochenes Kammgebirge mit Seitenthälern. Nach Norden zu dacht sich von der Höhe des Kammes der cultivirte dunkele Lehmboden nach Pliken zu gemach ab, während die Südseite schroff abfällt und durchweg kalkigen Kieselboden zeigt. Erst nördlich und dann südlich begleiten die Hauptrichtung tiefe, zum Theil noch wasserhaltige Längsthäler. Offenbar verdanken dieselben ihr Dasein einer Aus- und Unter-

spülung des Kammes durch diejenigen Gewässer, welche ehemals den Höhenzug sowohl nördlich als südlich begleiteten und die Rominte mit dem Kiauter Bach an denjenigen Stellen verbanden, die sich auf der geologischen Karte als Alluvium blau markiren. Das südwestliche Längsthal ist sicherlich durch Unterspülung und dadurch bewirkten Abbruch eines Theils des Bergrückens gebildet. Indem wir nach Westen zu auf der Kammhöhe fortwandern, biegt der Weg fast auf der höchsten Stelle südlich nach dem Saume des südlichen Längsthales ein. Hier hatte die Straße den Kamm des Bergrückens auf etwa 5 m Tiefe durchschnitten und die Structur desselben blosgelegt. Auf einen Fuß Lehm folgt einen Meter tief eine parallele Schicht zollgroßer, durch groben Kies fest verbundener abgerundeter Kalksteine wie eine Wand. Dann kam grober Dünensand, fast ohne Geschiebe, sehr gleichmäßig in kaum zollbreiten Bändern über einander geschichtet, unmittelbar an die Kalksteinschicht gereiht und so compact gestampft, daß man Stücke davon abschlagen konnte. Alles Suchen nach Muscheln oder sonstigen Einschlüssen war vergeblich. Das ist die Formation derjenigen Sturm- und Drangperiode, welche die Eiszeit bildete oder unmittelbar auf sie folgte, das obere Diluvium, welches sich durch seinen Geschiebe- und Kalkreichthum auszeichnet.

Das Wasser des südlichen Querthales ist dem Austrocknen nahe und das Thal selbst von der Cultur beleckt, welche sich des Abhanges bemächtigt hat und uns hinderte, eine burgartige Erhebung des nördlich unter uns liegenden Kammes zu erklimmen. Schlanke Ellern gedeihen hier vortrefflich im Sumpfe und zieren die Gegend. Das romantisch gelegene Pliker Waldhäuschen, in dessen kühlem Schatten wir uns erholten, änderte unseren Gang. Wir folgten dem Fußstege im Walde inmitten einer Landzunge, zu deren beiden Seiten bewaldete Bergrücken laufen, bis an einen großen Torfbruch, der auf etwa 2000 Schritte die Pliker von den dahinter gelegenen Kallner Bergen trennt. Beim Anblick der geologischen Karte finden wir unsere Vermuthung bestätigt, daß die fehlende Verbindung beider Bergrücken durch diejenigen Gewässer ausgespült sein muß, welche aus der Richtung des Kiauter Sees

und des gleichnamigen Baches beim Abfluß der Diluvial-Gewässer über die heutigen Ortschaften Karklienen, Wilken, Pagramutschen und Skirputschen in die Angerap geflossen sind.

Wir zogen nun immer nach Westen den mit rothem Lehm bedeckten breiten und theilweise bewaldeten Kallner Höhenzug hinauf bis zum Dorfe Kallnen, das 377 Fuß über dem Meere liegt. Der Diluviallehm hat diesen Höhenzug sowohl nördlich als südlich vollständig belagert; derselbe dacht sich nach beiden Richtungen sanft ab und ist fast völlig cultivirt. Man hat nach beiden Himmelsgegenden eine beschränkte Fernsicht, in der sich südlich über dem Horizont wieder die Seesker und Goldapper Höhen auszeichnen.

Kallnen, der Tummelplatz der Gumbinner, namentlich bei ihren Schulfesten, erfreut sich nicht blos eines vorzüglichen Gasthauses mit Tanzsaal und Garten, sondern auch dahinter in einem reizenden bewaldeten Bergkessel einer herrlichen pittoresken Natur, auf welche die Gumbinner ebenso stolz sein können, wie auf ihre Pliker Berge, diese Zeugen einer lange, lange hinter uns liegenden Periode, in welcher sich der Boden bildete, auf dem wir leben.

12. v. Brandt's Spielreise von Königsberg nach der Romintischen Jagdbude 1674.*)

Der Hofjunker v. Brandt, als Begleiter einer Gesandtschaft nach Moskau, macht am 3. Juli 1674 von Königsberg aus mit dem herzoglichen Küchenschreiber Casp. Koenig eine Vergnügungsfahrt und erzählt dieselbe:

Kamen wir erst auf Arnau (oder Jungferndorf), Waldau (sammt Schloßmühlen, wo ein Burggraf ist), Kirchdorf Löwenhagen, Hohenrade, Kremitten, Tapiau, Sanditten — dem Edelmann Sliven gehörig, der papistisch worden — Kapkeim, Welaw — wo

---

*) v. Brandt's Reise, aus dessen Nachlaß herausgegeben von Jemin, Wesel 1702, S. 267 ff.

ein Wippgalgen vor dem Thor, Piaten, dem Edelmann Pöpping gehörig, Puschdorf, so genannt wegen der vielen Püsche, dann nach Taplaken, Norbekyten, Salau, dem Krugdorf Bubainen, Gaitzunen und Dzauper, von welchem der General de la Cave*) etzliche Lindenbäume in Form einer lustigen Allee setzen lassen, bis auf ein anderes nahebei belegenes Vorwerk und Stutterei unseres gnädigen Herrn, genannt Alter Hoff.

Dann kommen die Reisenden nach Insterburg, wo neben den Veränderungen, die Herzog Albrecht in der Lage der Georgenburg vorgenommen haben soll (?), das schwarze Bier gelobt wird, schier so stark als Brandewein, läßt sich auch, wenn der Deckel schnell geöffnet wird, im warmen Gefäße mit einem Fidibus anzünden.

Weiter geht's über Peterkehmen, Eszerninken, Berstininken, Sameitkemen und Kussen nach Staluppen (von stalas, ein Tisch hart an einer großen Eiche, wo die Heiden ihre Conventikeln und Mahlzeiten gehalten), ein vornehmes Kirchdorf, wo alle Wochen von den benachbarten Oertern alle Bauern und Szatar oder Verkäufer von Ochsen (à 5—6 Reichsthaler von ziemlicher Größe), litthauische schöne Pferde (à 5—6 Reichsthaler), Kalbe u. dgl. kommen. Es werden auch allda Garküchen in der freien Luft gehalten. Sie kommen allda in großer Menge zusammen Donnerstags, daß man schier nicht durchdringen kann.

Des andern Tages sind wir gefahren bis an die Romintische Jagdbude, churfürstliches Jagdhaus (in dessen Nähe der Vater des Begleiters Wildnißbereiter war), so mit Planken rings umgeben, von Holz aufgebauet, mit einer lustigen ringsum gehenden Gallerie, auf einem Hügel stehend und hat allda das alte Jagdhaus von gleicher Form, aber schier verfallen; unten am Berge wohnen die

---

*) In der Kirche zu Didlaken befindet sich die Leiche und das Epitaphium des 1605 in Frankreich gebornen, dort mit dem Michaelsorden ausgezeichneten, demnächst vom großen Kurfürsten als Oberlandstallmeisters und Generals aufgenommenen Pierre de la Cave, der 1697 in Didlaken gestorben, nachdem er 2 Frauen und 2 Töchter gehabt. Die hier erwähnte Allee besteht zum Theil noch.

Jäger sammt ihren Beihabenden, auch stehen allda nahebei zwei andere Häuser und das Hinterhaus; hinter diesen Häusern fließet unten am Berge ein lustiger klarer Fluß, die Rominte genannt, hat seinen Ursprung aus der Blyntßer und Leowsker See ungefähr 3 Meilen von hier; hier waren köstliche Forellen, auch Lachs, Fören, Krebs und Eschen, wie auch andere Fische gefangen. Außer dieser Jagdbude sind noch drei andere in Preußen, als die auf der Hansischen Haide im Angerburg'schen, Grutinnen, liegt in Leetschen (Lötzenschen) und Schnittken im Nikkenschen (Lykeschen). Sonsten sind in Preußen der Oberjägermeister von Oppen, der Oberforstmeister Georg von Fellert, der Forstmeister von Halle, 4 Landjäger, 600 Wärter, verschiedene Strandreuter und Hasenheger. Von dannen sind wir wieder nach Haus gefahren.

Doch schildern wir die romintische Haide etwas ausführlicher nach eigener, im Sommer 1885 gewonnener Anschauung, wo ich ihre dunkeln Tannenwaldungen an einem schönen Sommertage von Goldap aus theils zu Fuß, von Scheldkehmen bis Theerbude und zurück zu Wagen in drückender Sommersgluth durchstrich.

13. Die Romintische Haide (1885).

Wenige Kilometer westlich von Theerbude verbindet sich die von der äußersten Südgrenze bei Staatshausen kommende Blinde mit dem von Szitkehmen kommenden Szitkehmer Flüßchen, das den aus Dagutschen strömenden Forellenbach aufgenommen hat und mit dem von Nordost bei Szinkuhnen aus dem gleichnamigen See kommenden Szinkuhner Fluß, ferner dem aus dem Morinowo-See aus Norden kommenden Metschrupgraben zu der Rominte, welche bei Theerbude den Eindruck eines stagnirenden Gewässers ohne alles Gefälle macht. Mummeln blühen darin, Rohr verdeckt das Ufer östlich von der Brücke, aber hohe und breite Ufer zu beiden Seiten, bedeckt mit alten Tannen und vielem Laub, laden zur Sommerfrische ein, welcher einige Personen bei Weller obliegen,

während ein Königsberger Professor und Arzt vom Fiscus 8 Morgen gepachtet hat und sich ein Schweizerhäuschen aus Holz an einer der hübschesten Stellen im Walde und am Abhange aufgebaut hat und dort mehrmals im Sommer residirt.

Wenn wir der Rominte eine halbe Stunde westlich in Jagdbude wiederbegegnen, ist sie etwa 40 Fuß gesunken und hat nun ein besseres Gefälle, ist tiefbraun, kaum 10 Schritt breit, aber ganz flach. Bald darauf nimmt sie den von Mittel-Jodup aus Torfmooren kommenden, noch dunkelbrauneren Schwarzen Fluß auf, geht dann östlich bei Szeldkehmen vorbei nach Makunischken, wo sie sich um Ekertsberg und Texeln in vielfachen Serpentinen, wie die Angerap vor Insterburg, herumschlängelt, von Kiauten ab die Richtung auf Norden ändert, bei Tellitzkehmen auf 310 Fuß, bei Walterkehmen auf 234 Fuß, endlich bei Gumbinnen auf 156 Fuß fallend, sich mit der von Osten kommenden Pissa verbindet. Sie geht durch eine der größten und besten Forsten, die wir haben, vermag aber, so wie sie ist, deren Holzbestand nicht zu bewältigen, weshalb dort zur Zeit an einen Holzhandel nicht zu denken ist. Die Leute der Gegend kaufen nur Holz zum täglichen Bedarf für sich und eine Gesellschaft in Gumbinnen flößt einiges Klobenholz darauf bis Gumbinnen.

In früherer Zeit war die weite Romintische Haide ein großes Gewässer, aus welchem die Spitzen lehmiger Eisberge herausragten. Das F.-Gestell,*) etwas oberhalb Schillinnen beginnend bis Theerbude, durchschneidet die Haide, in der Mitte beständig sanft gewellt, Berg und Thal bildend. Der südlichere Theil ist etwas höher als der nördliche. In jenem finden wir Schillinnen — die reizendste Sommerfrische am hohen, schwarz- und hochbewaldeten Ufer des Goldapper Sees, den Spazierort der Goldapper und die Feriencolonie der Insterburger, die dort die ermüdeten Glieder im Goldap-See baden und sich im „dunkeln Gange“ erholen können.

---

*) Ein straßenbreiter, gerader Durchhau (Schneise) durch den Wald, auf der Generalstabskarte mit F. bezeichnet.

b) Masuren.

Der südliche Theil des Regierungsbezirks Gumbinnen von Goldap und Angerburg bis zur Grenze und westlich die Gegend um Ortelsburg, Willenberg und Neidenburg bis zu einer Linie, welche von der Südspitze des Ermlandes zwischen Kurkan, Lindenwalde und Seelesen im Osten und Schwedrich und Schwirgstein im Westen über Neidenburg zu bis zur Grenze läuft, umfaßt das erst seit dem 16. Jahrhundert so genannte preußische Masuren, dessen gemeinsame Sprache ein mit preußischen und litthauischen Zuthaten gemischter Dialect des Polnischen ist, der sich merklich unterscheidet von demjenigen reinen Polnisch, welches westlich von jener Linie gesprochen wird.*) Es umfaßt die Landschaft Galindien und einen Theil Sudauens der preußischen und Ordenszeit, das Land der alten Patwinger, Stammverwandte der alten Preußen und der Litthauer nach Sprache, Religion und Sitte, welche schon Jahrhunderte vor Ankunft des Ordens diese Sitze innehatten und sich früh in einen Gegensatz zu den Polen setzten, von welchen sie Polexianer genannt wurden. Ein Bischof von Krakau, Vincenz Kadlubek, erzählt (Script. I, 755) von einem Einfall der Polen in das Land derselben 1192 und schildert ihr Land, in der Gegend des Flusses Lechite (später Oleg, nach welchem Oletzko benannt ist, jetzt Lega), als wald- und sumpfreich; die Polen hätten zerstört die fana, burgos, pagos, celsas edium fabricas, cum spicariis

---

*) Töppen, Geschichte Masurens VII, der wir folgen.

horrea, also Burgen, Dörfer und Vorräthe und fügt hinzu, Städte seien bei ihnen nicht Gebrauch. Auch sei es ein gemeiner Irrglaube (dementia) „aller Gethen“, daß die dem Körper entflohene Seele von neuem in neugeborne Körper steige, zum Theil auch in die Körper neugeborner Thiere. — Die Pollexier und die Preußen wurden von dem in kleine Herrschaften gespaltenen Polen vorübergehend unterworfen, doch wurden ihre fortgesetzten Einfälle in die Grenzlande und in das Culmerland dem Herzog Conrad von Masovien so lästig, daß er das Culmerland 1226 dem deutschen Orden schenkte und damit den Grund zur Germanisirung Preußens legte. Der Orden setzte sich mit dem litthauer Fürsten Mindowe, den Masuren und Jätwingern darüber friedlich auseinander und machte sich dann an die Eroberung Sudauens, die ihm durch den Landmeister Conrad von Thierberg 1277—1283 gelang.*) Er zog durch den Wald Winse (davon das heutige Dorf Wensöwen am Spirdingsee) eine alte Straße durch Masuren in das Territorium Meruniska (wovon das Dorf Mierunsken heißt), überfiel die Sudauer mit Hilfe von Freibeutern, darunter Martin Golin, und kehrte dann über das Eis des Newothin-See's (heute Löwentin) zurück.

Auch hier giebt es überall Schloßberge (Pillkallen) und Sagen von Burgen, die darauf gestanden haben, und auf denen in der herzoglichen Zeit Jagdbuden gestanden haben, so in Maytz (bei Nikolaiken), Jedwabno (bei Ortelsburg), Johannisburg und Oletzko. Grabhügel (Capurren) und Todtenfelder (Mogillen) sind hier häufig, alte Waffen, Hefteln, Spangen, Todtenkronen, römische Münzen (aus Nero's Zeit) werden öfter gefunden.

Alte Wege werden erwähnt, welche nach Hochlitthauen, Auxteten (das Bergland) im Gegensatz von Samaiten (das Niederland) führen. Der eine geht von Lötzen über den Wedan (Widminnen) über Laczen, den Schwewide (großen Sawindasee) bis Salvyany. Der andere führt über Lyk. (Script. II. S., 690, Nr. 88.)

---

*) Toeppen, S. 27.

1. Ortelsburg.

Ich blicke über 40 Jahre zurück. Kann man nach so langer Zeit noch ein Bild haben von einem Orte, den man als Kind betrat? Gewisse Bilder verblassen nie, und erlöschen nur mit dem Tode, wie das Bildniß des Vaters, der Mutter. Ein solches Bild habe ich mir von den freundlichen Städtchen Ortelsburg und Passenheim aufbewahrt, doch ist es freilich nicht mehr reich an Detail. Dort eine lange breite Straße mit dem Häuschen unseres Gastgebers und Oheims Gregorovius, die zugleich als Markt diente, die einzige im Ort, welche auf ein altes Ordenshaus auslief. Dieses bildete zugleich das Gerichtsgebäude, unfern davon ein großer See, dessen flaches sandiges Ufer ein angenehmes Bad gestattete. In Passenheim ein ungewöhnlich großer viereckiger Markt, dessen vielfache Grasstellen die vom Felde zurückkehrende Viehheerde mit Wollust abweidete; daneben ein weiter See mit rauschendem Schilfe.

Ortelsburg war schon im 14. Jahrhundert ein Pflegeamt. Der Comthur zu Elbing gab übergetretenen Polen die Erlaubniß zur Anlegung eines Bienendorfes, welches der Zucht wilder Bienen oblag, das heutige Beutnersdorf. Aus der Reihe der Pfleger resp. Amtshauptleute nenne ich Johann von Benitz (1529), Hans von Pusch (1540), Anton von Lehwald (1548), Christoph von Rauth (1556), Elias von Kanitz (1567), Siegmund von Wallenrodt (1574—76), Jonas v. Dobeneck (1577—84), Andreas zu Eylenburg (1602—1605), Melchior v. Tettau (1630—36), Georg v. Schoenasch (1650—64), Albrecht v. Kalnein (1689), v. Brandt (1726).*) Im 16. Jahrhundert haben die Anwohner des Schlosses sich so vermehrt, daß sie von Herzog Georg Friedrich das Terrain zu einem Flecken ankaufen können, 13 Hufen à 25 Mark, die ihnen 1597 im Namen des Herzogs der Hauptmann Jacob Sparwein verkauft. Kurfürst Johann Siegesmund wird angegangen, dem Flecklein Ortelsburg eine gewisse Gerichtsbarkeit, Gerichtssiegel, Nahrung und Stadtrecht zu verleihen und er erhält das 1616.

---

*) Toeppen, S. 518.

Die Gemeinde soll das Recht haben, ein Gericht von 9 Personen gleich den Brandenburgern und Tapiauern zu hegen; den Richter wählt der Hauptmann, für schwerere Sachen sollen sie sich nach Bartenstein ziehen. Dadurch wurde der Ort den älteren Lischken oder Flecken Brandenburg und Tapiau gleich gestellt. Ein Hauptmann suchte ihn dadurch zu heben, daß er den alten Markt von Passenheim sans façon nach Ortelsburg verlegte, weil hier die Straße nach Polen gehe; doch wurde das geändert.

2. Passenheim,

das seinen Namen von dem ersten Hochmeister Heinrich Walpot von Bassenheim, gestorben zu Akers, hat, ist einer der ältesten Orte Masurens. Derselbe hat den Vorzug gehabt, den Geschichtsschreiber Hartknoch*) in seiner Jugend beherbergt zu haben. Im Jahre 1644 zu Jablonken, zwei Meilen davon, geboren, zog er bald mit seinem Vater, der früher Schulmeister in Jablonken war, nach Passenheim, wo dieser eine Pfarrstelle erhielt. Er besuchte die Schule dieses Orts, seit 1657 die altstädtische zu Königsberg, dann 1658 wieder diejenige zu Bartenstein und bezog 1662 die Universität Königsberg. Es fehlte ihm an allen Subsistenzmitteln, weshalb er in Kowno eine Hauslehrerstelle und nach Jahresfrist das Rectorat einer Schule zu Wilna annahm, wo er 1½ Jahre blieb. Dann ging er wieder nach Königsberg, hörte dort Vorlesungen und spielte den Informator der Herren Rauter und Kalnein.

Seit 1672 Magister, lehrte er Philosophie und besonders Geschichte, wurde 1677 als Professor an das Gymnasium zu Thorn berufen, starb aber, nachdem er dort in die ersten Stellen gerückt, bereits 1687 im Alter von 43 Jahren. Er schrieb während des kurzen Aufenthaltes in Thorn Respublica Polonica 1678, gab 1679 Peters von Dusburg Chronik heraus, verfaßte 1684 das „Alte und neue Preußen" und 1686 die Preußische Kirchenhistorie. Seine Landsleute haben ihm in der Kirche zu Passenheim ein

---

*) Toeppen, S. 349.

Epitaphium errichtet. Unzweifelhaft war er einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit.

Bis dahin hatte Simon Grunau die Geschichtsschreibung beherrscht. Gegenüber der Magerkeit und Dürftigkeit der übrigen Chroniken mußte die volksthümliche und pikante Sprache, die pragmatische Breite und Fülle des Stoffes, den Grunau bot, schlechterdings die geringe Zahl derjenigen, welche sich um die vaterländische Geschichte bekümmerten, fesseln und so kam es, daß man ihn gerne las, wo man ein Licht über die Vergangenheit zu gewinnen suchte. Man schrieb seine Zahlenangaben nach, obwohl er sich S. 8 ausdrücklich gegen sein schlechtes Zahlengedächtniß verwahrte und gleich im Eingange deswegen um Entschuldigung bittet. Wo er eigene Beobachtungen macht, namentlich für die Culturgeschichte seiner Zeit, ist er, mit Vorsicht gebraucht, noch immer eine Hauptquelle. Aber als eigentlicher Historiker ist er nicht verwendbar. Das erkannte zuerst Hartknoch und griff daher zu der ältesten bekannten wirklichen Quelle, zu Dusburg, zurück, auf den er wohl durch die Localbekanntschaft mit Kowno und Wilna, wo die meisten der von jenem geschilderten Ereignisse sich abspielten, gekommen sein mag. Toeppen (S. 351) rühmt seine Kirchengeschichte als die erste unbefangene und objektive Betrachtung kirchlicher Dinge, die bis dahin nur ira et studio behandelt waren. Hinter seiner Ausgabe des Dusburg giebt er eine Abhandlung über preußisches Recht, die im Einzelnen wie im Ganzen so sachgemäß gehalten ist, daß man sie einem Rechtslehrer, nicht einem Gymnasiallehrer zuschreiben möchte. Im „Alten und Neuen Preußen“ hat er die Sprachforschung nach der gelehrten altfränkischen Art seiner Zeit behandelt, aber in der Cultur- und Sittenbeschreibung eine große Stärke bewiesen und viele Alterthümer, namentlich die Anschauung jetzt entschwundener Burgen, der Nachwelt aufbewahrt, die sonst ohne Spur entschwunden wären. Wenn auch seine Bilder nur roh, in Contrafactur gegeben sind, so haben sie doch sichtlich den Vorzug der Treue.

3. Angerburg.

Ein freundliches Städtchen am Ausfluß der Angerap in den Mauersee hat auch dieses den Vorzug, die Heimat eines Gelehrten, des Botanikers Helwing, gewesen zu sein.*) Im Jahre 1666 in Angerburg geboren, wo sein Vater Pfarrer war, besuchte dieser die Löbenicht'sche Schule und die Universitäten Königsberg, Wittenberg, Leipzig und Jena, wo Professor Wedel seine botanischen Neigungen nährte, wenngleich er formell Theologie studirte. Später als Amtsnachfolger seines Vaters, blieb er 57 Jahre im Amte als Erzpriester und starb zu Angerburg 1738 im Alter von 72 Jahren. Er legte auf seinem Gütchen Stullichen den ersten botanischen Garten an und richtete seine Excursionen hauptsächlich in die große Ogenken'sche Haide und nach Johannisburg, wo sein Schwiegersohn Pisanski Erzpriester war; hier begegnete ihm manches Abenteuer. Einmal war er nahe daran von einem Bären zerrissen zu werden, ein andermal kam sein Knecht, der ihm auf einem hohen Baum ein Falkennest ausnehmen sollte, durch den Angriff des alten Falken in Lebensgefahr. Seine Naturaliensammlung gefiel dem König Stanislaus so sehr, daß er sie ihm überlassen mußte. Er schrieb eine Flora Prussica 1712, Supplement dazu 1726 und die Lithographia Angerburgia 1720 und war im Verein mit den Pfarrern Drigalski in Kutten und Riedel in Sorquitten auch um Förderung der preußischen Alterthümer bemüht.

Eine eigenthümliche Erscheinung ist es, daß neben den von der allgemeinen Naturwissenschaft festgestellten Bezeichnungen für Pflanzen und kleine Thiere in Altpreußen für dieselben besondere deutsche Namen existiren, welche Frischbier im preußischen Wörterbuch aufführt und welche noch heute im Volksmunde leben. Dieses scheint weniger auf Hellwig's Verdiensten als auf spontaner Thätigkeit des Volkes zu beruhen, welches, bevor die Wissenschaft Kunstnamen geschaffen, das Bedürfniß der Bezeichnung der Pflanzen und kleineren Thiere empfunden hat.

---

*) Toeppen, S. 351.

4. Lyk.

Das Schloß zu Lyk*) besteht seit 1398 oder 1408. Auf einer Insel in den See gebaut und durch eine lange Brücke mit dem Festland verbunden, muß es zur Vertheidigung recht stark gewesen sein. Doch habe ich von einer Belagerung desselben nicht gelesen. Von seinen Pflegern hat sich Oswald Holzapfel um die Colonisation durch Anlegung von Freigütern und Zinsdörfern (Neudorf und Skrzypken) bekannt gemacht. Aus der Zahl seiner Hauptleute sind die bekanntesten Namen v. Lehwald (1548—1555), Daniel v. Tettau (1600—1605), Georg v. Auer (1655—1658), Graf zu Waldburg (1700—1712), Graf v. Dönhoff (1712—1715), C. v. d. Marwitz (1715). Der Hochmeister Paul von Rußdorf gestattet 1425 dem Bartosch Brontomi, neben dem Schlosse 48 Hufen zu besetzen und giebt ihm als Schulzen derselben 4 Hufen und eine Wiese frei. Herzog Albrecht begnadigt die Einwohner mit dem Recht, wöchentlich auf den Montag einen Wochenmarkt zu halten. Der große Kurfürst bestätigt ihre Jahrmärkte als ein altes Herkommen. Die daselbst vorhandene Schule wurde 1578 in ein Particular, d. h. eine Vorbereitungsanstalt für die Universität verwandelt. Alles dieses hob den Ort, sodaß schon Henneberger ihn um 1595 ein Städtlein nennen konnte. Das ist er bis heute.

Sein bekanntester Sohn ist der Geschichtsschreiber Ludwig v. Baczko,*) welcher am 8. Juni 1756 daselbst das Licht der Welt erblickte. Sein Vater, von Geburt ein Oesterreicher, war Lieutenant zu Goldap während des siebenjährigen Krieges und wurde während desselben von Provinz zu Provinz herumgeworfen, auch auf Remonte in die Türkei geschickt. Die Familie zog immer mit, bis der Vater endlich 1764 verabschiedet wurde und sich das Gut Borken bei Sensburg erstand. Fünfzehn Jahre alt (1771), bezog der Sohn das Friedrichscollegium zu Königsberg und bereits nach einem Jahre die Universität daselbst, um Jura zu studiren. Die Neigung trieb ihn aber zu Studien von Sprachen, Poesie und

*) Toeppen, S. 108.

**) Ders. S. 409.

Geschichte, denen er drei Jahre oblag, um — dann zu erblinden. Seine Vermögenslage wurde eine ungünstige und die Noth trieb ihn zur Schriftstellerei. Da er katholisch war, konnte er die erwünschte Professur nicht erlangen. Er starb am 27. März 1823. Sein Leben hat er in 3 Bänden selbst beschrieben. Seine bedeutendste Leistung ist die Geschichte Preußens, welche 1792—1800 in 6 Bänden erschien.

Es hat nach ihm noch Niemand die gesammte Geschichte Altpreußens im Zusammenhange dargestellt und es hat den Anschein, als wenn die zahlreichen werthvollen Vorarbeiten der Neueren noch lange nicht zu diesem Resultate führen werden, da die Quellen der Zeit nach der Säcularisation noch ziemlich unzugänglich sind. Für diese Zeit ist Baczko unentbehrlich. Aber auch für die Ordenszeit hat sein ruhiges, unbefangenes und scharfes Urtheil und die angenehme Kürze seiner Schreibart große Anziehungskraft und Niemand wird das Buch ohne Befriedigung aus der Hand legen.

Feyerabend beschreibt ihn in den kosmopolitischen Wanderungen (1795—1798), Bd. 2, S. 163: „Seit seinem 20. Jahre sieht er das Tageslicht nicht und doch ist er ruhig und zufrieden. Er ist verheirathet und kennt das Gesicht seiner Frau nicht, ihr Charakter ist ihm freilich hinlänglich bekannt. Wenn man mit ihm über seine Unfälle spricht, so zeigt er eine so vollkommene Ergebung in sein Schicksal, daß man erstaunen muß. Ja er ist im Stande, darüber zuweilen anständig zu scherzen und die Vortheile weitläufig auseinander zu setzen, die ihm der Mangel seines Gesichtes gewährt. Er ist voller Schnurren und witziger Einfälle. Seine Urtheile sind so treffend, so wahr, selbst über Gegenstände des Gesichtes. Jedermann ist gerne in seiner Gesellschaft und bedauert, wenn er wieder geht. Was er einmal gehört hat, das behält er auf immer. An der Sprache erkennt er jeden wieder, mit dem er einmal in Gesellschaft war. Sein Fleiß, seine Herzensgüte, seine Großmuth, seine Menschenliebe erhalten ihm die allgemeine Achtung, die er unumschränkt besitzt.“

5. Reisen von Herrschern in Preußen nach der Säcularisation.

Herzog Albrecht hat zu Zeiten, als die Pest in Königsberg herrschte, wiederholt sich und seine Familie der gesunden Luft Masurens anvertraut; so hielt er sich 1528 mit der Herzogin Dorothea und seinem Pfarrer Poliander längere Zeit auf Schloß Ortelsburg auf; 1537 finden wir ihn zu gleichem Zwecke auf dem Schloß Neidenburg, 1538 zu Johannisburg, 1544 auf dem Schlosse Lötzen, im Herbste bei Oletzko in der Stradaunischen Wildniß, endlich 1549 in Poppen, einer Jagdbude.*)

Unter seinen Nachfolgern scheint **Johann Siegismund** (1608—1619) eine Vorliebe für Masuren gefaßt zu haben. Wir treffen ihn 1609 in Angerburg, 1611 befindet sich der Kurfürst in Ortelsburg und nimmt dorthin auch die aus England und den Niederlanden verschriebenen 16 „Instrumentalisten“ und 19 englische „Comödianten“ mit, für welche er aus Königsberg Kleidung bestellt, Hosen, Wamms und Mantel von weißem englischen Tuche mit schwarzen seidenen Schnüren, gestrickte weiße Strümpfe.**)

Der große Kurfürst hat Ortelsburg und Johannisburg nur im Herbste 1640 auf seiner Lehnsreise nach Warschau besucht. In Litthauen ist er nur als Kriegsherr erschienen. Als nämlich im Jahre 1677 die in Livland stehenden Schweden Preußen mit einem Einfall bedrohten und bei uns alle Männer von 20—60 Jahren, die Adligen mit Reisigen und Dienern, Ober- und Untergewehr, die Bauern mit aufgerichteten Sensen zur Landesvertheidigung aufgerufen wurden und im Winter 1678—79 dieser Angriff wirklich erfolgte, lagerte das schwedische Hauptheer in Insterburg, eine Abtheilung drang bis Assaunen bei Gerdauen vor. Als dasselbe die armen Städte Goldap und Angerburg mit unerschwinglichen Contributionen bedrohte, erschien der Kurfürst wie ein Retter in

---

*) Toeppen, S. 178.
**) Ders. S. 179.

der Noth, vor dem sich jene über die See nach Livland eiligst zurückzogen (Winterfeldzug).*)

Kurfürst Friedrich III. hatte 1698 mit dem König August von Polen eine Zusammenkunft in Johannisburg, wo jenem die Besetzung Elbings überlassen, ein ceremoniöse Schmauserei und eine große Hirsch- und Wildjagd abgehalten wurde.**)

Auch **Stanislaus Leschinski** hat auf Schloß Johannisburg zwei Besuche gemacht; er floh zuerst nach der Schlacht bei Pultawa 1709 dorthin und suchte auf dem Schlosse Sicherheit. Im Juli 1734 erschienen dann plötzlich zwei Fremdlinge aus Marienwerder, von denen der eine sich Oberst Seebach, der andere seinen Adjutanten nannte. Es wurde jedoch bekannt, daß es Stanislaus mit dem General Steinflieth sei, welche aus der Belagerung von Danzig entflohen und später in Königsberg Aufenthalt nahmen, auch 1709 die heilige Linde besuchten.***)

König **Friedrich Wilhelm I.**, dem das durch die Pest verödete Preußen seine Wiederherstellung und zu dem Zweck vielfache Colonisationen und Städtegründungen verdankt, hat Preußen und Masuren zweimal besucht. Zuerst zog er 1721 mit kleinem Gefolge nach Lyk, Schwentainen, Ortelsburg, Napiwoda, Neidenburg und von da nach Königsberg; er stieg kaum vom Wagen und begnügte sich überall mit dem einfachsten Nachtlogis (sogar in einer Scheune). Sodann kommt er im Juli 1739 über Marienwerder, Liebstadt, Rastenburg nach Litthauen, sowie nach Angerburg. Er brauchte für sich und sein Gefolge 200 Pferde, welche von Rosengarten über Angerburg bis Kunigehlen von Stadt und Amt Angerburg, sowie vom Amte Sperling gestellt wurden.†)

Friedrich der Große hat Masuren nur einmal besucht. Er fuhr über Marienwerder, Pr.-Holland, Mohrungen, Liebstadt nach

---

*) Toeppen, S. 261 und Hosäus der Oberburggraf Ahasverus v. Lehndorf S. 172, auch Schröder, Pr. Prov. Br. 1832, Bd. 7, S. 437.

**) Ders. S. 263.

***) Ders. S. 266, und Kolberg, Geschichte der h. Linde in Erml. Zeitsch. Bd. 3, S. 137.

†) Ders. S. 297.

Pr.-Eylau und von da nach Angerburg und Gumbinnen.*) Mit richtigem Blick ließ er im Spirdingsee das befestigte Kriegsmagazin Fort Lyk einrichten, um auch von Süden her bei einem etwaigen Einfall Schutz zu bieten. Sein Nachfolger ließ das Fort eingehen. Hoffentlich nimmt man in unseren Tagen den Gedanken wieder auf. Die Befestigung Königsberg's allein nebst Lötzen genügt nicht zur Deckung der Provinz; bei Lyk, Soldau und Allenstein sind befestigte Plätze dringend nothwendig.

König Friedrich Wilhelm III. veranstaltete bei Jerutten, unfern Ortelsburg, 1802 ein großes Manöver, welchem auch die Königin Luise beiwohnte, bei welchem des General Günther Bosniaken, plötzlich aus einer verborgenen Schlucht vorbrechend, den König unvermuthet gefangen nahmen, ein Scherz, wofür die hocherfreute Königin ihm den noch heute in der Kirche zu Jerutten aufbewahrten schwarzen Adlerorden anheftete.**)

Unter allen Herrschern hat **Friedrich Wilhelm IV.** die meisten Sympathien für Masurens Naturschönheiten verrathen und dasselbe nicht bloß öfter besucht, sondern ihm auch zu nützen gesucht, indem er in Verfolgung des Gedankens Friedrich's des Großen die Veste Boyen anlegte und Chausseen, Meliorationen und Canäle baute. Als Kronprinz besuchte er 1838 Sensburg und Willenberg, 1839 Orterlsburg und die Philipponencolonie in der Cruttinger Forst.***) Die für 1844 geplante Reise mußte des üblen Wetters halber eingeschränkt werden. Desto segensreicher war seine masurische Reise von 1845.†) Von Dönhoffstadt über Rastenburg kommend, berührte er am 3. Juli Sensburg, Rhein und Lötzen, am 4. Juli Lyk, dann Johannisburg, Nicolaiken und Lötzen, von wo er nach Königsberg zurückkehrte. Auf dieser Reise hat der König seine menschenfreundliche Theilnahme und sein Wohlwollen für die Bewohner in rührender Weise zu erkennen gegeben. Helfend

---

*) Preuß. Friedrich d. Große, Bd. 1, S. 150.

**) Toeppen, S. 378.

***) Ders. S. 454, N. P. P. Bl. 1865, S. 48.

†) In dieses Jahr scheint auch der Besuch des Schlachtfeldes bei Tannenberg durch denselben zu fallen, worüber A. M. S. 1868, S. 548.

und tröstend stieg er in die Hütten der Nothleidenden, die mehrjähriger Mißwachs drückte. Viele geflügelte Worte, zum Theil pikant, aus seinem Munde haben sich erhalten und verrathen die gute Laune, in welcher der König sich befand. Beträchtliche Chausseebauten wurden zur Linderung der Noth angeordnet und der Canalisation der Masurischen Seen wieder näher getreten.

Man sagt, der erste Gedanke sei der beste. Wenn das irgendwo zutrifft, so gilt es von unseren Canalbauten, doch ist dieser erste Gedanke noch wenig ausgeführt. Der kurfürstliche Oberst Philipp v. Chieze hatte den Mühlroser Canal (1662—68) erbaut und den Plan zur Anlage des Friedrichsgrabens zwischen Deime und Gilge (1671) entworfen, beides praktisch bewährte Einrichtungen. Da trat der Generalquartiermeister v. Scheidle 1681 mit dem Plane auf, „die zwischen dem Spirding- und Mauersee belegenen kleinern Seen, Talter-, Kott-, Schimon-, Hänsel-, Gurkel- und Löwentin-See, durch Canäle zu vereinigen, und dadurch eine neue Fahrt von Johannisburg nach Königsberg zu schaffen, damit man Bau- und Brennholz von Johannisburg bis Angerburg in sog. Gellen verbunden, flößen und so den Forsten Johannisburg, Puppen, Cruttingen, Nikolaiken, Grondowken Absatz verschaffen, sowie auch die Städte Angerburg, Insterburg, Wehlau, Tapiau und Königsberg mit Bau- und Brennholz versorgen könne." Dem Kaufmann leuchtet die Verständigkeit, dem mit den Höhenverhältnissen bekannten Techniker die Ausführbarkeit dieses Planes ein. Man ließ ihn ruhen. Die Kriegsräthe Unfried und v. Kanitz reichten den Plan 1703 wieder vergeblich ein. Der Ingenieur v. Collers und der Kaufmann Donet erboten sich, die Fahrt aus dem Spirdingsee nach dem Guberflusse, welcher sich bei Schippenbeil in die Alle ergießt, für 350,000 Rthlr. herzustellen; er wurde abgelehnt. Vor und nach dem siebenjährigen Kriege nahm der Präsident Domhardt*) die Sache in die Hand.

---

*) Joh. Friedr. v. Domhardt, ein Braunschweiger, geb. 18. September 1712, 1732 Pächter der Domaine Ragnit, 1740 Kriegsrath zu Königsberg, dann in Gumbinnen mit Aufsicht über Gestüt Trakehnen, 1756 Präsident der Litth. Kammer, 1772 Oberpräsident, † 1780 zu Worienen. — Sein Leben von Inster in Beitr. z. Kunde Pr. Bd. 1, S. 18.

Man wies ihm nicht nur die Ausführbarkeit, sondern bei 100,000 Rthlr. Kostenaufwand eine wahrscheinliche Jahreseinnahme von 12,000 Rthlr. nach und begann mit dem Johannisburger Canal. Allein die Ausführung verzögerte sich und scheint nicht sachgemäß bewirkt worden zu sein; die Gellen zerschellten auf den großen Seen und man hatte wenig Freude daran. Im Jahre 1765 wurden 5 Canäle zwischen Nikolaiken, Talter-, Kott-, Schimon-, Gurkel-, Löwentin- und Mauer-See fertig, je 48—50 Fuß breit und 7—8 Fuß tief, zusammen 1669 Ruthen lang. Doch waren sie nicht brauchbar und gegen Versandung und Verflachung zu schützen, so daß man die Flößerei aufgeben mußte und der Transport mit Schiffsgefäßen, welcher wegen der sechs Schleusen (bei Kieselkehmen, Darkehmen, Angerburg, Lötzen, Talten und Gusianka) beschwerlich war, erwies sich auch nicht als ausführbar.

Alle diese Projecte wurden bei der Fahrt des Königs 1845 besprochen und erwogen. Als derselbe 1852 wiederkam und im September von Königsberg nach Angerburg, Drengfurt, Barten, Dönhoffstadt, Bartenstein, Bischoffstein, Bischofsburg, Mensgut, Ortelsburg, Neidenburg, Hohenstein, Osterode und von dort nach Berlin zurückfuhr, war man über die Pläne noch nicht schlüssig geworden. Im Juni 1854 treffen wir ihn wieder in Angerburg, von wo er nach Lötzen und Rhein fährt. Hier besteigt er den Dampfer „Masovia" und fährt bei Nikolaiken vorbei nach dem Fort Lyk auf dem Teufelswerder, dann durch den Baldahn nach der Gusiankamühle und von hier zu Lande nach Johannisburg.

Als ich 1883 durch Gusianka kam, fand ich die Erinnerung an diese Reise des Königs noch lebhaft.

Kaiser Wilhelm hat Masuren einmal besucht und zwar 1861 nach der Huldigung und Krönung zu Königsberg, wo er bis Lötzen kam. Der **Kronprinz** hat 1863 zur Inspection der an der polnischen Grenze aufgestellten Truppen Johannisburg und Willenberg besucht.*)

---

*) Toeppen, S. 464.

6. Der Seesker Berg. (1878.)

Wir kamen von Szittkehmen und Dubeninken her an einem herrlichen Sonntage etwa 5 Uhr Nachmittags in Goldap an, das wir der Vorbereitungen zu dem Jahrmarkte halber, die dort getroffen waren, schnell verließen und uns auf einem Miethswagen in südlicher Richtung auf der nach Oletzko führenden Kunststraße im schnellsten Tempo, das die feurigen Rosse einschlugen, entfernten. Zur Rechten blieb Wilhelmsberg (720'), die Schwedenschanze und der Goldaperberg liegen. Sie erschienen wie ein ziemlich kahler, aber mit Kiefern besetzter Sandrücken, der eine besondere Anziehungskraft nicht ausübte, wiewohl von ihm die Aussicht auf die nördlich davon belegene weite Ebene nicht schlecht, und wohl derjenigen ähnlich ist, welche man vom Kallner Berge an der Chaussee unfern Insterburg, hinter Scherrewischken genießt, wo die nördliche Ebene deutlich zur Terrasse wird. Unser Weg führte bei Abrahamsruh vorbei. Zur Rechten und Linken erheben sich Hügel, zwischen denen der Weg ansteigt. Wir sind etwa 600 Fuß über dem Meeresspiegel. Eine Art Gebirgsluft, freier, leichter und reiner, als wir sie gewohnt sind, weht uns entgegen. Zur Linken treten am Horizonte in blaue Tinten getaucht die bewaldeten Höhen bei Duneyken und daneben als hervorragende Spitzen unsere beiden Bekannten, der Woitows- und der Dubeninker Berg wie Kastor und Pollux stets vereint hervor. Ueberall steht das Getreide in schönster Fülle und Pracht, das Heu liegt zu unsern Füßen geschnitten und duftet balsamisch. Die Hügel, denen wir begegnen, erscheinen um so unbedeutender, je höher wir uns selbst erheben. Von unserem Ziele, dem Seesker Berge, ist nicht eine Spur zu sehen, da theils der Dzingeller Wald, theils Hügel die Aussicht verdecken. Den Rosenberg, an dem wir dicht vorbeifahren, beachten wir kaum. Bald dahinter, kurz vor Dzingellen verlassen wir die Chaussee und fahren den Landweg rechts ab nach Willkassen. Dieses Dörfchen ist hochromantisch und unstreitig das hübscheste, das wir durchfahren. Es liegt theils an, theils auf dem Roßgartberg; bald können die Pferde den Wagen nicht hinaufschleppen, bald schießt er in die schaurige Tiefe an das Ufer

eines kleinen Sees, der 689 Fuß über dem Meeresspiegel liegt, zwar nicht so groß und so bläulich, wie ein Schweizersee, aber gewiß eben so anmuthig. Bei Magdalenenhof lassen wir den 870 Fuß hohen isolirten Kegel des bis oben zu dunkel bewaldeten Dreschberges zur Rechten liegen und gelangen endlich etwa 8 Uhr Abends in das Dorf Seesken. Erst ganz kurz davor wird eine große abgerundete Kuppe bemerkbar, welche unser Ziel ist. Wir fahren durch einen Theil des Dorfes bis hart unter den Berg.

Erst hier am Fuße desselben packt uns die ganze Gewalt des Gebirges. Der Berg hat die Natur, Form und Beschaffenheit des Rigi, nur daß dieser fünfmal höher ist. Die sächsische Schweiz zeigt ein anmuthiges Petit-Bild, aus dem der Scherz der Natur herauszulachen scheint und bei dessen Anblick der Mensch immer heiter bleibt. Vor dem Seeskerberge aber stimmt sich die Seele ernst und fühlt das Gewaltige, Großartige der Natur. Die ebenso plötzlich als unerwartet hervorspringende Mächtigkeit der Erscheinung packt und überwältigt. Die Sohle des Berges ist durch ein theils zur Wiese ausgetrocknetes, theils im Reste noch stehendes Gewässer ausgespült; man steigt zum Fuß desselben hinunter, unter die ca. 600 Fuß erhabene Durchschnittserhebung des Bodens und deshalb macht der Berg, von dessen Fuß aus betrachtet, den Eindruck größerer relativer Höhe, als er in Wirklichkeit hat. Was man beim Rigi doch nur aus der Ferne beobachten kann, die Contur und Formation der einzelnen Theile, das kann man hier fast mit einem Blicke und als Ganzes übersehen. Die Umrisse des Rigi erscheinen eckig, der Berg hat ein Streben nach der Spitze: Der Seeskerberg ist, von unten aus gesehen, mehr sanft gerundet und domartig gewölbt. Wie jener schweizerische Berg zerfällt auch der Seesker in zwei Abschnitte. Man erklimmt erst den kleineren Theil, kommt auf eine Art Plateau, steigt dahinter wieder hinab und erklimmt den größeren Theil des Berges. Das Aufsteigen ist nicht schwieriger, aber auch nicht leichter als beim Rigi.

Der Berg scheint ehemals stärker bewaldet gewesen zu sein. Die vielen Baumstümpfe von unten bis zu seinem Gipfel hinauf, deuten darauf hin. Gegenwärtig ist er nur mit Strauch wenig besetzt. Das Merkwürdigste sind die colossalen Steinmassen, die

ihn vom Fuß bis zum Gipfel bedecken oder — nach den zurückgebliebenen Vertiefungen zu schließen — jedenfalls vor nicht langer Zeit bedeckt haben. An seinem Fuß lag ein Granit von drei Meter Länge und zwei Meter Breite und Tiefe, der noch ebenso tief in der Erde stecken mag und anscheinend einmal längs dem Berge herabgerollt ist. Einen fast ebenso großen Block fanden wir auf dem Gipfel. Woher kamen und wo blieben die Wasser oder die Eisberge, welche solche Blöcke in eine Höhe von fast tausend Fuß trugen?

Den Gipfel bildet ein wohl mehrere Morgen großes Plateau, auf welchem neben verschiedenen kleinen Kiefern mehrere Haufen runder Kopfsteine auffielen, die offenbar künstlich zusammengetragen sind und vielleicht unter sich alte Preußengräber bergen. Sich auf dieser Höhe, im Angesichte fast des halben Preußenlandes, fern vom Getümmel der Welt in dieser großartigen herrlichen Natur begraben zu lassen, dort sterben zu wollen, das verräth einen erhabenen Geist. Die Edlen der alten Preußen wählten mit Vorliebe den Aufenthalt auf solchen hohen, vorspringenden Bergen, wie die unzähligen Schloßberge beweisen.

Die Aussicht ist gegen Süden, Südosten und Südwesten völlig frei, gegen Norden wird sie durch die Fortsetzung des Bergzuges auf Grabowen zu verdeckt. Der Blick nach Süden ist ebenso großartig, wie bezaubernd. Er schweift über eine unendliche Fläche, über einen Wald und den andern und die dazwischen liegenden Flächen, bis sich der Horizont in blauen Tinten verliert. Auch mit Hilfe eines guten Fernrohrs wurde die Grenze nicht deutlicher. Weiße Schindeldächer, die ab und zu auftauchen, und den polnischen Dörfern eigen zu sein pflegen, lassen erkennen, daß man gegen Südosten ein gut Stück Polens vor sich hat.

Kühle Gebirgsluft und das duftige Aroma, das von gewürzigem Haidekraut herrührt und sich im Geschmacke der vielfach wachsenden großen Erdbeere wiederfand, erinnerte mit Macht an die Alp. Wir waren alle in gehobener, feierlicher Stimmung, in der wir voll Andacht den Moment herankommen ließen, in welchem der letzte goldene Sonnenstrahl im Westen entschwand. — —

Um den Seesker Berg zu besuchen, fährt man jetzt — nach-

dem die Eisenbahn auf Lyk inzwischen seit Jahren eröffnet ist — am bequemsten bis hinter Goldap zur Station Kowahlen und eilt von da die kleine halbe Meile zu Fuß. Damen möchte ich bei dem Besuche indessen zur Vorsicht mahnen, damit es ihnen nicht ergehe, wie meiner lieben Frau. Als ich diese später einmal mit Hilfe meiner erwachsenen Söhne glücklich hinaufgebracht hatte und wir uns im Beschauen und — Steinklopfen vertieften, entschwand sie uns, vermuthlich war sie voraus nach unten gestiegen. Wir fanden sie aber unten nicht, umkreisten den Berg wohl zwei Stunden lang, stiegen wiederholt hinauf, bis wir endlich am entgegengesetzten Ende einen Punkt mit einem Taschentuche winken sahen und hinabgestiegen, sie am Fuße des Berges ebenso in Angst wiederfanden, wie wir selbst es waren. Sie war am falschen Ende hinabgestiegen und fand sich nun in dieser wildfremden Welt ganz allein. Man sieht daraus, daß der Berg doch etwas größere Dimensionen hat, als man glaubt.

7. Rhein und Nikolaiken. (Pfingsten 1883.)

Die rothfingerige Eos grüßte uns Vier, die wir fröhlichen Gemüths den Wanderstab ergriffen hatten, in dem freundlichen Städtchen Rhein, dessen Einwohner sich noch des süßen Morgenschlummers erfreuten.

Groß ist ihre Zahl nicht (ca. 1300), doch haben sie ihrem zwischen Oloff und Rheinsee gelegenen Städtchen ein so freundliches Ansehen zu geben gewußt, daß es mir als eins der niedlichsten und saubersten von Ostpreußen erschien. Einen Bergabhang hinab, über einen eckigen Marktplatz, an welchem Fleischer's Hotel mit schattigem Laubensitz vor der Thür zur Rechten blieb, während links auf stolzer Höhe das ehemalige, jetzt zur Strafanstalt umgewandelte Ritterschloß in modernem hellem Putze mit seinen Zinnen einen imposanten Anblick gewährt, führt die einzige Straße nach Süden durch hübsche, frischgetünchte Häuser, welche fast ohne Ausnahme mit einer zum Gärtchen führenden Veranda oder Laube geschmückt waren. Einige Holzläger und ein langer, mit Brenn-

holz beladener Boydak (Reisekahn) auf dem hart an der Stadt liegenden See deuten auf den Holzhandel als Haupterwerbsquelle des Ortes hin. Der Rheinische See hat flache, sandige Ufer ohne Wald und schlängelt sich schmal nach Südwest, so weit das Auge reicht. Er hat eine Tiefe von 78 Fuß und steht in unmittelbarer Verbindung mit dem Talter See (bei dem Dorfe Talten 120 Fuß tief), der sich 2—3 Kilometer südlich von Nikolaiken mit dem Spirdingsee verbindet und hier eine Tiefe von etwa 60 Fuß hat. Eine Dampfschiffsverbindung zwischen Rhein und Nikolaiken existirt zur Zeit nicht, ist aber leicht herzustellen. Zur Zeit ist der Verkehr noch nicht entwickelt genug, wohl aber giebt es eine Dampfschiffsverbindung von Nikolaiken nach Lötzen vom Talter See aus vermittelst des Talter-, des Grünwalder-, Schimonker Canal durch den Jogodner See nach dem Löwentin bis Lötzen. Freilich ist dieselbe keine regelmäßige und Personenverkehr findet auf ihr fast gar nicht statt, doch setzt sie sich auch von Nikolaiken fort, einmal südöstlich vermittelst des Spirdingsees durch einen Canal nach dem Roschkesee bis Johannisburg uud dann südwestlich durch den 78 Fuß tiefen Baldahnsee bis zur Schleuse bei Guszianka, wo ein Bahnhof der Johannisburg-Ortelsburger Bahn im Bau begriffen ist. Der Handel der Gegend ist hauptsächlich Holzhandel. Der Fischhandel, welcher früher hier blühte, befindet sich ganz in den Händen polnischer Juden, welche die Fischerei der Seen gepachtet haben und dieselbe so scharf ausnutzen, daß der Ertrag von Jahr zu Jahr geringer wird. Wenn man denkt, wie reiche Fischerträge diese Seen zur Ordenszeit lieferten, scheinen schärfere gesetzliche Schritte gegen die gänzliche Zerstörung dieser Nutzung geboten zu sein.

Die Fußwanderung auf der langgestreckten, kahlen und vielgewundenen Kunststraße von Rhein nach Nikolaiken wurde beschwerlich und wir waren herzlich froh, als wir gegen 9 Uhr von der Höhe über Nikolaiken einen südlich von dunkelen Waldungen begrenzten silberhellen Streifen des Spirdingsee's erblickten, auf welchem sich die Wolke eines Dampfers zeigte. Das Städtchen,

dessen Stadtrechte aus dem Jahre 1722 datiren, aus der Zeit, in welcher Friedrich Wilhelm's I. wohlwollende Absicht einer Menge ostpreußischer Flecken zwar zum Namen, aber leider nicht zum Wesen, dem Wohlstand und der Entwickelungsfähigkeit der Städte verhalf, machte auf uns von Norden Eintretende um so weniger einen freundlichen Eindruck, als sein Markt unregelmäßig bebaut und in Folge des eben abgehaltenen Wochenmarktes nicht gerade sauber war. Die ca. 130 Schritt lange, mit zwei sechsschrittigen Zugklappen versehene Holzbrücke über den See nach der Vorstadt ist noch das Eigenthümlichste. Dagegen bietet sich dem des Weges weiter gen Pradowen Schreitenden von der Höhe herab rückwärts ein selten liebliches Landschaftsbild dar. Die rothen Gebäude im Thal zwischen dem blinkenden See und grünen Wiesen lagernd, zur Rechten die dunkele Forst am Rande des am Horizonte verschwindenden Spirdingsee's aufragend, der blaue Himmel über uns, dazu eine sehr reine und erquickende Luft gewähren für die Strapazen der Fußreise eine reiche Belohnung. Der redselige Förster emeritus Ritter, der uns dort oben in seine Behausung führte, pries die Gegend als zur Stärkung Genesender und kränklicher Leute sehr geeignet und mehrfach bewährt und es schien das sehr wohl glaublich. Nunmehr ging es zu Wagen unter Ritter's des Jüngeren Führung durch die herrliche alte Nikolaiker Forst nach dem Gartensee, dessen liebliche Waldufer in ihrer vielfachen Abwechselung der Farben und der Baumgruppen — bald Laub-, bald Nadelholz — für den Maler ein wahres Muster, für den Naturfreund eine wunderbare Erquickung bilden. Auf den Waldwiesen weideten die Kuhheerden, der Kukuk rief, die Spechte klapperten, die Abhänge erglänzten bald gelb von Frühlingsblumen, bald blau besät mit viola canina, und langbärtigen Glockenblumen. Immer durch die dichtbestandene Forst ging es, endlich bergab zur Waldfähre bei Würzbach, wo die von der Schenke drüben aufgerufenen Fährleute endlich erschienen und in mehr als halbstündiger Arbeit den Wagen auf ihrem Prahme an der durch den See gelegten Kette hinüberzogen. Wir richteten unser Ziel auf Omifrigowen, wo ein Frauenkloster der Philipponen sein sollte. In der Nähe

erkannten wir, daß dasselbe nur aus einigen elenden Hütten besteht und erfuhren, daß die wenigen Insassen im hohen Grade unreinlich und von Ungeziefer beladen seien, ihre Betstube auch nur mit den einfachsten Papierbildern beklebt sei und jedes andern Schmuckes entbehre, weshalb wir auf den Besuch des weithin am Waldesrande gelegenen, schwer erreichbaren Klosters verzichteten und uns beeilten, in Gr.-Weissuhnen durch guten Kaffee und Pfingstkuchen den leiblichen Bedürfnissen Genüge zu leisten und dann neugestärkt beim Schein der sinkenden, durch die Bäume strahlenden Sonne den Waldweg neben dem kleineren Guszianseee nach Guszianka zu fahren, einem beliebten Ziele der dortigen Naturfreunde und dem Hauptpunkte des Holzhandels, dessen sich Lötzener Kaufleute bemächtigt haben. Zwischen dem Guszian und dem nur durch Fährstraße und Schleuse davon getrennten Baldahnsee macht sich ein Niveauunterschied von etwa 10—15 Fuß geltend, welcher für die Schifffahrt durch eine mit Flügeln versehene Schiffsschleuse, wie bei Bromberg oder Groß-Bubainen ausgeglichen und andererseits als Triebkraft für eine großartige Holzschneidemühle verwendet wird. Guszianka, zugleich Sitz eines Oberförsters, pflegt wegen seiner Naturschönheit von Lötzen aus als Vergnügungsort per Dampfer benutzt zu werden, indem eine fröhliche Gesellschaft einen Dampfer miethet und hierher steuert. König Friedrich Wilhelm IV. hat dem Orte auch einmal die Ehre eines Besuches geschenkt.

Bald erreichten wir die Kunststraße und zugleich das Planum der Johannisburg-Ortelsburger Eisenbahn, deren Trakt erst geebnet war, Schienen und Gebäude fehlten noch zum Theil; die Bahnarbeiter hatten sich daneben in Erdhütten häuslich eingerichtet, was der durchweg ärmlichen, polnischen Bevölkerung nicht viel Entsagung kostete. Abends langten wir in Alt-Ukta an, wo wir übernachteten. Der Ort liegt hoch und freundlich am Krutinnaflüßchen, hat auch eine Glasfabrik. Eine Papierfabrik in der Nähe ist vor Kurzem eingegangen.

Das Interessanteste ist das unsern davon hinter Eckertsdorf am waldigen Dußsee belegene Philipponenkloster, dem wir am Tage darauf einen Besuch abstatteten. Zuvor passirten wir

Eckertsdorf, welches uns gleich wie eine Welt anderer Menschen anhauchte. Blockhäuser aus runden geschälten Stämmen, deren Ecken ineinandergezwickt waren, wie wir sie hier vielfach sehen, sind hier zu Lande nicht üblich. Der russische Pflug, der dort stand, ist auch ungewöhnlich. Die Männer tragen das grobe weißleinene Hemde über dem Beinkleid als Oberkleid mit einem Riemen umschnallt, dazu lange Stiefel und eine viereckige Mütze geben den breitschultrigen hohen Gestalten mit dünnen schwarzen Bärten und dunkelem Haar und Teint ein groteskes Aussehen.

Andrerseits erschienen Mädchengestalten, blond, schlank, ganz in einfachen weißen Baumwollenstoff gekleidet, mit bleichen Gesichtern wie schwärmerische Phantasten, mit sanftem Blick ohne Lächeln, aber auch ohne Härte.

Es stand am Wege eine griechische Kapelle in Holzblock gebaut mit kleinen oben offenen Thüren, darüber das griechische Kreuz in großer Form. Dasselbe zeigt unser Kreuz, kurz über und weit unter dem Querbalken je einen kürzeren Querbalken, von denen der untere nicht horizontal, sondern schräg geneigt und aus der Fläche mit der oberen Ecke etwas vorspringend erscheint.

Nachdem wir noch im Walde nebenan die berühmte Linde, deren Wurzeln in einen unter ihr lagernden großen, gesprengten Stein vielfach hineingewachsen waren, in Augenschein genommen, fuhren wir zu dem eigentlichen Kloster, das von einer weißen Mauer rings umschlossen schräge gegen den tiefer gelegenen Dußsee hingestreckt liegt und die Klosterkirche, dahinter einen großen mit besonderer Mauer abgeschlossenen Friedhof, neben der Kirche das Wohnhaus und dahinter ein aus vier Ställen mit 12 Pferden, 3 Kühen, einigen Schweinen und Federvieh bestehendes Wirthschaftsgehöft umfaßt.

Die Zahl der Philipponen soll jetzt etwa 3000 betragen, welche in verschiedenen Ortschaften herum verstreut wohnen, im Kloster selbst fanden wir etwa ein Dutzend großer Männer und kleiner Frauen zusammenwohnend. Der grüne Thorweg mit dem grünen griechischen Kreuz, daneben blaue Glasglocken und ein Heiligenbild, öffnete sich und ein stämmiger baarfüßiger und baar-

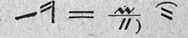
häuptiger Pförtner, mit weißem (wenn auch nicht ganz reinlichem) Oberhemde und langem dunkelen Haare meldete uns dem Vorsteher und Popen, Mikel Kapriano (zu deutsch Mistfinke), welcher bald darauf erschien. Er war in dem besten Mannesalter und fast ebenso gestaltet wie der Pförtner, nur etwas vornehmer und gestiefelt. Leider sprachen beide nur polnisch und da wir dieser Sprache nicht mächtig waren, mußten wir uns unseres Kutschers als Interpreten bedienen. Die Philipponen waren gesprächig, gutmüthig und mittheilsam, drückten sich offenbar auch geläufig und gewandt aus, der Kutscher hörte ihnen lange zu, verstand aber wenig und gab noch weniger an uns wieder ab, sodaß wir uns meist auf die Wahrnehmung unserer Augen beschränken mußten. Von dem Ungeziefer, weswegen sie verschrieen sind und das auf ihrem Glaubenssatz, kleine Thiere nicht ohne Noth zu tödten, zurückgeführt wird, war nichts zu spüren. Das Kloster ist ein einfaches, weiß getünchtes Backsteingebäude, nach der Art einer Dorfkirche, mit rothen Dachsteinen gedeckt; umgeben von einem Obstgärtchen. Die Altarseite steht nach Norden und ist von dem großen griechischen Kreuze auf kleinem blauen besternten Thürmchen überragt; die Thurmseite steht nach Süden zu und hat einen etwas erhöhten, an den Seiten offenen, mit Geländer, oben mit grünem Spitzdache versehenen Glockenthurm, von welchem ein vierstimmiges, helles und melodisch abgestimmtes Geläute auf unsern Wunsch erscholl.

Wir traten durch die Thür in der breiten Seite in das Gebäude ein, welches ein Quergang in zwei Hälften trennt; rechts davon befinden sich 3—4 einfache Klosterzellen, welche bewohnt werden, links der dem gemeinschaftlichen Gottesdienste gewidmete Raum. Im Gange lagen Kartoffeln aufgehäuft, die Zellen waren ganz roh ausgestattet und wenig reinlich. In der einen stand eine Frau mit den Zubereitungen zum Mittagsessen beschäftigt, in einer andern lag auf einem Bette eine kleine Frauengestalt in buntem Aufputze mit dunkelbraunem Haare und dicken Zöpfen, die uns den Rücken zukehrte und sich auch nicht rührte. Wie Kapriano erzählte, war es eine fast neunzigjährige Philippone,

die regelmäßig in dieser Stellung verharrt. In einer dritten Zelle stand ein roher Schrein, in welchem die Ueberhänge für den Gottesdienst hingen.

Wie bei den Juden Mäntel und den katholischen Priestern gold- und silbergestickte Ueberwürfe, so sind auch bei diesen Sektirern für den Gottesdienst Ueberhänge um den Hals und über die Brust üblich. Hier bestanden sie in unscheinbaren, einfachen Wollenstreifen, schwarz oder roth. Der Pope selbst hüllt sich beim Gottesdienste in einen schwarzwollenen Talar ohne Kragen, gleich dem unserer Gerichtsschreiber, nur entbehrt er der geschmacklosen weiten Aermel desselben.

Durch eine doppelte Glasthür tritt man in den hohen würfelartigen Andachtsraum, der mit Ziegel ausgelegt und rechts und links durch einfache hochangelegte Fenster genügend erhellt ist. Rechts vom Eintritt steht ein großer roher Lehmofen, der zugleich als Backofen von außen benutzt wird. Der ganze Raum ist blaugrau getüncht, die Wand gegenüber dem Eintretenden dicht besetzt mit Bildern auf Holz, in bunten Farben, an einander befestigt. Sie stellen Scenen aus dem neuen Testament, das Abendmahl, Maria und Magdalena, die Kreuzigung und Auferstehung, vor allem aber die Evangelisten Matthäus und Markus mit dem stereotyper Weise wiederkehrenden Heiligenschein dar. Vor dieser Wand ist der Fußboden etwa ½ Fuß erhöht, darauf steht der einfache, mit rother Tuchdecke gedeckte tischartige Altar, auf welchem ein Kreuz und zwei große, kostbar ausgestattete russische Bibeln mit Bildern liegen. Daneben ein broncenes Taufbecken, ein Paar Leuchter, einige einfache Holzbänke und die Ausstattung ist fertig. Die bunten Fenster, die Fahnen, der hohe Altar, die Kanzel unserer Kirchen und vor allem die Orgel fehlt ganz. Der Gottesdienst wird zwar durch Gesang eingeleitet, entbehrt aber jeder Begleitung durch Instrumente.

Man zeigte uns eine Menge Gesangbücher, jedes für einen besonderen Act, für die Taufe, die Hochzeit, ein Begräbnißbuch, alle in russischer Sprache, zum Theil Handschriften und hohen Alters, mit Noten eingedruckt  (ll V). Der Pope

sang mir die Tonleiter o re mi fa sol mit dieser Bezeichnung vor. Von einem der Wandbilder entnahm ich das bekannte oben mit zwei wagerechten und unten einem schrägen Querbalken versehene Kreuz und dessen Einschrift.

Das th (z. B. in Matthaeus) sprach Kupriano wie ph aus und sagte stets Maphaeus. Soviel ich durch das Ungeschick unseres Interpreten herausbekommen konnte, stammte die Secte aus dem Innern Rußlands und wurde Anfangs der Jahre 1830 von Friedrich Wilhelm III. bei uns mit freiem Lande ausgestattet, weil dieselbe eine mustergiltige Landwirthschaft triebe, was sich indessen nicht bewährt hat. Die Philipponen treiben zwar vielfach Ackerwirthschaft, haben es aber zu keinem Wohlstande gebracht und hauptsächlich von den reichen Zuschüssen gelebt, die ihnen einzelne Wohlthäter aus Rußland regelmäßig zusendeten. Das Bild eines dieser alten Herren mit langem weißen Barte, der in Moskau gelebt haben soll, hängt in Stahlstich an der Wand. Seit etwa zehn Jahren hat man ihnen jedoch diesen Zuschuß entzogen, weil der Pope sich reglementswidrig verheirathete und seitdem ist die Secte herabgekommen. Auf den Forstgerichtstagen in Nikolaiken, Johannisburg und selbst in Angerburg sind sie als die hauptsächlichsten Holz- und Wilddiebe berüchtigt. Sie taufen ihre Kinder mit Oel und sollen wegen der ihnen nicht zusagenden Leichenverbrennung aus Rußland geflohen sein.

Kupriano führte uns in die in einem kleinen Seitenzimmer befindliche Bibliothek. Diese ist vollgepfropft voll Gesetzesbücher in russischer Sprache und voll alten Bibeln und Gesangbüchern, zum Theil anscheinend kostbare alte Handschriften. — Früher sollen die Philipponen ihre Besucher mit hölzernen Löffeln beschenkt haben, jetzt ließen sie sich kleine Geldgeschenke gefallen.

Um einen wissenschaftlichen Ueberblick zu gewinnen, lohnt es sich, in den Preuß. Provinzialblättern, III. Folge, Bd. 9, 10 u. 11 oder Beheim-Schwarzbach's Colonien S. 463 nachzulesen.

Der religiöse Fanatismus, diese Abart des gemeinen Wahnsinnes, verblendet die ruhige Ueberlegung der Menschen, daß sie ganz äußerliche und gleichgiltige Förmlichkeiten für das Wesen

der Sache halten und sich daran anklammern. Dem Schoße der griechisch-katholischen Kirche entsprungen, liefern die Philipponen dazu einen schlagenden Beweis. Bald nachdem der heilige Wlademir die Russen im Dniepr getauft hatte, lehrte ein Mönch, man dürfe das Halleluja nach den Psalmen — nicht drei-, sondern nur zweimal singen, der Täufling sei um den Taufstein, die zu Trauenden um das Betpult nicht — was Sünde sei, — von Süden nach Norden, sondern gemäß dem Sonnenlaufe von Osten nach Westen, von links nach rechts zu führen, vor Allem aber dürfe das Zeichen des Kreuzes nur mit dem Daumen und den letzten beiden Fingern geschlagen werden, während Zeige- und Mittelfinger eingedrückt werden. Diese Neuerungen fanden viele Anhänger und trennten diese Neugläubigen von der Hauptkirche, die sogenannten Raskolniken (Raskol = Spaltung), oder wie sie sich selbst nannten, Rechtgläubigen (Sterowerzi oder Prawoslewünje). Im 14. Jahrhundert spaltete sich diese Secte wieder. Ein Bauer, Kary Strigolnik, lehrte, der Priesterstand sei verwerflich, die Beichte ebenso, nur der Erde habe man seine Sünde zu bekennen. Er wurde ertränkt, aber seine Secte lebte und verbreitete sich über die Ostseeprovinzen. Die Reformation gab die Veranlassung zu einem größeren Schisma. Der Vater Peter's des Großen ordnete 1654 eine Revision der corrumpirten Kirchenbücher, Gesang-, Gebetbücher und Bibelübersetzungen an und das Concil zu Moskau unter Vorsitz des Patriarchen Nikon beschloß und führte die Revision in zwei Jahren aus. Das empörte die Sectirer, Nikon wurde ihr Antichrist, mit seinen Anhängern, den Nikonianern, meiden sie jede Lebensgemeinschaft. Wahrscheinlich ist die alte Bibliothek, die wir in Eckertsberg sahen, die jener Commission vorenthaltene Gebetbüchersammlung oder ein Theil derselben. Die Eigenthümlichkeiten der Raskolniken bildeten sich weiter aus: den Namen Jesus schreiben und sprechen sie Issus, statt des gewöhnlichen Kreuzes bedienen sie sich eines solchen mit 8 Spitzen,*) Messer und Scheere darf den Bart nicht berühren, nur altrussische Tracht wird getragen,

---

*) Beheim, S. 464.

weltliche Malerei und italienischer Gesang verachtet. Abarten wurden die Molokanen (keine Fleischspeise Essende), die Skopzis (Eunuchen) u. a. Peter der Große wollte diesen Wunderlichkeiten mit Gewalt entgegentreten und vertrieb damit einen Theil; ein anderer setzte sich in offene Opposition. Das Hauptcentrum dieses war das noch heute bestehende Kloster Wyg, erbaut 1694 vom Kirchendiener Daniel Wikulin. Dasselbe gelangte zu Ansehen und Reichthum und gab mancher Tochtercolonie das Leben, z. B. den Pomoränen, welche sich um die Cultur des Bodens und Handels verdient machten, den Theodosiern, welche noch am Anfange dieses Jahrhunderts in Moskau 10,000 Personen, in Petersburg 1000 Mann stark waren, und auch den Philipponen.

Ein Bauer Philipp, Mönch dieses Klosters, wurde, als er nicht, wie gehofft, zum Vorsteher desselben gewählt worden, Stifter einer besonderen Secte und erklärte seine bisherigen Genossen, die pomorischen Brüder, für abtrünnig. Er fand etwa 60 Anhänger, die sich nach ihm Philipponen oder nach ihrer Haupteigenthümlichkeit des freiwilligen Todes durch Feuer oder Hunger die Brenner (Soschigatelli) oder Todmacher (Morelsczabout) nannten und in den Gouvernements Nowgorod, Olonetz, Archangel und in Finnland ausbreiteten. Zu ihren Eigenthümlichkeiten soll ferner gehören, daß sie jede Aufschrift am Kreuze verwerfen (doch habe ich solche darauf über der Capelle von Eckertsberg und auf einem Kreuze in der Kirche daselbst selbst gelesen) und im Punkte der Ehe milder Auffassung folgen. Sie lassen eine durch den Popen der Staatskirche eingesegnete Ehe gelten, nur muß der Betreffende sich siebenmal büßend mit den Worten verbeugen: „Verzeihet, heilige Väter und Brüder, daß ich armer, sündiger Mensch, durch die Noth gedrungen, mich in einer ketzerischen Kirche trauen ließ.“ Oft haben sie sich gruppen- und truppweise verbrannt. Das Fasten spielt eine große Rolle und wird bei Neubekehrten gern gesehen, die wie Christus in der Wüste 40 Tage fasten sollen, was natürlich den Tod zur Folge hat. Philipp zog später nach Weißrußland in Polen und wurde dort als Wüstenheiliger verehrt; es schlossen sich ihm andere Raskolniken an. In Polen kümmerte

sich Niemand um sie, man ließ sie von oben her unbehelligt, was ihren Fanatismus milderte und die religiösen Selbstmorde fern hielt, während der Druck von oben in Rußland den Fanatismus schürte. Sie zeigten sich in Polen in den Gouvernements Wilnow, Witebsk und Augustowo und waren als ruhige stille Leute und fleißige Feldarbeiter bei den Besitzern und den Administrationen der Tafelgüter beliebt. Gern ließen sie sich in Wäldern nieder, die sie für ein Billiges erstanden und fern von jedem Späherblicke cultivirten. Sie zahlten Grundsteuer und auch an die katholischen Pfarrer die Kalende. So haben sie gesühnt, was der Fanatismus ihrer Gründer verwirkt hat. Man zählte 1863 in Rußland 750,000 Philipponen. Von der dritten Theilung Polens 1795 bis zum Tilsiter Frieden 1806 war ein Theil derselben im preußischen Unterthanenverbande, nachher wurden sie Zugehörige des Herzogthums Warschau. In dieser Zeit wanderten viele, in Rußland zum Kriegsdienst herangezogene Philipponen, um diesem zu entgehen, nach Suwalki, Augustowo, Segny und Longa. Als auch diese Gegenden später russisch wurden und den dortigen Philipponen zugemuthet wurde, im Heere zu dienen, empörten sie sich über diese Zumuthung: der Soldatenstand zwingt zur Preisgebung formeller Bestimmungen, sie hätten den Bart scheeren, den Fahneneid leisten, die Kleidung ändern, an Feiertagen arbeiten müssen, auch, wogegen sie sich am meisten sträubten, die Civilstandsacte annehmen müssen. Zweihundert Philipponen erklärten unter dem Starik Jafim Borissow, lieber auswandern zu wollen, richteten ein bezügliches Gesuch an den König Friedrich Wilhelm III. und erhielten in der Cabinetsordre vom 5. December 1825 eine Zusage unter der Bedingung, daß sie sich auf uncultivirtem Boden in Litthauen und Ostpreußen ankaufen würden; die erste Generation sollte auch vom Kriegsdienst frei bleiben. In der Johannisburger Forst wurden große Striche zum Verkauf gestellt und Termine dazu anberaumt. Es fanden sich jedoch keine Käufer. Die Philipponen hatten es mit dem Uebersiedeln gar nicht eilig, erst nach 6 Jahren, 1831, wurden die Engagementsbedingungen über den Ankauf der Ländereien zu Eckertsdorf aufgenommen, und hierher

ging Sidor Borissow, der Bruder des Stariks von Glebokinow, mit dem Gros der eigentlichen Fanatiker. Der erste Ansiedler war ein gewisser Onufri Jacublew. Es wurden den Philipponen 6 Quadratmeilen = 5047 Morgen à 5 Thlr., zusammen für 24,084 Thaler verkauft, wovon sie nur 9124 Thlr. anzahlten. Sie erhielten Freijahre und Erlaß des Eingangszolles für ihr Haus- und Wirthschaftsgeräth. Sie fanden fischreiche große Seen, auf denen sie der ihnen sympathischen Fischerei obliegen konnten, und Holz in großer Menge; Wärme ist ihnen Lebensbedürfniß. Doch ging die Einwanderung langsam von statten, bis die polnische Revolution sie trieb.

Als Colonien erhoben sich folgende Ortschaften: Omifrigowen (Wilhelmshuld), Piasken, Schönfeld, Feodorowo (Buchenwald), Pietrowo (Birkenhain), Eckertsdorf, bei Ukte-Schlößchen (Zameczeck), Nikolaihorst, Galkowen, Kadzilaven. Die bedeutendsten Colonien waren Eckertsdorf mit 1504 Morgen, dann Omifrigowen mit 789 und Schönfeld mit 722 Morgen. Sie behielten übrigens nur in Preußen den Namen Philipponen bei. In Oesterreich nannten sie sich Lipowaner, in Rußland Starowierzy (Altgläubige), in Polen Knozagy. Ihre Zahl festzustellen, war nicht leicht, weil sie sich aus religiöser Scheu oder aus Furcht vor Besteuerung der Zählung entzogen. Man zählte 1834: 472 Personen, 1840: 988, 1842 deren 1277. Unter den 1840 ermittelten 988 waren nur 790 eigentliche Philipponen, der Rest griechische oder römische Katholiken, auch 130 Evangelische waren mitgekommen. Familien gab es 141, davon verheirathet 60 Proc. weibliche, 49 Proc. männliche Personen. Die meisten (151) waren aus Witebsk, 144 aus Augustowo, 74 aus Wilna, der Rest aus Riga, Ritau, Pskow eingewandert. Die Regierung mußte sie durch Strafandrohung zwingen, Familiennamen anzunehmen. Im Jahre 1840 hatte erst ein Einziger einen solchen, jetzt entstanden alle möglichen, nach Vornamen oder Gewerben, z. B. Philipkowski, Danielowski, nach Geburtsnamen Drosdowski, nach dem Gewerbe Rybas (Fischer), Kusnierz (Kürschner), häufig Thiernamen, als Slowik (Nachtigall), Zajoniz (Hase), Lis (Fuchs); ein Abgebrannter nannte

sich Pogorzelski. Schwierig war es, die Töchter dem Schulzwang einzuverleiben. Als 1843 die erste Aushebung zum Kriegsdienst stattfand, drohten sie auszuwandern, doch wurden sie ihre Grundstücke nicht los. Als man den Ausgehobenen aber beim Militär gestattete, ihre Bärte zu behalten, wurden sie gefügiger. Man zählte 1846 1234 Köpfe, 1849 nur 866. Schnell, wenn auch nicht sehr regelmäßig, bauen sie ihre Hütten auf, worin sie auch die russischen Dampfbäder nicht vergessen. Emsig sind sie in der Ausrodung der Wälder. Sie verabscheuen Spirituosen, rauchen nicht, sind sparsam und haushälterisch. Sie schwören (vor 1879), die linke Hand auf die rechte Brust legend und die rechte Hand gen Himmel streckend, mit den Worten: Jey, jey! (ja, ja!) Die Ehe ist ihnen kein Sacrament, die Frau nimmt in der Ehe des Mannes Vornamen an, der Mann darf vor 20 Jahren nicht heirathen. Er stiehlt scherzweise die Braut aus dem Hause der Eltern. Leicht, wie die Eheschließung, soll auch die Scheidung gewesen sein (?). Testamente sind ihnen unbekannt, die Mädchen haben kein Erbrecht, sondern erhalten nur eine Ausstattung. Durch vielfache Mischehen mit Evangelischen sind ihre Absonderlichkeiten etwas abgeschliffen. Da der Mann sich aber scheute, die evangelische Kirche zu betreten, so wurden diese Mischehen nur dadurch möglich, daß die Frau durch Wiedertaufe zu den Philipponen übertrat.*)

Man gelangt zu den Philipponen am einfachsten mittelst der Ortelsburg-Johannisburger Eisenbahn, die man auf der Alt-Ukta zunächst liegenden Station Rudczanny verläßt, und weiter von Ukta aus mittelst Fuhrwerk, welches dort immer zu haben ist.

Dann fuhren wir auf der Chaussee zurück über Peitschendorf nach Sensburg, von wo wir über Rössel nach Korschen gelangten. Die Fahrt von Sensburg nach Rössel ist höchst ansprechend. Es ziehen sich längs der Chaussee langgestreckte Seen hin, deren jenseitige, allmählich aufsteigende Ufer mit grünen Matten und vielen Dörfern reich besetzt sind und einen Anblick gewähren, wie man ihn etwa gegenüber Kahlberg über die Haffufer genießt, wenn man

*) Alles vorstehende entlehnt aus Beheim, S. 463—474.

unfern derselben mit dem Dampfschiff von Elbing nach Kahlberg fährt.

Rössel ist wegen seiner Burg hochinteressant, welche eine imposante Lage und einen schönen runden Thurm mit Zinnen hat. Leider hat man nebenan Gebäude gebaut, deren Styl gar nicht zu dem des Schlosses paßt.

8. Mauersee. (1885.)

Der Mauersee ist ein Rückstand des alten Meeres, welches Altpreußen mit dem Diluvium bedeckt hat, der keinen Abfluß fand und sich einen solchen früher durch den Omel auf Wehlau zu, später, als jener sich verschloß, durch die Angerap zur Inster nach Norden schaffte. Während der Spirdingsee nach Süden hin gravitirt, gehört der Mauersee dem nördlichen Preußen an. Zwischen beiden liegt bei Kl.-Stürlack und Lötzen eine Wasserscheide. In den See ragen vier Spitzen, die sich nicht treffen und den See, dessen Meereshöhe überall 371 Fuß ist, in mehrere, besonders benannte Theile zerlegen.

Von Norden ragt am wenigsten die Thiergarterspitze vor. Mehr strebt von Westen her über Stobben die Steinorter Spitze vor, auf welcher Groß-Steinort liegt, die reizende Besitzung des Grafen Lehndorf mit schönem wohlgepflegten Park und Blumenanlagen, die den Anziehungspunkt der Naturfreunde aus der Rasten- und Angerburger Gegend bildet. Der Theil des Sees zwischen der Thiergarter- und Steinorter Spitze heißt speciell Mauersee, ist im Norden an der Insel Krug-Spalten 112 Fuß, dagegen im Süden an der Insel Wittfong nur 37 Fuß tief. Der Steinorter Spitze streckt sich entgegen die Haarzer Spitze, deren Einbucht Bodnasee heißt und in der Fortsetzung auf Kehlen den 66 Fuß tiefen Schweinzaitsee (auch 371 Fuß hoch) abschneidet. Offenbar haben ehemals die Haarzner und Steinorter Spitze durch die Inseln Wittfong und Kirsaiten zusammengehangen und sind erst durch den Abdrang der südlichen Wasser zur Angerap abgetrennt worden. Von Süden bäumt sich gegen Steinort 468 Fuß hoch

mit ihrem kahlen gelben Sande die Faulbödener Spitze. Der westlich daran gegen die ehemalige Besitzung des Ritters Hans v. Duben (Doben) gelegene Theil des Sees heißt Dobenscher See und ist 60 Fuß tief, der nördliche an Rosengarten gelegene Lababsee, der nordöstliche Dargainersee (100 Fuß tief) und der südöstliche gegen Lötzen zu Kisaisee 60 Fuß tief, mit vielen Inseln und dem großen Werder. Am letzteren erkennt man die Geschichte des ganzen Gewässers. Er liegt, in Folge der Wasserabfuhr der Angerap, bereits halb ausgetrocknet; dasselbe Schicksal erwartet dann den Dobenschen See, den Labab-, dann den Schweinzaitsee und schließlich den Dargainersee, wobei dann der Mauersee übrig bleiben wird.

Ich habe etwa 14 Tage in der Nähe des Sees in Rosengarten gelebt und dann eine Fahrt über Langbrück, Pilwe und Doben nach Lötzen gemacht. Die Seeufer sind meist flach und wenig romantisch, die Spiegelglätte des Sees verräth nur in seltnen schönen und klaren Tagen einen schwachen Anflug von Blau; meist ist er wie alle unsere Seen grau, und nicht selten bei bezogenem Himmel schwarz. Der Lehmuntergrund des Diluviums raubt ihnen die durchsichtige Schönheit beispielsweise des Züricher Sees, auf dessen kalkigem Boden man jeden Fisch, jedes Gewächs genau erkennt. Der Mauersee dient nur der Fischzucht; ein Handelsverkehr ist, obwohl in Lötzen gegenüber dem alten Schloß eine Art Canal anhebt, nicht entwickelt und die Commission der physikalischen Gesellschaft in Königsberg, welche die angegebenen Seetiefen ermittelte (Schriften ders. Bd. XVIII, II., S. 114) verdankte einen kleinen Dampfer zu ihren Untersuchungen dem Entgegenkommen des Besitzers von Steinort. Ein anzuregender Handelsverkehr würde nach Norden durch Regulirung der Angerap (litthauische Bezeichnung für Aalfluß) zu bewirken sein. Sprache und Religion der Bewohner dieser Gegend ist fast ausnahmslos deutsch und evangelisch. Erst südlich von Lötzen spricht der einfache Landmann polnisch und dann zeigen sich in den Städten ab und zu auch katholische Kirchen.

c) Das Oberland.

---

1. Osterode. (1875.)

Am Sonntag, den 15. Juli 1877 begaben wir uns mit der Bahn nach Osterode, um dort die Kernsdörffer Höhe, das Schlachtfeld bei Tannenberg, und wenn es möglich wäre, auch die Quelle der Alle bei Lahna zu besuchen.

Hinter der Haltestelle Wieps wird das Terrain, dessen allmähliches Aufsteigen von Insterburg ab man nicht merkt, auf Wartenburg zu immer mehr coupirt. Um Wartenburg herum zeigen sich eine Menge größerer Seen, Debrangsee (367 Fuß), Wadrangsee (337 Fuß), Trauzigsee (402 Fuß). Die Eisenbahn führt uns an dem zu unseren Füßen liegenden von der Alle umschlungenen kleinen Städtchen Allenstein vorüber und setzt uns, nachdem wir den Schillingsee passirt, in Osterode ab, einem der bestgelegenen, freundlichsten und anscheinend wohlhabensten Städtchen, die wir in Ostpreußen haben. Die von Gilgenburg und Neidenburg herkommenden, hier einmündenden Kunststraßen, andererseits der ab hier nach Elbing führende oberländische Canal machen es zu einem Kreuzpunkte des Verkehrs. Die herrliche, bequeme und gesunde Lage dicht an und über dem Drevenzsee und mancherlei Neubauten daran, als Bahnhof, Schullehrerseminar und die Schleuse, sowie eine prächtige belaubte Promenade, an welche sich neben dem alten, der Verwaltung dienenden unscheinbaren Ritterschlosse eine Reihe geschmackvoller Villen schließen,

geben dem Städtchen einen modernen, wohlhabenden Anstrich. Offenbar hat die Bürgerschaft Sinn für diese Schönheit der Natur und beweist denselben in der guten Pflege des Höhenpunktes an der Kreuzung der Chaussee mit der Bahn (387 Fuß), von dem man einen prächtigen Ueberblick über Stadt, See und Drevenz hat. In dem kleinen aber hübschen Garten des Hôtel du Nord feierte der Handwerkerverein sein Stiftungsfest; eine Inschrift: „Brüder, reicht die Hand zum Bunde!" lud die Mitglieder ein. Der Markt in Form eines langgestreckten Deltas, an dessen Spitze die kleine alte Kirche steht, vermeidet die den ostpreußischen Städten angeerbte eigenartige quadratische Form und macht einen mittelstädtischen Eindruck. Es fehlt auch hier das Raths- und Gerichtshaus in seiner Mitte nicht.

Nachdem wir uns in einem vorzüglichen Bade in dem Drevenzsee gestärkt, fuhren wir zwischen Mörlen und dem Moulensee über Arnau, Groß-Schmikwalde, Nappern und Peterswalde nach Kernsdorf. Die Gegend steigt allmählich, zusehends an. Bei Nappern befindet man sich schon auf 500 Fuß. Von Peterswalde ab aber wird es gebirgig. Oestlich vor diesem Orte liegt ein 721 Fuß hoher Berg. Ein Höhepunkt westlich über dem Dorf liegt 746 Fuß hoch. Die Bewohner haben in den benachbarten Bergen ihre Kartoffelkeller angelegt, weil diejenigen im Dorf selbst zu feucht sind. Unzählige Geschiebe zeigten sich zu beiden Seiten des allmählich ansteigenden Weges. Endlich nach 2½ stündiger Fahrt waren wir in Kernsdorf, einem langgestreckten unscheinbaren Dorfe, und bogen gleich Anfangs am Gasthause östlich in der Richtung auf Döhlau zu ein. Der Weg steigt sanft immer höher und führt auf ein recht großes, mit Kartoffeln und Getreide wohl bestelltes Plateau, auf dessen höchstem Punkte (997 Fuß) wir die Triangulationsmarke und die Stelle fanden, auf welcher bis vor zwei Jahren der für die Generalstabsofficiere erbaute hohe hölzerne Thurm stand, der später umfiel. Man hat nur gegen Nordwesten eine bedeutende Aussicht, gegen Westen, Osten und Süden verdecken die dahinter belegenen, etwas niedrigeren Höhen die Aussicht und gestatten nur einzelne Durchblicke in die Ferne auf Wald und Feld. Auch hier auf dem höchsten Punkte Ostpreußens sind eine Menge großer Geschiebe, von denen

wir eine Probe mitnahmen, um zu beweisen, daß auch diese Geschiebe in Kalk- und Lehmwasser geschwommen und davon einen Ueberzug behalten haben.

Von hier ging es bergab durch die herrlichen Schluchten des Döhlauer Waldes und dann zwischen Feldern über Döhlau, Korstein und Frögenau nach Tannenberg.

Gerade am Jahrestage der Schlacht besuchten wir in freundlicher Begleitung des Herrn Lehrers das ein paar tausend Schritt südöstlich von dem Dorfe und Gute Tannenberg belegene Schlachtfeld. In entsetzlicher Hitze begaben wir uns querfeldein über Brache und durch Getreidefelder zu der erhabenen Stelle, auf welcher einst die Capelle stand und wo jetzt ein wüster Haufen von Steinen und Mauerreste von Gestrüpp unterwuchert ist. Das Schlachtfeld liegt im Thal, dahinter nach Norden zu liegen Wiesen, früher Moräste, in welche die Ritter gedrängt sein sollen. Die Polen kamen von der Höhe, die Ritter hatten eine ungünstige Position, sie mußten bergauf angreifen und hatten den Morast im Rücken. In der kleinen Kirche des Orts befindet sich kein Andenken, außer einem Stiefel, einem Brustharnisch und einer ca. 7 Centimeter im Durchmesser haltenden schweren Steinkugel.

Zurück ging es die Chaussee über Geierswalde, Reichenau, — das herrliche Döringen von ferne erblickend — nach Osterode, inmitten zweier Höhenzüge, die in ihrem Thal Wasser führen, westlich die Grabitzek nebst dem Döhringer-, Lichtensteiner- und Mörlnensee, östlich die Drevenz inmitten ihrer Höhen; diese ist bis Osterode ein Bach, der früher große Dimensionen gehabt. Herrliche Güter! Die Mlavaer Eisenbahn hat dieser Verkehrsstraße die Lebensader unterbunden.

2. Landsberg.

Selten präsentirt sich ein Städtchen so hübsch, wie Landsberg von Süden her. Links die helle große Kirche im dunkeln Grün alten Laubes, rechts das Städtchen lang und sauber aufgerollt, wie für den Maler bestimmt. Von Heilsberg bis Grünwalde keine Erhebung;

hier treten die ersten Ausläufer von Hügeln auf und das Terrain bleibt gegen Norden zu coupirt. Hinter Landsberg ist der kahle Keuchelberg 475 Fuß hoch, links die Höhen von Wildenhof und Kanditten, wo die Walsch entspringt, sind erheblich höher. Da ist der kahle Hasenberg (623 Fuß), von dem man den Haberberger Kirchthurm erblicken kann, der Schloßberg (620 Fuß), der Ramsche Berg (602 Fuß), der Teufelberg bei Maggen (480 Fuß) und bei Gallingen und Sodehnen sind eine Menge ähnlicher Höhen, der grüne, der große Berg u. a. Man bemerkt diese Hügel aus der Ferne kaum, weil der Untergrund ein abgeflachtes Plateau bildet, dessen Zu- und Abgänge sanft geneigt sind. Die Chaussee von Landsberg bis Pr.-Eylau bewegt sich wieder auf der glatten Ebene des jüngsten Alluviums, das sich auch nördlich an die Wildenhöfer Berge anschließt.

Rechts davon das bergige Terrain der Damerau bei Domnau ist die durch Wasserspülung abgetrennte Fortsetzung dieser Höhen, der zweiten Meeresküste, die hier vielfach von dem nördlich herantosenden Meere zerstört und unkenntlich gemacht ist, aber östlich davon in den Plicker und Augskallner Bergen bei Gumbinnen und deren Fortsetzungen sehr wohl erhalten ist. Wie lange muß das Meer angestürmt sein, ehe die Wildenhöfer Bergkegel abgespült wurden?

Die Zeit war knapp und der Plan, Wildenhoff zuerst zu besuchen, wurde bei der mangelnden Fahrgelegenheit gerne aufgegeben, nachdem ich von sachkundiger Seite orientirt war und erfahren hatte, daß Park und Schloß von Wildenhoff nicht besonders einladend und die Quellen der Walsch schwer zu finden und abgelegen seien. Ich begnügte mich mit einem Gange in den Hirschgrund, der sich kaum 500 Schritt nördlich von der Stadt hinzieht und wie Gottes Natur überall einen Besuch voll und reich belohnt.

Das Städtchen hat keinen Fluß, nur einen Dümpel und einen schmutzigen Mühlenfluß, von Gr.-Peisten her, über den man bequem springen kann. Die armen Hausfrauen, die in Heilsberg so schöne und bequem gelegene Bleich- und Trockenplätze an der Alle haben, sind hier zu bedauern. Doch hat man sich mit Brunnen zu helfen gewußt, welche aus einem kleinen, aber klaren See nördlich von der Stadt, der zugleich die Badestelle bildet, gespeist werden.

Zu diesem See richteten wir unsere Schritte, rechts von der Chaussee nach Wildenhoff abbiegend. Einen Fußsteig verfolgend gelangten wir zu kleinen Anlagen und hörten einen Wasserfall brausen. Eine Schleuse sperrt den See, der offenbar künstlich durch Anstauung des Waldbaches hergestellt ist, der Ueberfall des Wassers und sein Brausen laden, wie Kirchenglocken, zum Eintritt in den Stadtwald ein.

Dank dem Freunde der Natur, der diese dunkeln Gänge im Haine erdacht hat und pflegt. Man schüttelt den Schul- oder Aktenstaub ab, tritt ein und fühlt sich als Mensch; der Gedanke strebt mit Gewalt über das Mein und Dein hinaus, den Schulmann überkommt ein Gefühl von Wohlwollen und Humanität, das ihm in der Schule abhanden gekommen zu sein scheint, dem Richter, der über die kleinlichen Differenzen der Menschen richtet und straft, kommt eine Ahnung von der ausgleichenden Liebe, der Unglückliche findet balsamische Ruhe, der Glückliche läßt die Gedanken auf das, was vor uns war, was nach uns sein wird, hinausschweifen, der Denker pflückt die Blume der Wiese, hascht die Libelle und wehmuthsvoll vergleicht er sein Leben mit dem kurzen Dasein des Thierchens, dem schnellen Verblühen der Blume. Wie kurz ist das menschliche Dasein, wie lang die ewige Natur!

Man faßt den Gedanken nicht, daß an der Stelle, die wir betreten, drei Welten gelebt haben und vergangen sind, eine silurische, eine devonische, eine Welt der Kreidethiere, vielleicht noch eine Bernsteinwelt, welche Zeit es gedauert, bis diese Welten entstanden und zerstört sind und eine Diluvialwelt sich erhub, auf der wir stehen. Virchow sagt, man möge doch nicht glauben, daß diese Zeit eine so lange sei, wenige Jahrtausende seien es. Mich deucht es sind der Jahre so viele als Sterne am Himmel!*)

---

*) Ich verweise auf die jedem Naturfreunde dringend zu empfehlenden geologischen Bilder von Bernhard v. Cotta (Leipzig 1876 bei Weber), welcher Bd. 1, S. 301 nach Bischofs Geologie die kurze Zwischenperiode, welche nach menschlicher Berechnung zur Bildung der Kohlenlager bei Saarbrücken erforderlich war auf 1,004,177 Jahre oder nach Gevandier auf 672,788 Jahre angiebt!

Solche Gedanken drängten sich dem Wanderer auf, als er in den Hirschgrund eingetreten. Ein Weg führte ihn rechts hinab zu einem Ruheplatz an einer saftig grünen in die Lisière einspringenden Wiese. Terrassenförmig hatte man daneben unter dem Dach der Bäume lauschige Familiensitze errichtet, über den Bach führt eine weiße birkene Brücke. Der Waldbach plätschert darunter über den Kies, der Mücken Unzahl schwimmen auf ihm und gegen den Strom mit einer Consequenz, als wenn sie, wären sie Menschen, den Geist der Zeit umrennen wollten. Nur eine Schullehrerfamilie saß auf einer der Bänke, träumerisch schaut die junge Frau in die Luft, emsig starren ein älterer und ein jüngerer maitre d'ecole daneben in die Journale, vielleicht die Gartenlaube, von einem Marlitt'schen Roman, von der Goldelse, oder dergleichen gefesselt. Oft sucht der Mensch das Glück im Buche, das ihm im Leben gegenüber sitzt. Der Wanderer aber steigt gegenüber auf die Höhe, wohin der Weg im Zickzack ihn an hübschen Ruhesitzen vorbei oben zu einem versteckten Familienspielplatze, weiter hinauf zu einem Aussichtspunkt führt, von dem man die Berge um Wildenhoff am Horizonte erblickt. Weiter geht's oben zu einem Sitze, der auf eine Waldwiese herabschaut. Er kehrt zurück und hinab zum Eingangsweg, der sich weithin in und neben dem Walde hinschlängelt, durcheilt noch diesen und jenen in heiliger Stille sich hinziehenden Gang und kehrt befriedigt und gestärkt zurück zum heimischen Herde.

3. Die Alle

ist der älteste und schönste Fluß Altpreußens. Leider ist er so wenig cultivirt, wie viele andere Gewässer unseres Vaterlandes, das nächst Holland und Schweden die meiste natürliche Anlage zu Canalverbindungen hat. Der deutsche Orden lieferte einen Beweis seines Verwaltungstalents, als er die Nogat- und Weichseldämme baute und dadurch einen großen Theil des ihm nahe gelegenen Bezirks vor den jährlich wiederkehrenden Ueberfluthungen schützte, auch den alten Deimegraben zum Canal umwandelte. Eine ebenso

dankbare Aufgabe für jede andere Regierung würde es sein, das alte breite, total ebene Strombett von Kraupischken nach Königsberg in eine fahrbare Wasserstraße zu verwandeln. Wenn diese große Rinne in Holland oder England läge, würde man, ohne sich auch nur einen Augenblick zu bedenken, eine so schöne Straße in einen tiefen schnurgeraden Schiffsfahrweg verwandeln, daß große Dampfer bis Kraupischken und von dort über eine sich naturgemäß anschließende Fortsetzung über Lengwethen bis Tilsit fahren können. Das würde dort garnicht einmal in die Classe der Großthaten fallen, wie die Durchstechung des Gotthard oder moderne Brückenbauten.

Das Wasser ist für jede Verwaltung ein kostbarer Schatz; man sollte verhindern, daß Privatleute die Seen ablassen, um Wiesen zu gewinnen. Von den 2000 Seen, die Preußen zu Herzog Albrecht's Zeit hatte, ist kaum die Hälfte übrig geblieben. Die Ausnutzung dieses Geschenkes der Natur zur Herstellung künstlicher Wasserstraßen ist eine naheliegende und dankbare Aufgabe der Verwaltung.

Auch die Alle bietet zu einer Regulirung und damit zu einer Vermehrung schlummernder Volkswirthschaftskräfte eine nicht zu verachtende Gelegenheit, da sie sich fast quer durch ganz Altpreußen zieht und daher die meisten Berührungspunkte bietet. Freilich würden die Kosten etwas höher steigen, als bei dem Pregel und der Inster, die verhältnißmäßig viel billiger zu reguliren sind; doch sollte man immerhin diese natürliche kleine Handelsstraße passirbar machen.

Die Alle entspringt eine Meile nördlich von Neidenburg, aus den Ansammlungen, welche die Dobrziener Berge und der Neidenburger Stadtwald vor Lahna aus der Athmosphäre anziehen und welche als Bach gleich die Lahna-Mühle treiben. Als ich in der Knabenzeit durch diese unendlichen Waldschluchten um Napivoda und das reizend auf hohem Berge thronende Schloß Neidenburg nach Ortelsburg fuhr, hatte ich keine Ahnung davon, daß wir uns auf 666 Fuß Höhe und am Quellgebiet der Alle befanden. Bei Lykusen, — etwa 2 Kilometer davon, ist sie bereits auf 523 Fuß,

also 143 Fuß gefallen, geht dann durch den Kreuz- und den Brczesnosee, bei Persing vorbei in den Großen und Kleinen Kernossee, aus diesem bei Kurken vorbei in den Großen Lansker See, aus welchem sie in den Ustrichsee, dann, nachdem sie die Allensteiner Stadtforst durchschnitten, in den Kellarensee, weiter bei Gr.-Bertung vorbei über Posarten bis an die Bahn Allenstein läuft, zu deren Füßen tief das Städtchen gleichen Namens liegt.

Was stände wohl einer Canalverbindung Neidenburg-Allenstein entgegen? Nördlich zieht sich der Fluß dann ziemlich gerade etwa 2 Meilen um den Schloßberg bei Bergfriede auf Guttstadt zu, wo er dann den Josephberg umspült und nun auf 224 Fuß Höhe durch die Guttstadter Forst um das älteste Hochland von Preußen, um Heilsberg auf Bartenstein zu läuft.

Was könnte einer Verbindung von Allenstein, Guttstadt, Heilsberg mit Bartenstein entgegenstehen?

Weiter schlängelt sich die Alle auf Schippenbeil, wo sie bereits auf etwa 90 Fuß gefallen, nach Friedland und Allenburg, wo sie etwa gleich hoch ist und anfängt schiffbar zu werden, um schon nach 2 Meilen Lauf bei Wehlau in den Pregel zu fließen.

Diese zwei Meilen sind die interessantesten. Eine zweistündige Dampferfahrt darauf, welche bei der gegenwärtigen Seichtigkeit des Flusses fast eben so schwierig ist, wie die auf der Gilge vor Lappienen und Sköpen, wo Schiffsleute mit langen Stangen am Bug des Dampfbötchens stehen und rufen: 2 Fuß oder 3 Fuß! Doch soll sie wegen der schönen, theils bewaldeten, meist schroffen Ufer besonders bei Nuhr selbst verwöhnte Gemüther und Kenner des Rheins mit Entzücken erfüllen. Bei der Einmündung in den Pregel an der neuen Wehlauer Brücke bemerkt man auf die Oelmühle und das reizend angelegte, sich schön präsentirende Allenberg zu mehrere alte Flußläufe, die fast ganz verwachsen sind. Es ist schwer zu sagen, welches der älteste Lauf ist. Gewiß ist, daß die Alle die atmosphärischen Niederschläge und die nach der Eiszeit zurückgebliebenen großen Massen rückständigen Seewassers in großem Schwalle in der Breite einer halben Meile über Plauen, Koppershagen und Paterswalde in der Richtung nach Wehlau und darüber

hinaus geführt hat, als weder dieser Ort noch der Pregel überhaupt existirte. Denn dieser ist jüngeren Ursprungs als die Alle und entstand erst beim Ausfluß des Jurameeres bei Obereysseln (Ragnit), während die Alle freilich als kleiner Bach beim ersten Hervortauchen unseres ältesten Hochplateaus, dessen südlichster Punkt die Dobrcziner Berge waren, ihren Lauf begann, dann bei der ersten großen Senkung des Meeres ihren Lauf bis etwa Borken oder Bartenstein erweiterte und endlich bei der zweiten Senkung des Meeresspiegels (auf dessen jetziges Niveau) bis hinter Sanditten, Oppen uud Poppendorf ihre Schuttkegel vorwarf, die wir noch jetzt in Form des vielen losen Sandes in dieser Gegend wiedererkennen. Als dann die vereinigten Wasser der Memel und der Inster, erst schüchtern, dann immer gewaltiger nach Westen vordrängten und das jetzige breite Inundationsbett des Pregels ausspülten, verschlangen sie auch die Alle und fesselten sie als Nebenfluß an ihre Herzensseite, von der sie sich nicht mehr trennen mochte.

Für den Privatmann ohne großen Werth, ist ein derartiges Gewässer für die Volkswirthschaft von unendlicher Nutzbarkeit. Der Staat kann Eisenbahnen, Kunststraßen, Paläste und Armeen schaffen; Wasser in größeren Mengen kann er sich nicht schaffen. Wo die Natur ihn in Form einer Unzahl großer und kleiner Seen damit beschenkt hat, muß er sich adäquate Höhen derselben heraussuchen, um Canäle zu bauen; ein Fluß erspart ihm auch diese Mühe, giebt sein Gefälle selbst an und zeichnet damit den Lauf seines künstlichen Ebenbildes, der anzulegenden Schifffahrtsstraße, selbst vor. Hier bezeichnet er an seiner Mündungsstelle gleichzeitig einen Ort, der im Handelsinteresse als Endpunkt zu wählen wäre.

Auf eins möchte ich noch aufmerksam machen. Es fällt auf, daß die Alle den von Heilsberg eingehaltenen Lauf auf Nordost von Bartenstein ab bis Schippenbeil, auf streng Osten ändert und dann, wahrscheinlich ein älteres Bett der Guber, die sie dort aufnimmt, bis Friedland streng nach Norden verfolgt. Ohne Grund pflegen solche Aenderungen nicht gebildet zu werden und es hat sich der Gedanke aufgedrängt, daß die Linie Bartenstein-Schippenbeil-

Friedland ein jüngeres Bett der Alle ist und in der Gegend von Bartenstein noch ein verlassenes altes vorhanden gewesen sein muß. Darauf deutet der Sandberg bei Likeim, der Berg bei Warschkeiten, die vielfach zerklüftete Damerau bei Domnau. Diese Berge sind, wie die Schachtmeister bei Abtragungen kleine Kegel stehen zu lassen pflegen, Abspülungen der Natur durch andringende Wasser, denen gewisse Stellen, sei es, daß sie voll Geschiebe fester gepackt waren, sei es aus irgend einem anderen zufälligen Grunde, bessern Widerstand leisteten, als die Umgebung und daher stehen blieben, während letztere fortgeschwemmt wurde. Einen solchen alten Zug derjenigen wilden Wasser, mit denen die Alle zusammen ihren bei Heilsberg verlorenen Lauf zum Meere über das neugebildete Mittelplateau und das neueste Alluvium wieder zu gewinnen suchte, glaube ich bei Bartenstein etwa von Spittehnen auf Leyden, Kärthen, Kissiten bis Beisleiden und von da ab in dem jetzigen Lauf der Beisleide bis zu ihrer Vereinigung mit dem Frisching zu erkennen. Diese Wasser haben die Höhen von Wildenhoff und Landsberg von der Damerau bei Domnau getrennt und letztere so vielsach zerklüftet, wie sie jetzt ist, auch einen Theil ihrer Höhen abgetragen; denn jetzt sind's nur Reste von Bergen.

Das praktische Resultat dieser Betrachtung würde sein, daß sich dieser alte Wasserzug leicht in einen schiffbaren Canal von Bartenstein über Preußisch-Eylau und von da ab etwa parallel mit der Südbahn über Wikbold bis Königsberg verwandeln ließe. Die Nordseite von Bartenstein liegt 185 Fuß, das Bett der Alle etwa auf 140 Fuß Meereshöhe gerechnet, käme das Niveau bei Knauten auf 100 Fuß, bei Wikbold auf 80 Fuß, bei Königsberg zwischen dem Friedländerthor und Mühlenhof auf etwa 15 Fuß zu stehen und würde eine ziemlich gerade Linie von 6 Meilen darstellen, die nicht zu starken, aber recht guten Fall und recht viel Wasser haben kann. Nur müßte ein solcher Canal die Breite haben, daß sich zwei kleine Flußdampfer — und zwar ganz gewöhnliche, nicht wie im Oberländischen Canal besondere Canalfahrzeuge — begegnen können, mindestens die Breite der Alle bei Bartenstein, das sind 50 Fuß. Sie ist von Schippenbeil bis Wehlau

27 Meilen lang. Bei Allenburg ist sie 60 Fuß breit und es beginnt dort ihre Schiffbarkeit bei $2^1/_2$ bis 3 Fuß Tiefe. Man hat in früheren Jahren diesem schönen Flusse mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als jetzt und denselben 1802 vom Landsker See bis Schippenbeil (etwa 19 Meilen) flößbar gemacht. Die Gegenwart verlangt schiffbare Canäle und begnügt sich mit der Flößbarkeit nicht mehr. Wenn es möglich wäre, durch einen Canal von 6 Meilen drei Städte wie Bartenstein, Preußisch-Eylau und Königsberg zu verbinden, so würde es vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus durchaus zu verlangen sein. Bartenstein hat einen ziemlich entwickelten Handel und gute Anlagen zu weiterer Entwickelung.

d) Das Ermland.

1. Das Thal der Walsch bei Mehlsack. (1878.)

In Heiligenbeil wünschte ich etwas von den allerliebsten Drechslerwaaren zu erlangen, deren ich mich aus der Jugend erinnerte. Damals gab es hier noch keine Eisenbahn; man bediente sich auf der Pilgerfahrt nach Königsberg des großen blaugestrichenen Planwagens, wie er bei den schlesischen Leinwandhändlern noch heute üblich ist. Dabei pflegte man in Heiligenbeil anzuhalten und kaufte gern die hübschen Nippessachen, welche eine Zierde des Danziger Dominiks waren. Daher blühte diese Industrie. Jetzt ist sie entschwunden: wir vermochten kaum eine schwächliche Erinnerung daran aufzutreiben.

Auf der Straße nach Mehlsack passirten wir das tiefe Schluchten ausspülende Jarftflüßchen und gelangten über Thomsdorf und Eisenberg nach Hohenfürst, wo uns ein Gewitter mit obligatem Platzregen überraschte. Als beides vorüber war und die unter der Julisonne schmachtende Natur sich erquickt hatte, kamen wir gleich hinter Rauschbach an die Bahnau und damit in den Bereich des katholischen Ermlandes.

Mit dem veränderten Gruße der Menschen scheint sich auf einen Schlag die ganze Gegend zu ändern. Ueberall am Anfange und am Ende der Dörfer Maria mit dem Jesuskinde, oder Heilige an hohem Kreuze; an den Wegen kleine Capellen, vor denen die Vorübergehenden sich kreuzen oder betend niederknieen; vor vielen

Häusern besondere Schutzpatrone; im Kirchdorf Peterswalde das Aveglöckchen; der brütende Blick der Augen, der veränderte Gesichtsausdruck der Leute, die ungewohnte Bauart der Gebäude, die in grellem Farbencontraste, zweifarbig angestrichen, in zwei Etagen, unten die Wohnung, oben den Speicher, oder unten den Stall und oben die Wohnung der Menschen bergen, — alles das muß den, der aus der evangelischen Nachbarschaft kommt, auf die durch Jahrhunderte verschiedene Geschichte, auf abweichende, alle Lebensverhältnisse ergreifende Einflüsse hinweisen, denen diese Landschaft unterworfen war.

In der Gegend von Layß geht's bergab in ein breites grünes Wiesenthal, gegen welches sich die Höhe drüben scharf abhebt. Inmitten der Wiesen schlängelt sich eines der interessantesten Flüßchen, die hier kaum zehn Schritt breite, vielgekrümmte Walsch, welche an Naturschönheit überaus reich ist. Wo nicht die Gestade der Ostsee winken, knüpft sich Naturschönheit bei uns fast überall an die Ufer der Flüsse oder Seen und wer ein Bewunderer derselben ist, braucht nur die Ufer derselben entlang zu wandern. Die Walsch kommt etwa 4—5 Meilen östlich aus der Wildenhöffer Forst bei Landsberg, wo es, wie unser Führer sich ausdrückte, „ganz unbandige Barge" giebt. Dort umspült sie den großen und kleinen Lindenberg, wird im „klaren See" geläutert, eilt zwischen dem Schloßberg (686') und dem Schwarzen Berge bei Wildenhoff hindurch, den Hasenberg (623') und den Schatzberg bei Gr.-Steegen (461') vorbei, biegt dann südlich auf Saraunen und Fincken um, treibt eine Menge Mühlen, wird im Walsch-See bei Glauden nochmals geläutert, springt wieder nach Norden um, umspült den Wallberg bei Plauten (348') und geht dann in streng westlicher Richtung über Mehlsack und Woynot, indem sie sich in die Breite legt, nach Barden, wo sie nur 77 Fuß über dem Meeresspiegel in die Passarge mündet. Es leuchtet ein, daß ein Flüßchen, welches in höchstens fünfmeiligem Laufe von 686 auf 77 Fuß fällt und so oft seinen Lauf ändert, nicht ganz glatt fließen kann, sondern vielfache Bodenveränderungen hervorrufen muß. Je höher sein Bett mit Wasser gefüllt war und ist, um so

tiefer muß der Boden ausgespült werden. Wenn wir das Thal der Walsch vor Mehlsack mindestens 100 Fuß tief ausgewaschen sehen, so können wir mit Sicherheit schließen, daß ehemals hier weit größere Wassermassen sich herabgewälzt haben, als deren Rückstand das Flüßchen zu betrachten ist.

Was könnte ein Städtchen wie Mehlsack an Abwechselung bieten? Still liegt der viereckige Markt da. An wenigen Häusern heimeln uns die „Lauben" an, jene bogenartigen Vorbauten des Mittelalters, wie man sie noch in Marienburg oder Mewe antrifft. Wie hier steht auch in Mehlsack die kleine evangelische Kirche mit schlankem Thurm inmitten des Marktes, daneben das Rathhaus. Westlich hinter dem Markte ragt die mächtige katholische Kirche hervor. Daneben das altehrwürdige kleine Schloß, auf dessen viereckigem Hofe man eine Musterkarte der Baustyle von 4 bis 5 Jahrhunderten erblickt. Hat man diese Sehenswürdigkeiten und daneben einen kühlen Trunk in der antiquen Schloßhalle genossen, so bleibt nichts übrig, als ein Gang in's Freie.

Hart neben der großen Kirche steigen wir Stufe auf Stufe und immer tiefer, wohl 80 Fuß die Steintreppe hinab, bis die Walsch wieder vor uns rauscht und wir durch ein stattliches Mühlenetablissement in ein breites Thal treten. Man fühlt sich wunderbar überrascht, so unmittelbar aus der Stadt in eine großartige Natur zu treten. Zu beiden Seiten streben die hohen, rechts belaubten ehemaligen Ufer hoch und weit auseinander. Im grünen Thal empfängt uns ein wohlgepflegter breiter Kiespfad und geleitet uns auf der Südseite des Flüßchens an einer Turnanstalt vorbei gemach in reizende Laubgänge von frischem Haselstrauch und jungen Linden. Ach, das ist ein Pfad für befreundete Seelen, umrankt von üppigem Grün, sanft rauschend, wie Geflüster vereinter Seelen, unentweiht, von jugendlicher Kraft geschwellt. Hier lacht der Sonnenstrahl durch das Laub, wie die Hoffnung am Morgen des Lebens, dort wölbt sich das Dunkel, wie der Ernst des Schicksals. So wandeln wir wohl tausend Schritte, die Hügel hinauf und wieder hinab im kühlen Laubgange und sind erstaunt über die reichen Gaben der Natur und über die Sorgfalt, mit der

sie hier, nicht durch die Gunst der Großen, sondern durch einen Freund der Natur gepflegt werden. Die ganze Promenade zwischen Mehlsack und Woynot, wohl dreiviertel Meile lang, verdankt man, wenn wir recht berichtet sind, der Opferwilligkeit und dem Geschmacke eines einzigen Mannes, der hier allein zu Stande brachte, was — anderwärts vereinte Kräfte kaum zum zehnten Theile leisten.

Der Weg senkt sich. Wir treten aus dem jungen Laubwalde heraus und verlassen das linke Ufer der Walsch. Das Thal, gemeinhin 700 Fuß breit, verengt sich hier zu 500 Fuß und darunter. Bei scharfen Abstichen vorbei, die geschichteten Diluvialboden zeigen, überschreiten wir das Flüßchen auf freundlicher Brücke mit weißem Birkengeländer. Eine alte, theilweise verfallene Wassermühle giebt dem rechten Thalabhange einen romantischen Anstrich. Die Walsch, hier breit aber flach, wie ein Bächelchen, ist von Geschieben und unendlichem Steingeröll besäet, das, wo wir sie auch später zu Gesicht bekommen, ihr Bett erfüllt.

Wie mag das Gestein in das anscheinend unbedeutende Flüßchen gerathen sein? Es befand sich hier und dort, oben und unten zerstreut in das wohl 300 Fuß tiefe Lehmdiluvium eingebettet, bevor noch das Thal ausgespült war, theilweise auf gleicher Höhe mit den obern Rändern desselben. Durch das nagende Wasser wurde der Lehm nach Westen fortgespült und dadurch bildete sich im Laufe der Jahrhunderte das Thal. Die Steine widerstanden aber durch ihr Gewicht der Fortbewegung und fielen senkrecht nieder. Je tiefer die Schlucht ausgehöhlt wurde, desto tiefer sanken sie und desto größer sammelte sich ihre Zahl an. Jeden Herbst, jedes Frühjahr spülen die stärker rauschenden Wasser noch heute ein Paar Zoll Lehm weg und dem entsprechend senkt sich auch das Gestein. Oberhalb der Stadt lag die Walsch 287 Fuß über dem Meeresspiegel. Hier sind wir mindestens 100 Fuß tiefer, die Abhänge über uns ragen 406—421 Fuß hoch. Das Thal ist also etwa 380 Fuß tief ausgespült und es fehlen nur noch 20—30 Fuß bis zum Niveau des Meeres. Verstärkt wurde diese Wasserkraft ehemals durch die seitlichen Zuflüsse aus den

sieben kleineren Seitenschluchten von Norden her und die sieben größeren Schluchten, welche von Süden her in das Walschthal einmünden.

Immer derselbe breite, schöne Kiespfad führt uns auf der Nordseite des Flüßchens meist hart unterhalb des Abhanges durch einen alten Laubwald von stattlichen Erlen und Buchen, voll Vogelsang und Blumenduft. Dort klagt die Nachtigall, hier klingen die Glocken der an den Ufern des Flusses weidenden Heerde. Plötzlich ragt der Abhang steil und schroff vor uns, wohl 400 Fuß hoch, eine Höhe, welche kein preußisches Flußthal sonst zeigt. Weder die Ufer des Pregels, noch die der Weichsel ragen so hoch hinaus, Flüsse, welche neben der Inster die breitesten Thäler ausgespült und die stärksten Wasserströme geführt haben.

Am Fuße des Abhanges erscheint eine Schicht dunkelbrauner Erde, vielleicht Tertiärboden, wie er bei Rauschen oder Maldeuten zu Tage tritt, eine Braunkohlenformation, die in jener Urzeit entstand, als sich die Jahreszeiten noch nicht geschieden und ein ewig schwüles, tropisches Klima auch bei uns Conniferen und Lorbeerbäume zeitigte, deren Abdrücke in den Braunkohlen des Provinzialmuseums zu Königsberg sehen mag, — wer sich dafür interessirt.

Nach fast einstündiger Wanderung steigt der Kiespfad zur Linken hinan und endigt in einem schönen Platze mit einer Halle, dem „Sedanplatze". Links hinauf schlängelt sich ein Fußpfad noch etwa 50 Fuß empor, und führt uns auf eine runde, mit Ruhebänken umsetzte Spitze, die eine überraschende Fernsicht gewährt.

Wer in Thüringen gewandert ist, kennt einen der schönsten Punkte dort, das glänzend weiße Schloß Schwarzburg, inmitten eines weiten, von tiefschwarzen Tannen besetzten, gegenüber ansteigenden Waldthales, tief unten umschlängelt von der Schwarza, ein Bild voll malerischen Contrastes. An dieses Naturgemälde wird man unwillkürlich erinnert, wenn man von jener Höhe über dem Sedanplatze hinabblickt in die tiefschwarze, wohl 1000 Schritt lange und etwa ebenso breite, von Süden her einmündende Thalschlucht, das Höllenthal, das uns gegenüber nach Westen um-

biegt, tief unten von der unsichtbaren Walsch durchrauscht wird und dessen dunkeles Laub gegen den blauen, lachenden Himmel über uns wunderbar absticht. Fehlte nicht das hellleuchtende Schloß Schwarzburg unten, so würden wir darauf schwören, eine Copie jener herrlichsten Landschaft Thüringens vor uns zu haben. Jedenfalls ist dieser Theil des Walschthales ebenbürtig den schönsten Partien Mitteldeutschlands. Eine Heilquelle fehlt nicht, von der unser Führer drastisch erklärte: „Das Woter sei unbandig gesund!“ Wir waren zu müde, um uns davon zu überzeugen und traten den Rückweg an.

Reichlich wurde dieser belohnt durch das Schlußbild, das wir an der vorgedachten Turnanstalt vor uns sehen: Mehlsack mit seinen rothen Thürmen und Gebäuden hoch oben auf dem Berge vor uns, dessen Conturen sich symmetrisch und scharf gegen den Abendhimmel abheben, zu seinen Füßen das grüne Thal, rechts und links der obere, theilweise belaubte Thalrand, zu seinen beiden Seiten gleichmäßig verlaufend. Das Bild ist wahrhaft malerisch und des Pinsels würdig. Unsere Landschaftsmaler wählen ihre vaterländischen Stoffe mit Vorliebe aus unserem Ostseestrande, dem unzweifelhaft der Preis der Schönheit gebührt. Es giebt aber auch im Binnenlande Naturgemälde, die ihres Pinsels werth sind und dasjenige, dessen Umrisse unsere schwache Feder eben kaum anzudeuten vermochte, sei ihrer Gunst empfohlen.

2. Allenstein. (1885.)

Von Insterburg, dessen Bahnhof auf 110′ Meereshöhe liegt, hebt sich das Plateau so allmählich bis hinter Korschen auf 300′, daß man es nicht gewahr wird. Bei Rothfließ fängt es an, recht coupirt zu werden, was insbesondere in der Gegend von Wartenburg auffällt. Man schneidet dort das Plateau, das sich südlich von Bartenstein, etwa von Kiewitten und Possrieten (516′) einerseits auf Sensburg, andererseits auf Passenheim hinzieht, sich westlich über Allenstein bis Heilsberg erstreckt und durchweg über 400 Fuß hoch liegt.

Gleich Insterburg ist Allenstein durch die Eisenbahn zu einem Knotenpunkte erhoben und dadurch zu neuem Leben erweckt. Alles zieht sich dorthin, das Militär, das Landgericht, Gymnasium, Eisenbahnbetriebsamt und längere Zeit spukten auch Gerüchte, wonach sich die Regierung dort einen Sitz etabliren wolle, was wohl eine Fabel sein und bleiben dürfte.

Es wäre für Einen, der fast die ganze Provinz kennt und studirt hat, fast eine Unterlassungssünde gewesen, dieses kleine Eldorado nicht zu betreten. Freudig benutzte ich daher die Gelegenheit, einen in die Ferne fahrenden lieben Sohn bis dahin zu begleiten und ließ mich durch das ziemlich zweifelhafte Wetter und die Strichregen, die wir passirten, nicht im mindesten beirren. Denn ich vertraute fest auf das Glück, das ich schon so oft gehabt habe und es hat mich auch diesmal nicht im Stiche gelassen; ich habe an jenem Tage passables, am folgenden fast ein Kaiserwetter gehabt und ganz unerwartet ein Stück Erde gefunden, das mich entzückte. Zwar hatte ich mich verrechnet, als ich den Schwerpunkt auf die Gegend südlich von Allenstein legte und die Alle bei Gr.-Bertung und Reussen besuchen wollte; diese Gegend scheint nicht schlecht zu sein,*) doch mußte ich den Besuch aufgeben, um zunächst die Stadt selbst zu besichtigen.

Man gelangt von dem Bahnhofe aus nach etwa 500 Schritt Chaussee durch lauter Neubauten zur Stadt. Es scheint als vollziehe sich hier der Proceß, den wir eben in Insterburg durchmachen, daß nämlich die (zweite) Neustadt auf die Höhe zur Bahn gerückt wird und die alten krummen, schmalen und bergigen Straßen der Altstadt und der älteren Neustadt von 1378 das Schicksal unserer Pregelstraße trifft. An keinem Orte habe ich soviel bauen gesehen, als eben in Allenstein; man baut mit Fieberhast, fast alles, was Privatleute herstellen, sind Speculationsbauten. Gleich hinter dem stattlichen Eisenbahnbetriebsamt, das der Staat recht großartig, in dauerhaftem, aber wenig ansprechenden unbekleidetem Ziegelroth

---

*) Der Fischereiverein hat kurz darauf mit seinen Damen eine Spazierfahrt dorthin gemacht, um die man ihn beneiden könnte.

schmucklos aufgeführt hat, erheben sich rechts und links mehrfache Neubauten in selbsterfundenem eigenthümlichen, aber minder schönem Baustile, etwas abweichend von Allem, was man heutzutage anderwärts sieht. Das Ermland, in dem wir uns befinden, mag ja Besonderes lieben. Wenn man aber sieht, wie in der Nähe der neuen Cavalleriekasernen ein dreistöckiger großer Neubau auf Speculation gebaut wird, in dem viele Offiziere in Wohnungen à 9 Zimmer neben einander wohnen sollen, was vielleicht nur für 1 bis 2 Jahre zutrifft, oder wie eine unternehmungslustige Dame eine Suite Neubauten unfern der Bahn herzaubert, so wird man stutzig und fragt, ob es den armen Handwerkern dort etwa anders gehen wird, als mehrfach bei uns?

Dann kommt wieder ein pompöses Land- und Amtsgericht vereint in einem Gebäude, eine große Bequemlichkeit für das Publicum und eine dringende Nothwendigkeit für dasselbe, dessen wir in Insterburg leider noch entbehren.

Für den Freund alter Zeiten folgt ein ziemlich gut erhaltenes altes viereckiges Ritterschloß, dessen innere Nordseite eine bedeckte, nach vorn offene Halle zeigt, wie sie größer und höher dem Königsberger Schlosse an der Seite des Blutgerichts eigen ist; in der Südostecke ein hoher achteckiger Thurm, das Gefängniß der Ritter, wie wir ihn kleiner an den Burgen zu Heilsberg und Insterburg finden. Die Westseite des Schlosses scheint durch Feuer verloren gegangen zu sein und ist durch eine Mauer ersetzt. Dann der viereckige Markt mit den Lauben, dem Rathhause in der Mitte, rechts eine alte katholische, links eine alte evangelische Kirche, krumme, schmale und entsetzlich gepflasterte Straßen, fast ohne alles Trottoir (was würden die künftigen Regierungsräthe und Offiziere dazu sagen?), dann alle Augenblicke ein Fleischerladen (einen kleinen Schlachthof besitzt man in der Nähe der kleinen Cavalleriekaserne, der nicht am Wasser erbaut ist und entschieden nicht ein Zehntel von dem kostet, als der bei uns projectirte, aber dem Bedürfniß abgesonderter Schlachtung genügt) und keine Gasbeleuchtung, aber ein ziemlich bewegtes abendliches Straßengewoge, in welchem Soldaten ihren Schätzen das alte Lied von der ewig

jungen Liebe in polnischer Sprache singen (es ist hier gegen Norden die Sprachgrenze des Polnischen), dann links eine große Jägerkaserne, rechts viele im Bau begriffene Cavalleriekasernen; (die Communal-Steuern betragen 300 Procent) Gesang-, Turn- und Kriegerverein wie bei uns, öffentliche Vergnügungen im Deutschen Hause: das Bild von der Stadt ist fertig und mit Vergnügen folgen wir dem freundlichen Führer an der Schloßmühle vorbei unter der Eisenbahnbrücke hindurch ins Freie.

Wie wohl thut nach dem bösen Pflaster und dem ängstlichen Bauwesen ein Gang nach dem Stadtwalde. Wie beneide ich Euch Allensteiner um diesen prächtigen Wald so ganz in unmittelbarer Nähe, kaum 2000 Schritt davon. Auch wir sind in Arkadien geboren, auch uns hat die Natur einen Stadtwald beschieden, aber er liegt fern, ist eben und reizlos und gerne überlassen wir seine ungebahnten Pfade den wenigen passionirten Freunden desselben. Hier aber führt die freundliche Allee des Verschönerungsvereins durch saftige Auen neben dunkel bewaldeten Ufern der Alle, die über das flache Gestein rauscht, klar und rein wie ein breiter Gebirgsbach, ozonische Waldluft weht uns entgegen und wir treten in den dicht bestandenen alten Fichten- und Laubwald. Erst führt der Weg ein wenig bergan — man glaubt in's Kaiserthal oder Bilderthal bei Zoppot oder sonst einen klassischen Fichtenhain zu treten — dann immer weiter, fast meilenweit in dunklen buschigen Gängen. Plötzlich biegt der freundliche Begleiter rechts ab und wir gelangen dicht an den rauschigen Fluß zu einem eingehegten Platze, wo eine eisenhaltige Quelle aus dem Lehmboden sprudelt, eingefaßt wie in Bädern, am Kettchen der Becher daneben; es ist die Verlobungsquelle.

Wenn da im Maiengrün beim Schlag der Nachtigall ein männliches Herz das Glück hat, dunkle Augen einer Jungfrau vor sich zu sehen, die zu Boden gerichtet werden, wenn die Gesellschaft sich auf kurze Zeit verzogen, und dann in der Männerbrust (die heirathsfähig ist und den Wunsch hat glücklich zu leben) nur eine schwache Kohle von dem Feuer des Lebens glüht: das Sprudeln der Quelle, das Rauschen der Alle, der Waldesduft, alles zeitigt

den Gedanken und lockt das große Wort hervor, das die Wangen der Jungfrau erbleichen und erzittern macht.

Weiter zogen wir über eine Waldbrücke, hoch mit einfachem Geländer, das genau paßt zum sonoren Ton der Landschaft, und stiegen zu meinem Erstaunen im gebahnten Zickzack des Waldabhanges mindestens 150 Fuß in die Höhe bis zur Platte, von der wir in's grüne Thal hinab und vor uns auf einen bewaldeten gut noch halb so hohen Bergabhang schauten, von dem noch ein schönerer Blick, der Margarethenblick, gerühmt wird; so benannt nach einer Jungfrau, die eben an der Verlobungsquelle ihr Glück gefunden hatte. An Faust's Seite erschien ihr da die Welt auf einmal ganz neu und herrlich. Neunzehn Jahre hatte sie nicht bemerkt, daß Gottes Welt auch bei uns so schön ist!

Endlich kamen wir, an Hopfenplantagen im Waldesgrün vorbei, an einen alten verlassenen Schützenplatz im Walde. Auch hier hat man das Schießen eingestellt, aber den Eintritt zum Platze Niemandem verwehrt. Der grau bemooste Schießstand ist zu beiden Seiten terrassirt, mit grünen Böschungen und alle 20 Schritt vis-a-vis halbkreisförmigen mehretagigen Rasen-Sitzen geschmückt. Auf diesen Plätzchen wurde Margarethens Hochzeit gefeiert. Zu beiden Seiten saßen auf den Terrassen in den Rondeaus Mädchen in hellen bunten Battistkleidern, im Haare Waldblumen und Hopfenblüthen, das Brautpaar und die Braukjungfern zogen lächelnd hindurch, die Lerchen jauchzten und die Musik spielte Weber's Jungfernkranz. Ein Maler stand daneben und hat dieses bezaubernde Bild gemalt; doch ist's verloren gegangen.

Das Brautpaar eilt zum Tanzsaal daneben, einem großen bedeckten Waldsaal mit zwei großen, quadratischen Abtheilungen. In der etwas tiefer gelegenen Hälfte links tanzten Brautpaar und Gäste, in der gleichen Hälfte rechts jubelte das Volk, und die Musik spielte „Feins Liebchen unter dem Rebendach". Die Eltern lachten dicht dabei im Freien auf den Bänken und scherzten mit den Freunden, die Vettern spielten Kegel, andere, die nicht tanzen mochten, setzten sich in die Restauration „Jacobsberg" und tranken helles böhmisches Bier und „ostpreußischen Maitrank".

Auf der Chaussee daneben gingen sie heim, kaum 2 Kilometer weit, bei der Cavalleriekaserne, der Offizierskaserne und dem billigen Schlachthause vorbei, schliefen bei Bernoth süß und weich auf schneeweißen Linnen, warfen Morgens noch einen Blick auf Posarten und fuhren heim.

3. Kurzer Rückblick auf die Geschichte Heilsbergs und des Ermlandes.*)

Als Ordensburg 1240 von den Rittern erbaut, ging das Schloß Heilsberg bei der Landestheilung in die Hände des Bischofs über, der den Bau vollendete. In einer spätern Periode sorgte man für die Bequemlichkeit des hier residirenden Kirchenfürsten, doch sind diese Anbauten dem Zahn der Zeit gewichen. In einer dritten Periode stand das Schloß wüst da und näherte sich seinem Verfall, bis der Besuch des Königs seine Wiederherstellung zur Folge hatte.

Erst spät siedelte sich ein Dörfchen unter dem Schutze der Burg an, das Bischof Eberhard 1308 zur Stadt erhob und mit einem Privileg versah. Unfern davon lag die feste Burg Rössel, sowie die Häuser Schippenbeil und Bartenstein, wie Heilsberg am Ufer der Alle, sämmtlich an den Grenzen der Wildniß und der Urwälder, die sich von hier nach Osten hin erstreckten.

Als 1241 Suantepolk das Ordensland überfiel, hielten nur Elbing, Balga und Heilsberg seinen Angriff aus und letzteres diente den Rittern als Zufluchtsstätte.

Demnächst traf der Orden mit den vier Bischöfen des Landes das den Streit über die Landestheilung beendigende Uebereinkommen, wonach dieselben das ihnen versprochene Drittel des Landes nach ihrem Belieben wählen sollten. Anselm, ursprünglich Ordensritter, wählte zu seiner Diözese den Theil von Pomesanien oder Hockerland, worin Frauenburg und Braunsberg, von Warmien, worin Mehlsak, Wormditt, Guttstadt, Seeburg, Bischoffstein und Heilsberg, von Barten, worin Rössel und von Gelinden, worin Wartenburg, Bischofsburg und Allenstein liegen. So entstand

*) Nach Nietzki, das Schloß zu Heilsberg, N. P. P. Bl. 39, S. 19 ff.

1251 das Ermland, worin Heilsberg der Hauptort war. Seine Lage, wie ein Keil im Ordenslande, war deshalb so gewählt, damit der Orden es von allen Seiten beschützen sollte und dem Bischof die Sorge der Vertheidigung abgenommen wurde. So hat es sich, nachdem zur Zeit Herzog Albrecht's die Bißthümer Pomesanien (Riesenburg) und Samland (Fischhausen) eingegangen waren, neben Culmsee, dessen Sitz in unserem Jahrhundert nach Pelplin verlegt wurde, erhalten. Da es inzwischen vom Orden abgefallen war und sich an Polen angeschlossen hatte, machte es den Uebergang zu Luther's Lehre nicht mit, sondern ist bis heute katholisch geblieben.

Im letzten Aufstande der Preußen 1260 belagerten ihre Führer Glappo aus Warmien, Divane aus Barten, der Pogesanier Anctumar und der Natangerfürst Herkus Monte die Burg, eroberten sie und hielten sie zwölf Jahre in der Gewalt. Inzwischen starb Anselm 1269. Sein Nachfolger konnte die Regierung dort erst 1273 antreten, nachdem der Landmeister Dietrich von Gatersleben die Burg zurückerobert hatte. Nach Herstellung der Ruhe konnte Bischof Heinrich II. seinen Fleiß auf die Cultivirung des Landes wenden. Er zog deutsche Colonisten in's Land, baute die abgebrannten Kirchen und Burgen wieder auf, namentlich Braunsberg, und versah seine Residenz Frauenburg, zum Theil aus dem Vermächtnisse einer reichen Wittwe, mit einem herrlichen Dome. Sein Nachfolger Eberhard zog wieder nach Heilsberg, baute das Schloß aus, erhob den Marktflecken zur Stadt und umgab sie mit Mauern, Thürmen und Thoren, von denen noch heute das hübsche Thor nach Westen und ein geringer Theil der Mauern stehen. Ein Einfall des litthauischen Großfürsten, der 1311 die Burg vergeblich berennt, bestimmt den Bischof zu weiteren Befestigungen. Guttstadt und Wormditt verdanken ihm ihre Entstehung. Sein Nachfolger Jordanus starb schon nach zweijähriger Regierung zu Heilsberg. Unter Johann I. und Johann II. Steifrock erlangte das Schloß seine Vollendung (während der glücklichen Regierung Winrichs von Kniprode) — hölzerne Thürme und Umwährungen wurden durch Ziegelbau ersetzt, statt der Balken Stein-Gewölbe

eingezogen, starke Thürme wurden erbaut, das Verhältniß beider zum Orden wurde durch kleine Streitigkeiten, Abgabenzwiste, Grenzstreite gestört, was dadurch nicht besser wurde, daß Kaiser Karl IV. Johann Steifrock zum deutschen Reichsfürsten erhob. Derselbe Bischof vollendete die Burgen Seeburg und Rössel und starb 1373. Um die Streitigkeiten zu heben, leiteten Gregor XI. und Kaiser Karl IV. die Wahl auf des letzteren Secretair, Heinrich Sorbohm, dem der Kaiser diese Stellung schon früher versprochen hatte und in Freundschaft gewogen blieb, weshalb wir ihn noch oft in seiner Gesellschaft sehen. Heinrich baute den Kreuzgang im Innern des Schlosses und legte die — jetzt fast verschüttete Wasserleitung vom Kreuzberge daneben an. Nach der Schlacht bei Tannenberg, 1410, zog Bischof Heinrich IV. Vogelsang bittend dem Witold entgegen und erkaufte durch Geld den Abzug, was Heinrich von Plauen für Verrath hielt und den Bischof mit Krieg überzog. Dieser entfloh nach Danzig, Lübeck, dann zu Siegesmund, worauf Plauen das Schloß Heilsberg in Besitz nahm und zwei Jahre lang dort residirte. Erst sein Nachfolger Küchmeister söhnte sich 1415 mit dem Bischof aus und entschädigte ihn mit Geld, doch starb er bald. Sein Nachfolger Johannes III. hielt Frieden, aber schon dessen Nachfolger, Franz Kuhschmalz, neigte zu den Polen hinüber. Noch mehr trieb ihn sein Domkapitel auf diese Seite. Als der Bischof 1453 als Gesandter an den Hof des Kaisers gegangen war, erklärte sich das Kapitel zwar für neutral, trat aber nach den ersten Erfolgen Johann von Baysens auf die Seite der Polen. Casimir nahm von Heilsberg Besitz und der rückkehrende Bischof wurde nicht hineingelassen, worauf er sich zum Hochmeister nach Marienburg begab, aber schon 1455 im Exil starb. In der Burg entstand inzwischen 1442 ein Brand, in Folge dessen Dach und Giebel einstürzten. Der nächste Bischof Aeneas Sylvius trat offen zu Polen über, desgleichen Paul von Logendorf, der ihm 1458 folgte und Ermland an König Kasimir auslieferte. Der Friede zu Thorn 1466 trennte es von der Ordensherrschaft. Der Nachfolger, Nicolaus von Tüngen, Geheimschreiber des Papst Paul II. neigte sich wieder der Ordenssache

zu, erkrankte jedoch zu Rom, worauf Kasimir den Bischof von Kulm, Vincenz Kielbassa und als dieser sich unfähig erwies, den Albert Oporowski als Bischof einsetzte. Indeß zog Nicolaus von Tüngen mit Waffengewalt in's Ermland und eroberte, wie die meisten Burgen, so auch Heilsberg. Doch sein Schutz, Martin Truchseß von Wetzhausen, war zu schwach, um ihn zu schirmen. Die polnischen Hauptleute Byali und Zieliczinski zogen 1478 vor Allenstein und nahmen die Stadt ein, eroberten Wormditt, beschossen und verbrannten Mehlsack; Heilsberg konnten sie nicht einnehmen, doch huldigte der Bischof dem Könige später freiwillig und starb 1489 als der letzte Bischof, der auf der Ordensseite stand. Später wurde Heilsberg das Hauptquartier der Polen, das Herzog Albrecht öfter aber vergeblich berannte, als Fabian Bischof war. Er beschoß es mit vielen Brandkugeln, doch die Aufmerksamkeit des obersten Richters George Preuk dämpfte das Feuer. Hundert Jahre der Ruhe folgten. Gustav Adolf kam mit den Schweden in's Land, konnte aber 1627 Heilsberg nicht erobern. Am Dorfe Connegen ließ er, um die Alle abzudämmen, eine Schanze anlegen. Karl XII. residirte im Winter 1704 in Heilsberg und nahm dessen Bibliothek nach Stockholm. Die Burg verlor immer mehr an Ansehen. Vor dem Thore im Süden hatten die Bischöfe an einer Stelle, die jetzt leer ist, einen großen Anbau mit Eingang zur Kapelle bauen lassen, welcher auf der Westseite einen runden Thurm trug; wegen Baufälligkeit wurde der Anbau 1839 abgebrochen. Die Südseite der Burg schmückten zwei runde Thürme, von denen jetzt nur noch der westliche steht, der die Sessionszimmer des Landvogteigerichts enthielt; vom östlichen sind nur noch die Fundamente da; beide hatte Bischof Stanislaus von Grabowski 1766 erbauen lassen. Ignatius Krasiki, der ihm 1767 folgte, mußte 1772 die Herrschaft niederlegen und erhielt preußischen Gehalt. Auf ihn folgten zwei Verwandte der preußischen Herrscher: 1795 Graf Carl von Hohenzollern und 1803 Prinz Joseph von Hohenzollern-Hechingen. Beide wählten das Kloster Oliva zur Residenz und Heilsberg, das nebst Wasserleitung noch 1767 in gutem Bauzustande war, verfiel. Der höchste Thurm

verlor 1767 seine Spitze. Im Kriege 1806/7 wurde das Schloß Feldbäckerei und Lazareth. Die Prinzessin Maria von Hohenzollern residirt noch in Oliva.

4. Heilsberg. (1885.)

Man fährt von Allenstein mit dem Frühzuge bis Göttkendorf zusammen mit dem nach Pr.-Holland führenden Zuge, bis sich dieser dort links abtrennt und wir rechts immer zur Linken der Alle abfahren. Bei Buchwald öffnet sich gegen Nordost ein fast schweizerhafter Blick und ein herrlicher Buchenwald wird durcheilt, fast zwei Stunden, bis Guttstadt erreicht ist, ein unbedeutendes Städtchen mit nur einer Straße. Dann fuhren wir die Chaussee bei Schmolanien vorbei durch die herrliche Guttstädter Forst bis zur Unterförsterei Waldhaus ziemlich in einer Ebene auf 330 Fuß auf dem rechten Alleufer. Von hier ab wird das Terrain außerordentlich coupirt und steigt beständig an. Es sind stumpfe, meist kahle und beackerte Lehmberge, die bei Kolm auf 568 Fuß ansteigen. Gleich hinter Liewenberg steigen wir auf 1000 Schritt von 360 auf 427 Fuß, bei Reichenberg befinden wir uns auf 439 Fuß, dann fällt die Chaussee auf 315 Fuß, bis sie sich kurz vor Heilsberg zwischen dem Kreuzberge links (433 Fuß) und dem Lindenberge rechts (419 Fuß) durchwindet und hinab in's Thal in die bergige Stadt führt. Die katholische Kirche stand offen und nachdem wir uns an den prächtigen Pfeilern und Glasfenstern erfreut, stiegen wir über 100 Fuß hoch auf die Zinnen des Kirchthurms.

Uns gegenüber lag der Kreuz- und der Lindenberg, beide kahl, darunter der dunkle bischöfliche Garten, rechts die Domaine Neuhoff und ein Fichtenwald, das Hundegeheck genannt, aus dem die Alle heraustritt. Zur Linken blicken wir in das unbelaubte Thal der Simser, auf Medien zu, auf ein Stückchen der strauchreichen Damerau, wo sich der Schützenplatz befindet, dann zu unsern Füßen auf das Schiff der Kirche, die Wohnung des Erzpriesters, weiter das bischöfliche Schloß, die Stadt mit ihrem freundlichen,

zum Theil von Lauben umzogenen großen und — nachdem das prächtige Rathhaus in der Mitte zu unserer Lebzeit abgebrannt ist — freien Marktplatz, die steilen Ufer der nach Nordost umbiegenden Alle, die Ebene nach Norden, die evangelische, wohl nach dem Plane Friedrich Wilhelm's IV. erbaute Kirche — der Mehlauker, ebenfalls von ihm entworfenen Kirche gleichend —, und nach dem zum Gefängnisse umgebauten alten Stadtthore.

Der bischöfliche Garten, der offen stand, muß einmal recht schön gewesen sein, jetzt war er ganz verwildert, das kleine Sommer-Schlößchen in seiner Mitte wird von einem Maurer bewohnt, in seinem schönen Gartensaale hat der Gesellenverein seinen Sitz aufgeschlagen: rechts eine kleine moderne Bühne erbaut, davor eine Kanzel, Heiligenbilder oben ringsum, broncene Statuen von Heiligen am Fenster. Ein einziger kurzer Gang bis zu dem Schlößchen, sonst kein Weg, kein Steg, die alten Bäume verwachsen, die Rasen nicht geschnitten, nicht eine Blume, kein Strauch, ganz ähnlich wie in Pelplin, wo ich in meiner Jugend herrliche Gartenanlagen, vor etwa zwei Jahren aber ähnliche Wüstenei fand. Die Größe eines Geistes pflegt sich immer nebenher auch darin zu zeigen, daß er die ihm anvertraute Natur hegt und pflegt und eine Freude daran hat, seinen Sitz blumenreich und anmuthig zu gestalten. Dieser Geist ist hier nicht zu finden; die Natur harrt seiner geduldig.

Hier merkt man recht den Nutzen kleiner Höfe. Wo solche vorhanden sind, findet man Gärten und Schlösser, wie in Thüringen, überall wohlgepflegt und restaurirt. Die Bischöfe des Ermlandes waren ehedem auch kleine Fürsten und liebten die Pracht der Gärten und Gebäude. Die Bischöfe Johann I. und II., sowie Heinrich III., welche bei uns residirten, waren Männer von Geschmack und haben ihre Residenzen Wormditt, dann Heilsberg, zuletzt Frauenburg, mit allem Comfort und mit der ganzen Kunst ihres Zeitalters ausgestattet, ja sie haben den Orden, der mit Ausnahme der Hauptstadt Marienburg, fast nur Festungen ohne allen äußeren architektonischen Schmuck baute, darin entschieden übertroffen. Auch die Burgen ihres Ermlandes, in denen sie nicht

residirten, Allenstein und Rössel sind schöner und geschmackvoller gebaut, als die Ordensburgen. Die Domkapitel, denen der Bischof ein Drittel seines Besitzes als Ausstattung abtrat, gaben dem nichts nach. Frauenburg, Mehlsack und Allenstein waren solche Kapitelstädte. Frauenburg wurde 1287 gegründet und erhielt vom Bischof Eberhard seine Handfeste. Der schön auf hohem Berge über dem Haff thronende Dom gehört zu den Prachtbauten und verdient den Besuch und das Studium jedes Kunstkenners,*) für den Maler wäre er — vom Haffe aus gesehen — ein dankbares Sujet. Unfern von der Stadt errichtete sich im 14. Jahrhundert Probst Heinrich das castrum Sonnenberg und nannte sich darnach Herr von Sonnenberg. Mehlsack ließ derselbe Probst Heinrich bauen und gab der Stadt 1312 die Handfeste. Auch in der Nähe dieser Stadt erbaute er sich als Sommersitz 1325 das Schloß Pluth.

Nach der Enttäuschung, die ich im Garten empfangen, ging ich mit geringen Erwartungen in's Schloß. Dasselbe hat zwei Theile zuerst eine große Vorburg, in welcher sich das Amtsgericht und verschiedene andere Büreau's befinden, alles freundlich und anspruchslos. Unmittelbar aus seinem Hofe tritt man in einen kleinen Park und durch diesen zum bischöflichen Schloß, jetzt einem Waisenhause für katholische Knaben und Mädchen, etwa 200. Es ist ein Prachtbau, den Bischof Johann I. von Meißen 1350—55 anfing und den seine Nachfolger Johann II. und Heinrich III. Sorenbohn, Zeitgenosse Winrich's v. Kniprode, vollendet haben. Diese Bischöfe haben zugleich die Schlösser Rössel und Seeburg gebaut. Das Schloß Heilsberg bietet einen pompösen Anblick. Hoch, viereckig und wohl restaurirt, wie das Schloß in Mewe. An allen vier Ecken Thürme, drei davon klein, viereckig, nur oben an den Ecken etwas heraustretend, je mit drei zweifenstrigen Zimmern übereinander und einem spitzen Thürmchen, der vierte, in der Nordwest-

*) Quast hat ihn in den „Denkmälern der Kunst" abgebildet, Bergius in den Prov. Bl. beschrieben und auf Prothmann's oder Gottheil's Photographien davon hingewiesen.

ecke von unten auf stark und achteckig. Ein Schieferdach schmückt den stattlichen Bau.

Als der kunstliebende König Friedrich Wilhelm IV. Heilsberg besuchte, trug das Schloß das Transparent „Erhalte mich!" und die Bitte scheint vom Könige erhört zu sein.

Im viereckigen Schloßhof steht inmitten eine Brunnenstatue, rings herum in zwei Etagen ziehen sich offene Hallen mit gothischen Bögen, jetzt bequeme Spielplätze für Knaben und Mädchen, die sauber in blaulinnenen Röcken und Kitteln, die Knaben kurz geschorenen Hauptes munter und gesund erschienen und den Gruß laut und natürlich erwiederten.

Eine Treppe hoch treten wir aus der offenen Stoa durch eine kleine Halle zunächst in die einschiffige Kirche, einen großen hübschen Raum mit Altar und Kanzel. Dann gings in den Rittersaal, der zum Schlafsaal der Knaben umgewandelt ist, indem man die 6—8 durch drei Etagen gehende Spitzbogenfenster mit Laden derart verkleidete, daß nur zwei gewöhnliche Fenster unten frei blieben. Von hier gelangten wir in ein Arbeitszimmer der Knaben, das sogenannte Rautengemach, dessen Decke ganz eigenthümlich, aber wunderschön ist. Das Gemach ist viereckig mit Sterngewölben gebaut, auf jeder Seite treten oben zwei gothische Spitzbogen aneinander heraus und wölben die Decke. In vier Rosetten fallen sie an der Decke zusammen und während die Wände einfach weiß gehalten sind, hat man diese ganze Decke in einer merkwürdigen türkischen Weise, in kleine Rauten ausgemalt, so daß sie ganz gelb-roth-blau, aber recht geschmackvoll erscheint. Nach einem Einblick in den Aufenthaltsraum der kleinen Mädchen, welche Leinwand schnitten, spannen, und beim Ertönen der Mittagsglocke auf die Kniee sinkend ihre Gebete sprachen, gelangten wir unten in einen alten Remter. Drei Spitzbogen traten in die Mitte des Zimmers und liefen je in eine dicke Steinsäule aus, ganz wie in Marienburg. Man hat den ganzen unteren Raum mit Erde gefüllt und einen hölzernen Fußboden hoch gelegt, so daß von den Steinsäulen nur etwa 2 Fuß des oberen Theils zu sehen bleiben, und so das Zimmer zum Speisesaal umgewandelt. Eine kleine

Apotheke und ein modernes Empfangszimmer mit den Bildern von Pio nono und dem vorigen Bischof bildeten den Schluß.

Mit Ausnahme der Nordseite hat man das Schloß an allen Seiten mit Garten, Graben und einer Promenade umgeben, die namentlich gegen Süden an der Simser, gegenüber dem Rittersaale schön belaubt ist und den stattlichen Bau recht hervortreten läßt. Es erscheint hübscher als das Königsberger Schloß von der neuen Schloßstraße aus gesehen, von welcher Seite sich dasselbe am besten präsentirt.

III. Ernstes und Heiteres aus dem Leben und der Kunst.

1. Geistesleben und Volkscharakter.

Obwohl unser Herz an Altpreußen hängt, so liegt es uns doch fern, einen Cultus des Altpreußenthums zu predigen. Die Solidarität der Cultur und Wissenschaft ist für alle Völker und Zeiten gesichert, doch trägt manches Volk weniger, manche Zeit mehr zu ihrer Pflege bei. Die slavischen Völker haben fast nichts dazu gethan; die germanischen hingegen augenblicklich die Führung übernommen. Es giebt nur eine Wahrheit, nach der alle streben, sie ist kein germanisches oder romanisches Kleinod, sondern ein Gemeingut aller Menschen. Doch läßt sich das, was ein einzelnes Volk, eine Zeit zur Erkenntniß ihrer einzelnen Zweige beigetragen haben, besonders betrachten, und in diesem Sinne kann man von deutscher oder preußischer Cultur, Geschichte, Naturwissenschaft sprechen. Wenn wir daher von altpreußischer Culturgeschichte sprechen, so geschieht es nur in dem Sinne und in der Absicht, dasjenige hervorzuheben, was die Altpreußen zur Hebung der Cultur der gesammten Menschheit beigetragen haben.

Oertliche Verhältnisse können diesen Beitrag fördern oder hemmen.

Was Altpreußen dazu beigetragen hat, darf man nicht gar zu gering anschlagen. Es sind von hier aus in Kopernikus und Kant der Welt Lichter aufgegangen, die in alle Zukunft leuchten werden; man würde irren, wenn man glaubt, daß der Zufall sie hier gerade aufgesteckt habe. Die Zukunft, in welcher sich dergleichen Erscheinungen wiederholen dürften, wird den Beweis dafür erbringen.

Der innere Grund liegt in seiner Lage und in seiner Geschichte.

Die Abgeschlossenheit von der Welt hat ihre Nachtheile, aber auch ihre Vorzüge. Es bildet ein Talent sich in der Stille. Die Wissenschaft liebt die Einsamkeit zu ihrer Entwickelung, wie die Pflanze im Dunkeln keimt und der Wein sich im Keller klärt. Im Mittelalter waren aus diesem Grunde die Klöster die Pflanzstätten der Wissenschaft.

Andererseits ist ein gutes Theil dieses Verdienstes dem gesunden Sinne des deutschen Ritterthums, insbesondere Winrich's von Kniprode und Friedrich's von Meißen zuzuschreiben. Der Orden war nicht gewöhnt, sich blindlings den Befehlen der römischen Curie zu unterwerfen, sondern wollte alles selbst prüfen. Er zeichnete sich durch Denkfreiheit und Toleranz aus. Daher gab es in Preußen noch 1411 einzelne Heiden. Eben deshalb fanden die Meinungen der Waldenser, Wiklefiten und Hussiten in Preußen Duldung, zum Theil Aufnahme und Heinrich von Plauen wagte es bereits, der Geistlichkeit zu befehlen, daß sie den schlichten Text des Evangeliums predigen sollte.*) Ueberraschend und schnell haben die Altpreußen sich von der Geistesfessel des mittelalterlichen Katholicismus befreit. Georg Polenz und Hiob von Dobenek führten schon 1520 in Königsberg die Reformation ein, indem sie die drei Reformatoren Johann Brißmann, Poliander und Paul Speratus predigen ließen; in Elbing wurde sie 1523, in Danzig 1525 eingeführt.**) Bis auf kleine Theile Westpreußens und das Ermland saß und sitzt der Protestantismus unerschütterlich fest und geistige Freiheit kann der Altpreuße in einem andern Rahmen sich nicht denken. Niemals hat der Papismus in Preußen Fuß fassen können, und wenn auch vorübergehend in Braunsberg, Thorn und Oliva die Jesuiten ihre Collegien bauten, so ist es ihnen doch nicht gelungen, bei uns sich einzunisten. Weder der Papst in Rom, noch die kleinen evangelischen Päpste, die ab und

*) v. Baczko, Geschichte Preußens Bd. III, S. 270, Preußische Sammlung III, 369.

**) Schubert, historisches Gemälde im Berliner Kalender 1835, S. 47 ff.

zu bei uns auftauchten, fanden hier einen Boden, auf dem ihre Saat aufgeht.

An der Schwelle des Ueberganges von Autoritäts- und Köhlerglaube zur Selbstprüfung steht **Kopernikus**, geboren 1473 zu Thorn, gestorben 1543 zu Frauenburg, der in Krakau und 1496—1500 in Bologna studirte, wo sein Lehrer Maria Ferrara die Mängel des Ptolemäischen Weltsystems zuerst erkannte, dann in dem stillen Domherrnhäuschen zu Frauenburg die Sammlung und den Muth fand, der den Italienern fehlte, um seine libri VI de revolutionibus orbium caelestium zu schreiben.*)

Dieselbe Rolle, welche Kopernikus im Gebiete der äußerlichen Welt innehatte, spielte **Kant** auf dem erhabeneren Felde, der Welt des Geistes. Er fand in Preußen die Ruhe und Ungestörtheit, aus welcher seinem klaren Geiste die Kritik der letzten Dinge erwuchs, die er Kritik der reinen Vernunft nannte, und zugleich schuf er den Ersatz für alles, was seiner Prüfung nicht Stand hielt, in einer Moralphilosophie, welche die Welt wieder fest umklammert und zu lenken geeignet ist. Diesen unscheinbaren, kleinen Mann, den ein Hegel weit zu überflügeln dachte, werden noch Jahrhunderte nicht verdauen, während man über Hegel bereits zur Tagesordnung übergegangen ist. „Die Welt erhält nur alle Jahrtausend einen Kant". In einem Lande oder an einem Ort, wo Fanatismus, politisches oder gesellschaftliches Vorurtheil die Geister bannt und gefesselt hält, wo, wie in Frankreich, Leichtlebigkeit, oder, wie in Industriegegenden, der Druck der täglichen Last nicht die Gedanken aufkommen läßt, wird schwerlich jemals ein Kant entstehen; da kann der Geist nicht seine natürlichen Schwingen entfalten. Alle diese Hemmnisse fehlen bei uns und darum wurde es Kant und wird es noch heute den Altpreußen auch leichter, die richtige Methode zu finden und sich davon durch nichts ablenken zu lassen. Auch sie verdanken wir wie Kant der Eigenart des Vaterlandes. Sie besteht darin, sich seines eigenen Verstandes zu

*) A. M. S. 13 S. 265, Aufsatz von Hippler, formell studirte Kopernikus in Bologna zusammen mit Fabian von Luszainen kanonisches Recht.

bedienen, den Autoritätsboden zu verlassen, oder wie Kant es auf seinem ersten Werke als Motto ausgedrückt hat: nicht nach der Weise des Viehes den Weg der Voranschreitenden zu folgen, sondern den Weg nehmend, wohin zu gehen ist und nicht wohin gegangen wird.*) —

Man sagt, wer alle Farben mische, erhalte schließlich ein abgeblaßtes Weiß, falls nicht eine der Farben quantitativ überwog. Es läßt sich nicht oder doch nur mit Einschränkung behaupten, daß, wer alle Nationalitäten zusammenmischt, den nationalen — und wer alle Bekenntnisse auf einer Insel zusammenbringt, den religiösen Indifferentismus erhalte. Viele Nationen, alle gleich stark auf eine Insel versetzt, würden allerdings im Augenblicke keine Nation sein; doch nur für den Augenblick, denn mit jedem Tage bringt die Gemeinsamkeit und die Gewohnheit, die Ausgleichung unter einander, die den Menschen so eigene, meist unwillkürliche Annahme des Fremden, sie diesem Ziele näher, und sobald sich eine Regierungsform gefunden, ist die noch so junge Nationalität fertig. In Preußen hat dieser Mischungsproceß sechshundert Jahre gedauert, der eine Ton, der deutsche, hat von jeher überwogen und darum ist das Product, weitab vom nationalen Indifferentismus, gute deutsche Nationalität und Sitte geworden. Religiöser Indifferentismus ließe sich schon weit eher erklären. Seit 6 Jahrhunderten bestand hier ein etwas freier Katholicismus, der dann in's Lutherthum umsprang. Wiklefiten, Lolhorden, alle Sorten Mönche, Hussiten, Hugenotten, vertriebene Schotten, Niederländer, Holländer, Schweizer, Mennoniten, Salzburger und Philipponen fanden sich bei uns zusammen. Keiner von ihnen war ein Freidenker, jeder im Gegentheil ein arger Orthodoxer. Aber Niemand wurde gehindert, seinem Glaubenssatz zu huldigen und das eben verflüchtigt, wie wir bei der Geschichte der Philipponen gesehen haben, das Sectirerwesen. Es mußte sich eine Zahl von Leuten finden, welche die stillen Beobachter spielten und den „Irthumb“ (wie S. Grunau es nennt) ihrer Glaubensgenossen

*) Motto zur Schrift: Gedanken zur wahren Schätzung der lebendigen Kräfte.

und der Anderen erkannten. Aber auch auf religiösem Gebiete war das Mischungsverhältniß ein ungleiches. Der ältere Mischungsproceß vor der Reformation läßt sich wegen Mangel an Nachrichten nicht mehr recht verfolgen; der neuere, dem die heutige Bevölkerung entstammt, ist etwa zwei bis drei Jahrhunderte alt und in diesem hat der Protestantismus überwiegend den Ton angegeben, und dieser bildet daher den Grundcharakter des religiösen Bekenntnisses Altpreußens; ein Farbenbild, auf dem gewisse Sectirer kaum noch erkennbar sind, manche, wie Mennoniten und Salzburger, als abgesonderter tieferer Ton derselben Farbe erscheinen. Das Sectirerwesen war die Quelle des Pietismus, besonders in Königsberg, und gerade dort schuf mitten zwischen Freidenkern und Orthodoxen Kant einen Mittelweg für beide, die Moralphilosophie.

Aus jener Ruhe und Unbefangenheit des Urtheils entspringt auch ein anderer und zwar einer der deutlichsten Charakterzüge des größten, nämlich des deutschen Theils unserer Bevölkerung. Während der Litthauer und besonders der Pole gefügig ist, bewahrt sich der deutsche gerne seine Selbständigkeit und erscheint dabei zuweilen spröde oder starr. So gerne er innerhalb des Gesetzes bleibt, so wenig vermag er seine Meinung mit dem jedesmaligen Winde zu wechseln. Er gehorcht, aber er kann nicht Knecht sein. Was Wunder! Die Väter waren ein Conglomerat von Leuten, die irgend einer religiösen oder andern Ungefügigkeit halber ihre Heimath verlassen hatten. Und die Nachkommen dieser Leute sollten nichts von diesem Zuge geerbt haben? Das wäre doch wunderbar.

Aus diesem harten Holze ist eine ganze Reihe altpreußischer Beamten geschnitten gewesen und diese haben das altpreußische Beamtenthum bei unseren Vätern und Nachbarn zur Berühmtheit gebracht. Zu ihnen gehört in erster Linie der Oberpräsident v. Schön, den Eichendorf als „den braven Schiffer“ feiert und 1842 rufen läßt:

Die See geht hoch, gebt Acht, gebt Acht,
Ihr Schiffer sollt nicht schlafen!

worauf ihm der Dichter aus der Seele der Altpreußen antwortet:

Wohlan, so lang wir wogenwärts
Noch frische Fahrten wagen,
Soll hell an jedes Preußenherz
Des Schiffers Mahnung schlagen.

Das Erkennen des Rechten erfordert als Correlat den Muth der Meinung und des Handelns darnach und daß die Altpreußen dazu fähig und bereit sind, haben sie 1813 bewiesen unter Stein, York und Schön, folgend der Leyer Schenkendorf's, auch eines Ostpreußen, der durch Begeisterung die Befreiung förderte.

Wie alles Menschliche unvollkommen ist, so hat der Muth der Meinung und das harte Holz, aus dem die besten Charaktere geschnitten werden, zuweilen kleine Uebel, nämlich Sprödigkeit und Schroffheit der Formen, im Gefolge, welche nicht nothwendig, zuweilen schädlich sind.

Auch die Entlegenheit Altpreußens, der wir so große Vorzüge verdanken, ist nicht ohne große Mängel. Wie sie für die Vertheidigung des Landes, das in der Herzogszeit, fern von Freunden, immer von drei Seiten dem Angriff ausgesetzt, ungewöhnliche Anstrengungen erfordert, denen die Ritter in ihren vielen Burgen Rechnung trugen, so erschwert sie auf geistigem Gebiete die Vollständigkeit der Information und die Communication, läßt auch mancherlei Einseitigkeit aufkommen. Daraus erklärt sich die in früheren Zeiten hier häufige Erscheinung, daß Altpreußen sich in gewisse Ideen, wie in eine Sackgasse verrannten, wie Hamann und die früher hier besonders auffällig große Zahl von verdorbenen Genies und originellen Charakteren. Auch erklärt sich daraus eine gewisse Einseitigkeit, welche besonders bei unserer älteren Geschichtschreibung hervortritt. Die große Mehrzahl unserer Chronisten bewegt sich, wie das Thier am Stricke, lediglich auf dem Boden Altpreußens, als wenn außerhalb dieses Ländchens eitel Wüste wäre. Nur Posilge steht als geistvoller Beobachter da, der auch die Ereignisse der großen Weltgeschichte erwähnt. Auch Voigt leidet noch sehr an diesem Mangel und wir harren noch der Feder, welche die preußische Geschichte vom Standpunkt der allgemeinen Weltgeschichte und aus dieser heraus schildert und den Einfluß,

den Kaiser und Papst auf unser Land gehabt, auf das rechte Maß zurückführt.

Mehr als andere Völker haben wir dem Himmel für die Erfindungen zu danken, durch die er in unserem Jahrhundert Menschen, Güter und Gedanken enger verknüpft hat, als zuvor. Seitdem Eisenbahnen und Telegraphen Raum und Zeit verkürzt haben, sind wir dadurch den Ereignissen näher gerückt; wenn die Vertheidigung dadurch leichter geworden, schleift der verstärkte Verkehr der Menschen und Güter eigenthümliche Sitten, Anhäufung von Gütercomplexen in einzelnen Händen immer mehr ab, verallgemeinert die äußeren Güter des Lebens und trägt materielle und geistige Cultur auch bei uns in immer breitere Schichten. Stände, die früher auch in der äußeren Erscheinung schroff von einander abstachen, kennt man heute fast nicht mehr und die Zeit rückt immer näher, wo nur das persönliche Verdienst des Einzelnen den Werth des Menschen bestimmt und Geburt wie Vermögen allgemein als die Zufälligkeiten gewürdigt werden, die sie sind. Damit schwinden von selbst Nebensachen wie eigenthümliche Trachten, Sonderbarkeiten der Sprache, religiöse oder politische Sonderansichten, und auch — die Originale weichen. Die Presse hält die allgemeine Aufmerksamkeit rege; wenig entgeht ihrer Beobachtung und was sie Großes, Freudiges oder Trauriges erfährt, das trägt sie als Ruf der Freude oder als Warnung sofort bis an's Ende der civilisirten Welt. Als die Pest in Litthauen wüthete, hatten wir diese Wohlthat noch nicht; aber als in den Weberdistricten Schlesiens oder in Altpreußen Nothstände eintraten, riefen Zeitungen, wie Sturmglocken, die Theilnahme der gebildeten Welt wach und wenn auch bei ihnen Irrthum nicht ausgeschlossen ist, ja die Lüge zuweilen, wenn auch nur für kurze Zeit, Eingang finden kann: wer mit der Ruhe, wie sie Altpreußen gewährt, und einiger Kenntniß der Geschichte die von ihnen verbreiteten Thatsachen prüfend wägt, dem enträthseln sie auch viele Erscheinungen der Gegenwart. Kein neuerer Geschichtsschreiber kann als ersten Anhalt der Zeitungen entbehren, kein Beobachter des Lebens kann und darf diese Wächter der Cultur unbeachtet lassen. Wie anders würde die Geschichte

Altpreußens dargestellt werden können, wenn es schon im 14. Jahrhundert Zeitungen, Journale, Wochen- oder Monatsschriften gegeben hätte!

2. Herzog Albrecht's Brautfart.

Als Luther 1523 dem Herzog Albrecht rieth, eine Frau zu nehmen, lächelte dieser still vergnügt dazu und überlegte sich die Sache. Von einer Jungfrau, der 20jährigen Prinzessin von Dänemark, Namens Dorothea, und von der ältesten Tochter des Polenkönigs war die Rede und bei beiden wurde angeklopft. Die Mutter des Herzogs, Sophie, war eine Tochter König Kasimir's IV. und Schwester des Königs Sigismund I. von Polen und diese nahe Verwandtschaft brachte das letztere Project zu Fall.

Die dänische Prinzessin kannte der Herzog persönlich nicht und schickte deshalb Ende 1524 seinen getreuen Hofdiener Johann Pein nach Dänemark, um durch ihn bei Hofe und mit Hilfe des dänischen Kanzlers Wolf von Uttenhofen das Terrain zu sondiren und die Dame persönlich zu sehen. Der Kanzler trug den Handel dem Vater derselben, König Friedrich vor, allein — man brachte, zumal andere Bewerber auftraten, etwas, was einem Korbe sehr ähnlich sah, heim. Der Diener, außer Stande, ein Bild oder eine Photographie der künftigen Braut mitzubringen, beschrieb deren Reize so, daß der Herzog bei dem Plane verblieb. Schon in dem Jahre 1525, nach erfolgter Säcularisation, geht ein neuer Bote an König Friedrich, der nun wegen „Frauchens Dorotheen" eine bestimmte Zusage giebt, falls die pecuniären Verhältnisse, die Mitgift und das Leibgedinge in seinem Sinne im voraus urkundlich unter Zustimmung der nächsten Magen und des Lehnsherrn des Bräutigams geordnet würden, wozu der Herzog sofort bereit war, im October die unbedingte Zusage erhielt und nun von Pr.-Holland aus seinen ersten Gruß in einem längeren Schreibebriefe der Braut entbot.

„Meine ganz freundwilligen und unbekannten Dienste, was ich auch mehr Liebes und Gutes vermag, alle Zeit zuvor Hoch-

geborene Fürstin, freundliche herzliebe Muhme! Euer Liebden Gesundheit und glückselige Wohlfahrt erfuhr ich stetig ganz herzlich mit Begierden gerne und bitte Ew. L. ganz freundlich, mich auch von den Gnaden des Allmächtigen gesund zu wissen, dieweil denn Gott vom Himmel gnädiglich geschickt und verordnet, daß sich Ew. L. und ich aus göttlichem Verleihen auch mehr mit einander besehen und nach seinem Willen das Leben enden sollen, daß ich denn göttliche Allmächtigkeit loben und Dank sagen thue; wiewohl ich mit Ew. L. in keiner Kundschaft, hat mich doch die Liebe und das Geblüt dazu geursacht, daß ich mich durch Schrift mit Ew. L. bekennen muß und mich Ew. L. als ihren Freund und Diener erzeigen, will mich derselben Ew. L. in ihr getreu Herz ganz freundlich befohlen und mich Ew. L. herzlich zu dienen und lieben angeboten haben. Damit auch Ew. L. meinen gewogenen Willen aus herzlicher Liebe erkennen möge, so schicke ich Ew. L. hiebei durch Zeiger dieses Briefes ein freundliches Andenken der treuen Liebe und Freundschaft zu, Ew. L. ganz freundlich bittend, Ew. L. wolle es von mir freundlich annehmen und dies für keine Gabe schätzen, sondern meiner dabei freundlich eingedenk sein und mit Ew. L. Liebe und Herz auch mittheilen und mich in freundlichen Befehl enthalten. Womit ich wiederum Ew. L. ungespart Leibes, Gutes und Blutes dienen soll, kann und mag, will ich mich Ew. L. auch freundlich erboten haben und ihrem getreuen Herzen befohlen. Befehle hiemit Ew. L. göttlicher Allmächtigkeit, Gnade und Barmherzigkeit. Mit eigener Hand. Holland. Freitags nach Dionysii Anno 1525.

Von Gottes Gnaden Albrecht Markgraf zu Brandenburg,
in Preußen Herzog.

Im Januar 1526 schickte der Herzog den Bischof v. Queis nach Dänemark, um den Heirathsvertrag abzuschließen und gab demselben ein ähnliches doppelt so langes Briefchen an die Prinzessin Braut mit. Den Bischof begleiteten mehrere aus dem Kreise des jüngeren Adels, welchen der Herzog um sich versammelt hatte. Unter diesen war das älteste Geschlecht das v. Wallenrod, von denen einer bereits 1250 unter Poppo von Osternau Vogt von Natangen und Erm-

land war; sie stammen aus Franken, die Ostau's, von denen Johann v. Ostau bereits unter Paul von Rußdorf vorkommt, die Eulenburg's aus Sachsen, von denen Pot v. Eulenburg 1438 Ordensritter war und Wenzeslaus v. Eulenburg sich 1454 in Preußen niederließ, die v. Schlieben, deren erster, George, 1460 als Söldnerführer nach Preußen kam und für rückständigen Sold mehrere Quadratmeilen mit Gerdauen und Nordenburg erhielt, sowie die v. Dohna aus Schlesien, deren Stammvater Stanislaus v. Dohna sich im 15. Jahrhundert auch als Söldnerführer in Preußen seßhaft machte, die von Tuttau oder Tettau aus Böhmen, von denen 1404 Werner v. Tuttau als Söldner dem Orden zu Hilfe zog, während Wilhelm v. Tettau sich hier etwas später seßhaft machte, die v. Lehndorf, v. Sternberg, v. Auerswald, Reuter u. a.*) Aus diesen Kreisen also begleiteten den Bischof von Pomesanien die Ritter Peter v. Dohna, Dietrich v. Schlieben, Heyne v. Doberitz nebst Johann Pein aus Flensburg und schließen den Heirathsvertrag, wonach die Braut 40000 Gulden Renten und eins der Schlösser Tapiau oder Labiau — man wählte schließlich letzteres — als Leibzucht zufallen sollen nebst allen Einkünften davon. Diese überbringen bei der Rückkehr nachstehendes Antwortschreiben der Braut an den Herzog:

Was ich Liebes und Gutes vermag zuvor Hochgeborner Fürst, freundlicher, herzallerliebster Her und Ohm. Was mir Ew. Liebden geschrieben ihrer Gesundheit und Wohlmögend halber, mit vielen freundlichen Erbietungen, habe ich mit Freuden empfangen und vernommen und bin desselben E. L. ihrer freundlichen Zuentbietung und Schenkung des Kleinod's, so mir E. L. gethan, höchlich dankbar und daß E. L. in glücklicher, frischer Gesundheit und seliger Wohlfahrt ihres Gefallens ergeht, sei mir herzlich zu hören erfreut und bitte deshalb E. L. wollen mir auch mit frischer Gesundheit und glücklicher Wohlfahrt wissen und schicke E. L. hiemit einen geringen Dornenkranz ganz freundlich bittend, Ew. L. wollen dasselbe für ein Geschenk von mir annehmen und meinen freund-

*) Hartknoch, Alt- u. N. Pr.-S. 449.

lichen Willen darmit vermerken. Das will ich wieder um E. L. freundlichen Fleißes und gerne beschulden und E. L. getreuen Herzen befehlen hiemit E. L. göttlicher Allmächtigkeit, Gnade und Barmherzigkeit. Mit eigener Hand geschrieben zu Flensburg den 18. Tag im Februar 1526. D. F. z. Holstein u. s. w.

Den Dornenkranz kann man wohl schwerlich als eine Bezugnahme auf den früheren geistlichen Stand des Bräutigams auffassen, sondern muß ihn als ein Zeichen dafür ansehen, wie schwer es der Braut wurde, sich der Convenienz zu fügen.

Der Herzog machte aber gute Miene zum bösen Spiel, und schickte am 2. April der Braut ein Gegengeschenk von — Pomeranzen (damals eine Novität) „zur Erquickung seiner herzallerliebsten Fürstin" und schreibt ihr einen Begleitbrief, worin es heißt:

„Und obwohl der Kranz Dornen ist, so ist er mir doch lieber und soll mir auch lieber sein, denn alle Rosen und Veilchenkränze und ob sie mit den besten Cypressen vermengt wären."

Man bemerke, daß in diesem Antwortschreiben die ersten Blumen bei uns urkundlich erwähnt werden.

In einem Schreiben vom 23. März 1526 zeigt der Herzog seinem Lehnsherrn, dem Könige von Polen, seine Verlobung an, nannte den Hochzeitstag und lud ihn zur Hochzeit ein. Von vielen Fürsten, denen eine gleiche Anzeige gemacht war, gingen Gratulationsschreiben ein, z. B. vom Kurfürsten von Sachsen, d. d. Torgau, 11. April 1526 und vom Erzbischof Ladislaus von Gran, wogegen der Kaiser ihm darob grollte. Zu Johanni 1526 sollte die Hochzeit stattfinden, wozu die Brüder des Herzogs, Markgrafen Georg und Kasimir, die beiden Kurfürsten Johann von Sachsen und Joachim von Brandenburg, die Herzöge Friedrich von Liegnitz und Johann von Sachsen (Albertinische Linie), die regierenden Grafen Wilhelm und Berthold von Henneberg, der Graf Albrecht von Mansfeld, der Ritter Hans von Seckendorf, Heinrich v. Doltzki aus Sachsen, Achatius von Haunold, Hauptmann zu Breslau, Hans von Schwarzenberg, aus Polen der Kanzler von Schidlowitz, der Woiwode von Siradien, der Hauptmann von Marienburg

Jaruslaus von Lasko, selbst der König Ludwig von Ungarn, auch der Rath der Stadt Nürnberg geladen wurden, auch Dr. Luther und der Prediger Johann Heß aus Breslau.

Nun ging's an die Vorbereitungen des Festes. Es sollte ein Turnier gehalten werden, dessen Beschreibung erhalten ist (der Herzog wechselte mit Dietrich von Schlieben eine Lanze), der Herzog wendete sich an den Grafen Albrecht von Mansfeld mit der Bitte, er möge ihm zu seinem ehelichen Beilager — einen guten Renngaul zuschicken, der sanft und flugs laufe, aber auch wohl stehe, denn in Preußen könne er — (was sehr auffällig ist) dergleichen keinen bekommen.

Dann wird vom Großhändler Thomas Lapi in Leipzig ein Stück rothen Karmoisin-Sammet, ein ganzes silbernes und ein goldenes Stück, ein Stück lederfarbigen Atlas und ein Stück schwarzer Sammet verschrieben, beim Juwelier Arnold Wenk aus Nürnberg Halsbänder mit Edelsteinen, Perlen aus Venedig und Silbergeschirr bestellt. Der Hauptmann von Mohrungen, Burggraf Peter von Dohna soll für hinreichendes Wildpret, Hasen, Rehe und grobes Wildpret sorgen und solches nöthigenfalls „einsalzen". Der Bischof von Samland, Georg Polenz, soll 6 Last Gerste, 4 Last Korn, eine Last Hafer geben, die dem Herzog nach dem Tode des letzten Pflegers von Insterburg aus dem Amte Taplacken zufielen. Die Bürger von Königsberg gaben nach einigem Widerstreben das nöthige Bier, die Mälzenbräuer 21 Faß, die Goldschmiede 8 Tonnen, einzelne Gewerke 2 oder 3 Tonnen, die Zimmerleute, Tuchscherer und Schneider steuerten 6 Mark Gold.

Die Hochzeit collidirt leider mit dem vom Kaiser vielleicht absichtlich auf den 25. Juni angesetzten Reichstag zu Speier, weshalb mehrere Eingeladene nicht erscheinen können.

Am 17. Juni geht die verfrühte Nachricht ein, daß sich die Braut bereits auf der Seereise befinde, der dänische Admiral Saverin v. Norby bringe sie auf 14 wohlgerüsteten Schiffen in's Balgische Tief.

Der Bischof Polenz soll die Trauung celebriren, und das Amt ohne bischöfliche Ceremonien halten. Endlich kommt die Braut

auf 11 Schiffen mit vielen dänischen Räthen an, darunter Andreas Bylt, Albert Jysen, Kuno vom Stern, Johann Ranzau u. a. und die Hochzeit, über deren Einzelheiten keine Nachrichten verblieben, fand programmmäßig statt. Unter den Gästen finden wir u. a. den Kanzler Bischof Georg von Samland, Friedrich zu Heidek, Both zu Eulenburg, Heinrich von Kitlitz, Wolf zu Heidek, Friedrich Truchseß zu Waldburg, Peter Burggraf zu Dohna, den Hofmeister Heinr. v. Miltitz, Kunz Truchseß, Dietrich Waysel, Hans Leskewang, Melchior von Kreist, Georg von Kühnheim, Peter Kobersee, Heine von Doberitz und die Bürgermeister und Räthe der drei Städte Königsberg.

Die dänischen Räthe blieben bis Mitte Juli; sie besahen sich auf der Rückreise Danzig und Marienburg, nachdem ihnen der Herzog einen Geleitsbrief dahin vom König von Polen erwirkt hatte.

Es hat sich ein bald nach der Hochzeit erlassenes Hofceremoniell erhalten, wie es in dem „Frauenzimmer“ der Frau Herzogin gehalten werden sollte, wohl nachgebildet der Anspachischen Frauenzimmerordnung.

Es wird ein Hofmeister (Heinrich v. Miltitz) bestellt, der der Frau Herzogen, wenn sie zur Kirche, zu Tisch, auf's Pferd oder in den Wagen steigt, fleißig aufwarten soll. Wenn nach dem Morgenmahl, das ist wenn der Zeiger zwölf ist, „das Gesellich“ im Frauenzimmer ist und dort bleibt, bis um 2 Uhr ein Thürknecht dreimal an die Thür klopft, soll er fleißig aufpassen. Abends beginnt „das Gesellich“ nach dem Abendmahl 6 Uhr und dauert bis 8 Uhr, wo wieder an die Thür geklopft wird und nun jeder Abschied nehmen und sich zur Ruhe begeben soll. Der Hofmeister soll nicht eher schlafen gehen, als bis die Herzogin durch ihre Kammerfrauen zu Bette gebracht ist. Zwischen 7—8 Uhr wird der Schlaftrunk in's Frauenzimmer gebracht, dieses aber auch nach Entfernung der Edelleute erst verschlossen, wenn der Herzog zu Bett gebracht ist. Die Hofmeisterin soll mit den Jungfrauen an einem Tische essen und in einem Zimmer schlafen, darinnen auch ein brennender „Nachtstein“ stehen. Die Hofmeisterin hat auch auf Zucht und Ehrbarkeit der Jungfrauen zu achten, namentlich daß sie auf der Bank sitzen bleiben und nicht aufstehen, wenn ein Edelmann mit

ihnen spricht. Wenn eine Jungfrau von Adel aus dem Frauenzimmer heirathet, erhält sie 100 Mark Aussteuer. Die von der jetzigen abweichende Eintheilung der Tagesordnung schließt sich im Wesentlichen an die Ordenszeit an. Um 6 Uhr steht man auf, um 11 Uhr nimmt man das Morgenmahl, welches um 12 Uhr, wenn es zur Sexte oder in's Gesellich geht, beendigt ist. Das Abendmahl wird vor der Vesper (6 Uhr) eingenommen, dann dauert der Tag noch bis 8 Uhr, bei den Rittern bis zur Complete 9 Uhr, dann liegt alles in den Betten.

Wie in den Schlafsälen der Ritter, brennt im Frauenzimmer ein Nachtlicht, und wir erfahren aus der Frauenzimmerordnung, daß es ein „Nachtstein" gewesen ist, vermuthlich ein ausgehöhlter Stein, in den man Oel goß, worin ein Docht brannte.

3. Königsberg.*) (1864.)

Wie Balga, Brandenburg und andere Burgen des deutschen Ordens ist Königsberg als Ausgangspunkt für weitere Eroberungen und zur Niederhaltung der unterjochten Ureinwohner erbaut worden, und es lag weder in der Absicht der Gründer, noch konnten dieselben es voraus sehen, daß aus so kleinem Keime dereinst ein großer Baum sprossen, daß Königsberg die ausgebreitetste, volkreichste und wichtigste Stadt des Landes werden, und alle altpreußischen Schwesterstädte überflügeln würde. Während die Mehrzahl der letzteren heute ein wenig erfreuliches Bild darbietet, hat unsere gute Stadt sich Schritt vor Schritt in constanter Weise vergrößert und vermehrt, und ist dermalen nicht nur dem Namen, sondern auch der That nach die Hauptstadt des Landes geworden. Versuchen wir's, diesen Entwickelungsproceß, welcher sechs Jahrhunderte beansprucht hat, in einzelnen, nach den Hauptepochen

*) Die Hauptstadt gehört in die Mitte. Läge Königsberg in der That so, so würde die Theilung Altpreußens in zwei Provinzen heute nicht erfolgt sein. Nicht aus freier Wahl, aus Noth wurde es Haupt- und Residenzstadt. — Siehe den Stamm des Aufsatzes in der A. M. S. 1864, S. 341—356.

geordneten Bildern zu veranschaulichen, indem wir nach dem Vorgange eines Liedert und Pisanski*) zunächst die Ausdehnung der Stadt während der drei ersten Jahrhunderte in einem wegen Mangels an Nachrichten freilich dürftigen Bilde vorführen, darnach eine Topographie nach Freiberg's Chronik liefern, und endlich das allmähliche Wachsthum der Stadt aus alten Stadtplänen zu entwickeln suchen.

An die auf ihre jetzige Stelle verlegte und majestätisch nach drei Seiten frei vom Berge herabblickende starke Burg schloß sich bald die erste Anlage der Stadt an. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß dieselbe 1256 auf dem heutigen Steindamm in der Nähe der polnischen Kirche erbaut, und schon nach sieben Jahren beim zweiten preußischen Aufstande wenigstens zum Theil zerstört wurde; aber kein Chronist meldet über Lage und Beschaffenheit derselben etwas Genaueres. Weil nun noch in späterer Zeit nördlich und westlich von der genannten Kirche fast lauter Gärten lagen, und auf dem ältesten Stadtplane (von 1572) gerade das Quadrat zwischen Todtenstraße, Drumme und polnischer Predigerstraße stark bebaut erscheint, so wird man auf diesem Platze die älteste Stadt suchen müssen, welcher wahrscheinlich eine alte Landstraße von Natangen nach Samland, die sich durch die Koggengasse und den Steindamm hinanschlängelte, diese Lage angewiesen haben mochte. Wenn wir den Theil des inneren Schlosses am Blutgerichte, welcher ebenfalls 1256 erbaut ist, betrachten, so können wir nicht umhin, uns jene Anlage als ein hölzernes Dörfchen zu denken, dessen Gebäude mit ähnlichen Vorlauben ausgestattet waren, wie sie jenen Theil des Schlosses und noch heute viele preußische Dörfer schmücken. Daraus ferner, daß die ersten Bewohner ihre Kirche dem heiligen Nikolaus, dem Patrone der Seefahrer, widmeten, läßt sich mit Sicherheit schließen, daß die Mehrzahl der-

---

*) Liedert erbautes Königsberg, Pisanski: von Wachsthum der Stadt Königsberg beide abgedruckt in Liedert's jubilirendem Königsberg 1755, S. VI—LIX und S. 1—27.

selben gleich den Gründern von Danzig und Elbing aus Fischern oder Schiffern bestanden hat.

Im Jahre 1263 wird die Stadt vom Steindamme, wo sie dem Angriffe der Samländer zu sehr exponirt war, nach einer anderen Stelle verlegt. Man wählt den Wiesenplatz zwischen der schützenden Burg und dem Pregel, die heutige Altstadt, welche schnell erbaut und schon 1286 mit Stadtrecht und Handfeste beliehen wird. Die Hauptstraße — Langgasse — zieht sich wie nach der Schnur von Westen nach dem alten Dome, Theil des Klosters zum heiligen Geist, wovon noch ein Theil in dem Grundstücke heilige Geist-Gasse Nr. 6 erhalten sein mag. Die vielen als Läden dienenden Vorschauer und Beischläge der Häuser gaben der Stadt einen kaufmännischen Charakter, welcher jetzt ziemlich verschwunden und nur noch in wenigen Gebäuden, am besten in den Grundstücken Hökergasse Nr. 10 und 15 erhalten ist. Die bis zur Reformation ungepflasterten*) Straßen waren eng, und die Gemüllkasten vor den Häusern**) trugen nicht zur Verschönerung bei. Ein Markt, genau in der Mitte der Hauptstraße, wird sowohl für einen Ausfall aus der stolz herüberragenden Burg, als im Interesse des Kleinhandels vom Pregel her günstig angelegt, und um dieser Zwecke willen die vom Kirchhofe umgebene Pfarrkirche nicht mitten auf ihn, sondern an's westliche Ende der Stadt placirt. Der Raum unterm Berge (Berggasse) mußte aus fortifikatorischen Rücksichten frei gelassen werden und ist erst zu Herzog Albrecht's Zeit bebaut worden.

Die Grenzen dieser Stadt werden theils durch die Stadtmauer, theils durch den Schloßgraben gebildet. Vor der Ostseite

---

*) Nach Prätörius Thorn S. 423 wird die letztere Stadt erst 1481 gepflastert; die Junkerstraße in Königsberg ist erst 1544 gepflastert, Faber, Neue Preuß. Provinzial-Blätt. 1847 I, S. 504. Unsere Vorfahren waren hocherfreut, als das Pflastern begann und es klingt wie Jubel über eine Großthat der Zeit, wenn sie die erste gepflasterte Straße Steindamm nennen. Gewiß war dieses Pflastern ein großer Culturfortschritt.

**) Grube's Diarium im Erl. Preuß. V. S. 134. Erst 1695 wurden diese weggeschäfft und 4 städtische Karren holen täglich den Kehricht ab.

des Schlosses nämlich — an der heutigen Hauptwache — befand sich ein im Jahre 1700 verschütteter breiter Schloßgraben, der gegen den Mühlenberg zu eine Zugbrücke trug, sich an der Nordseite des Schlosses, bei der Schützerei vorbeiziehend, nach dem alten Steindamm'schen Thor — da wo sich heute nebenan der Rollberg abzweigt — hinwandte, und in der Richtung des letzteren, bei der Langgasse vorbei nach dem Lastadienthor (am Ende der Roggenstraße) führte, woselbst er in den Pregel mündete. Dieser Graben bildete die Westgrenze der Stadt. An ihn schloß sich neben dem Pregel die Stadtmauer, welche von Westen nach Osten durch das Krämerthor, Schmiedethor, Holzthor und Krumme-Grubenthor unterbrochen wurde, und sich östlich an den Mühlenberg anlehnte. Ueber diese Grenze hinaus hat sich die Altstadt während des 13. und 14. Jahrhunderts wohl nicht erstreckt.

Die ersten dreißig Jahre lang stand sie allein, bis ihr auf den üppigen Pregelwiesen im Osten und Süden zwei Schwesterstädte, die Neustadt (Löbenicht) und der Kneiphof, erwuchsen.

Mag an ihrer Ostseite von Alters her das fabelhafte Dorf Leba gestanden haben, oder mag dies nur der alte Name des Flüßchens Katzbach sein, so viel ist gewiß, daß sich schon am Ende des 13. Jahrhunderts an der Stelle des heutigen Löbenichts Ansiedler niedergelassen haben, deren Wohnsitze durch den Komthur Barthold Brühaven 1300 zur Stadt erhoben und mit einem Privileg versehen wurden. Dieses anfangs wohl nur aus einer Straße bestehende Städtchen endete am Löbenicht'schen Berge, auf welchem um dieselbe Zeit die der heiligen Barbara gewidmete Kirche erbaut wurde, und war von der Pregelseite frei, sonst aber wie die Altstadt von einer Mauer umgeben, von welcher sich noch ein Rest dicht hinter der Kirche an einem Stalle des Angers erhalten hat. Das Mühlenthor unten am Mühlenberge, das Krönchenthor an der Collegiengasse oder am oberen Theile des Angers und das Sackheim'sche Thor, unweit des Löbnicht'schen Hospitals vermittelten die Communication nach Außen.

Die neben der Altstadt gelegene mittlere Pregelinsel war damals eine sumpfige Wiese, auf welche die Ordensherren ihr Vieh

und ihre Rosse zur Weide sendeten. Bald bauten an den Rändern einige Fischer ihre Hütten auf; der Comthur setzte über sie einen Vogt, nach welchem die Insel Vogtswerder (insula advocati) genannt wurde. Ihre glückliche Lage zog schnell neue Ansiedler herbei, sodaß schon 1327 zwei Drittel der Fläche in einzelne Hofstätten zerschlagen und zur Stadt Kneipab erhoben wurde. Die Nässe des Terrains erschwerte namentlich an der nördlichen Seite den Anbau und die Häuser mußten auf Roste gestellt werden. Das übliche Drittel der Insel wurde dem samländischen Bischof abgetreten, welcher den aus der Altstadt hierher verlegten Dom am St. Petersplatze (heute Domplatz) 1332 aufbauen ließ und dem Domkapitel nebenan eine Wohnung anwies.

Der ganze Kneiphof wurde mit einer starken Mauer eingefaßt, deren Ecken namentlich auf der Südseite feste Thürme bildeten. Der eine davon neben dem grünen Thor und ehemaligen Bankgebäude (früher Bürgermeister Negelein'sches Haus, in welchem Peter der Große wiederholt gewohnt hat) scheint erst im 18. Jahrhundert abgebrochen zu sein; der andere — blaue Thurm — steht heute noch unversehrt da. Ueberall wo eine Straße gegen die Mauer ausmündete, befand sich ein Thor. Der Kneiphof mußte verhältnißmäßig schneller und stärker anwachsen, als die beiden andern Städte, weil bis 1502, oder vielleicht gar bis 1533*) nur die eine Brücke am grünen Thor über den natangischen Pregel führte, und die Kneiphöfer allen Handelsverkehr von Süden her den andern beiden Städten abfingen. —

Kein Chronist giebt über die allmähliche Entwickelung dieser drei Städte im 14. und 15. Jahrhundert Kunde; keine Nachricht über die Zunahme der Bevölkerung ist aus dieser Periode auf uns gekommen; kein Plan, keine Karte gewährt hierüber eine Anschauung. Vielleicht gelingt es später, aus alten Steuerregistern einige Data nachzutragen; für jetzt können wir nur vermuthen, daß sich die Städte am Ende des 15. Jahrhunderts nur sehr unbedeutend und am meisten nach der Vorstadt zu über die an-

---

*) Freiberg's Chronik Fol. 421.

gegebenen Grenzen hinaus bewegt haben, und wir werden wohl keinen großen Fehler machen, wenn wir die Bevölkerung einer jeden derselben um das Jahr 1457, wo Ludwig von Erlichhausen seine Residenz hierher verlegte, auf 5- bis 8000 Seelen schätzen.

Johannes Freiberg, der vollständigste und beste Königsberger Chronist, dessen Nachrichten vom Anfange des 16. Jahrhunderts bis 1544 und in einer Fortsetzung bis 1571 reichen, giebt eine Menge topographischer Details über unsere Vaterstadt, welche zwar nicht zu einem vollständigen Bilde genügen, aber über das Wachsthum und die derzeitige Ausdehnung derselben manche schätzbare Auskunft ertheilen, so daß es sich wohl der Mühe verlohnt, dieselben wie folgt zusammen zu stellen.[1])

Von Westen her sind auf der Altstädtischen (Nord-) Seite des Pregels, wo heute die Dampfschiffe landen und das Kriegsmagazin steht, unbebaute Wiesen: die Altstädtischen Klappholzwiesen,[2]) und bis an den Kai zu werden nur der Aschhof, Theerhof,[3]) das 1512 erhöhte Lastadienthor[4]) und der Altstädtische Stadthof[5]) erwähnt. Der „Steinkamp“ und St. Nicels-Thurm werden zwar genannt,[6]) doch läßt sich die Ausdehnung desselben nicht entnehmen. Nördlich davon werden „unsere Hubener“, die Bewohner der Hufen angeführt.[7]) Der Tragheim scheint gar nicht erwähnt zu werden. Der heutige Münzplatz war 1529 ein Begräbnißplatz,[8]) daneben eine kleine Kirche; an der Nordseite des Schlosses war eine „Klafflaube“, d. h. ein bedeckter Gang, welcher vom Schlosse nach „unseres gnädigen Herrn Garten“ führte.[9]) An dem wiederholt „Molteich“ genannten Schloßteich, in der Mitte der heutigen Münzstraße, steht das „weiße lange Haus“,[10]) die Firmarie oder Krankenanstalt. An der Danziger Kellerseite des Schlosses geht

---

[1]) Wir folgen der Ausgabe von A. Mekelburg, Neue Preuß. Provinzial-Blätter 1846—1848 und citiren der Kürze wegen nur die daselbst am Rande bemerkten Folien. [2]) Fol. 57 v. Jahre 1513. [3]) Fol. 425. [4]) Fol. 57. [5]) Fol. 403. [6]) Fol. 337. [7]) Fol. 353. [8]) Fol. 414. [9]) Fol. 413 und Mekelburg Anmerk. 35 in den Neuen Pr. Provinzial-Bl. 1847. 2. S. 476. [10]) Fol. 284.

ein Graben nebst Zugbrücke, von welcher Jemand herabgestürzt wird.[1]) Der Roßgarten („der Altenstadt Roßgarte") besteht aus Wiesen und Teichen, welche vom Oberteiche wiederholt überschwemmt und versandet werden.[2]) Die Schleuse am Molteich ist schon 1542 durch einen „Tam" verschüttet,[3]) auf welchem die französische Straße 1690—1700 erbaut wurde. Der Sakheim und Lebenicht wird genannt,[4]) ebenso die Neue, jetzt hohe Brücke,[5]) sowie die „Honnigbrücke".[6]) Die Vorstadt erstreckte sich bis an den Zuggraben, welcher 1513 zur Vertheidigung gegen die Polen gezogen ist.[7]) Außerhalb desselben existirt schon der Haberberg und der Haberkrug, welchen die Polen besetzen und von da aus über den Zuggraben schwimmend vom „Anker" (Klappholz- oder verderbt Klapperwiese) den Kneiphöfern Pferde entwenden.[8]) Die Klapperwiese ist demnach noch nicht bebaut. —

Die Vermehrung des städtischen Anbau's bis zu Freiberg's Zeit ist also unbeträchtlich zu nennen; nur der Sackheim und der Haberberg, beide wohl noch sehr dürftig, sind gegen die frühere Periode hinzugetragen.

Die Zeit von der polnischen Lehnshoheit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ist für die altpreußische Volkswirthschaft eine trostlose; der ehemalige Wohlstand war verschwunden, das Land befand sich in einem constanten Sinken, welches durch unvermeidliche, aber uns gerade schwer treffende Anforderungen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts den Gipfelpunkt erreichte. Kann das Herz kräftig pulsiren, wenn der Körper dahin siecht; konnte Königsberg wachsen, während Preußen durch Polen und Schweden ruinirt wurde? Dennoch müssen wir diese Beobachtung machen. Der Grund der unter solchen Umständen auffälligen Vergrößerung der Stadt ist unschwer zu erkennen: Herzog Albrecht brauchte einen Banquier und fand seine Rechnung dabei, wenn

---

[1]) Fol. 284. [2]) Fol. 435 und 440 nach dieser Situation scheint nicht der Neue, sondern der Alte Roßgarten gemeint zu sein. [3]) Fol. 435. [4]) Fol. 57. [5]) Fol. 321. [6]) Fol. 425. 439. [7]) Fol. 321 nebst Mekelburgs Anm. 68 in Neue Pr. Prov.-Bl. 1846, I, S. 377. [8]) Fol. 320.

Königsbergs Kassen gefüllt waren; er concentrirte den Handelsverkehr von ganz Ostpreußen mittelst des 1519 ertheilten Niederlagerechts*) in seiner Hauptstadt, welcher dieses bis 1782 wiederholt bestätigte Privileg,**) ein neues Leben gab. Hieraus erklärt es sich, daß der Häuserbau in Königsberg in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts außerordentlich lebhaft wurde, wie Henneberger berichtet,***) und der Handel mit Asche, Theer, Klappholz und Wagenschoß so blühend wurde, wie niemals zuvor, oder nachher. Wo heute die Lastadie und Klapperwiese ist, wo der neue Markt frei steht und des Sackheims dichtgedrängte Bewohner bis an den Litthauer Baum sich hinziehen, zeigen sich uns auf alten Karten aus dieser Periode lauter Holzplätze und Stapel von Bauholz. —

Verfolgen wir die dadurch beschleunigte Entwicklung der Stadt im Einzelnen, so finden wir, daß der alte Kern derselben nach Westen, Norden und Osten strahlenförmig einzelne Straßen entsendet, welche immer länger und endlich in den Zwischenräumen gefüllt werden, bis dieses Conglomerat anfangs faktisch — durch einen Wall, — dann 1724 auch rechtlich durch eine gemeinsame Verfassung zu einem Ganzen zusammengefügt wird. Dies ergeben die erhaltenen und durch v. Selasinski übersichtlich zusammengestellten Stadtpläne.†)

Im Jahre 1572 besorgte Georg Braun, ein kölnischer Geistlicher, ein theatrum urbium praecipuarum mundi, in welchem er Ansichten dieser Städte, sämmtlich aus der Vogelperspektive (sog. Contrafactur) aufgenommen, zusammenstellte, und in dieser Weise auch Königsberg abbildete. Diese Ansicht ist unverändert

---

*) Das Privileg selbst siehe bei Freiberg, Prov.-Bl. 1846, I, S. 140 bis 143.

**) Faber, Haupt- und Residenzstadt Königsberg S. 183. Es ist nicht zu bezweifeln, daß schon Winrich von Kniprode der Stadt 1365 ein Stapelrecht verliehen, doch scheint das bis auf Herzog Albrecht nicht praktisch geworden zu sein; Danzig's Stapelrecht von 1411 wurde auch erst unter polnischer Hoheit wichtig (Hirsch, Danzig's Handels-Geschichte S. 231.)

***) Erklär. d. gr. Landestafel s. v. Königsberg.

†) Neue Pr. Prov.-Bl. 1848, II, S. 450—453.

in ein späteres Werk desselben Verfassers (civitates orbis terrarum, Coloniae 1593 bis 1617 in 6 Foliobänden, Bd. 3., Bl. 43) übergegangen und nur der bessern Uebersicht wegen colorirt. Sie ist etwa 2 Fuß breit und ½ Fuß hoch, gewährt einen Blick von Süden her auf die Stadt, und möchte als erster derartiger Versuch wohl gelungen zu nennen sein. Beigefügt ist das Conterfei eines Mannes und einer Frau, welches die damalige Tracht veranschaulicht, nebst einer kurzen, ziemlich inhaltslosen Beschreibung der Stadt. Was dem Bilde einen historischen Werth verleiht, ist die sorgfältige Zeichnung der Umrisse, welche uns eine feste Anschauung von Königsberg im Jahre 1572 gewährt.

Der Kneiphof steht mit vollständigen Mauern, Thoren und Thürmen da, und alle Straßen stimmen hier wie in der Altstadt der Lage nach mit den heutigen überein. Das grüne Thor ist ohne hohen Thurm abgebildet, so daß der Letztere erst nach 1572 aufgesetzt zu sein scheint. Mit der Altstadt verbindet den Kneiphof die „Schmit-Pruk" und die „Kraner-Pruk", mit der Vorstadt die „Langgassen-Pruk", nach dem Ochsenmarkte führt die „Thum-Pruk", die hohe Brücke ist, — offenbar ein Fehler des Zeichners — gar nicht abgebildet.

Gegenüber dem Kai ist nur der Theer-, Kalk- und der Schlachthof gezeichnet; das Lastadienthor tritt in schöner Rundung gegen den Pregel vor, und wird durch Speicher nicht verdeckt. Die Laak, welche von da nach Westen strahlt, endigt dort, wo heute die Drummstraße in sie mündet. Der Steindamm verläuft schon an der polnischen Kirche, besteht aus dem oben beschriebenen Quadrate neben derselben, und entsendet bereits zwei Häuserreihen bis dicht an die Altstadt und den Rollberg.

Die Junkerstraße hat wenig Häuser und besteht hauptsächlich aus Gärten. Wenn man sich eine Linie in der Richtung unserer Junker- und Französischen Straße bis an den Roßgärter Markt gezogen denkt, so sieht man nördlich von derselben außer der St. Niklas-Kirche, dem „Schloßteiche", den Stallungen der Edelleute (da wo heute die reformirte Kirche steht) und wenigen Häusern auf dem bereits markirten Vordern Roßgarten fast ausschließ-

lich Gartenland, in welches hie und da zusammen etwa 10 Gebäude zerstreut sind. Der Schloßteich — bekanntlich bis 1753 ohne Brücke — wird durch den schon von Freiberg erwähnten, und nur mit einem Holzgeländer eingefaßten Damm von seinem ehemaligen Theile, dem Mühlengrunde, behufs besserer Anstauung des Wassers getrennt. Der schiefe Berg endet im Kreuzthor gegen den damals noch nicht vorhandenen Roßgärter Markt, und der Anger, sowie unten am Pregel das Sackheimer Thor bildet die Ostgrenze der Stadt. Ueber letzteres hinaus zeigt sich der Sackheim in wenigen Gebäuden, welche mit einem Stadthofe und der dahinter befindlichen Schießstange, vielleicht am heutigen Arresthausplatz abschließen. Vom Holzthore ab erstreckt sich gegenüber der Albertina nur eine am Weidendamme aufhörende Reihe Häuser. Die Vorstadt ist mäßig besetzt, schließt am Zuggraben mit dem Zugbrückenthor ab, und findet nach Westen zu ihr äußerstes Gebäude im Aschhofe neben dem Pregel. Der Haberberg ist dürftig bebaut.

Als äußerste Grenzen der Stadt im Jahre 1572 können wir daher die Drummstraße, polnische Kirche, Junker- und französische Straße, Bergplatz, Anger, Arresthausplatz, Lindenmarkt und Zugbrücke bezeichnen, ein Areal, welches kaum auf ein Drittel des heutigen Flächeninhalts der Stadt zu schätzen sein möchte.

Bei der zweiten Jubelfeier der Stadt hat die Alterthumsgesellschaft Prussia und Dr. Mekelburg den nächstfolgenden Stadtplan, welcher fast unbekannt und nur in einem einzigen Exemplar vorhanden war, an's Licht und durch eine schöne Ausgabe in die Hände aller Kenner gebracht. Es ist dies die 1613 verfertigte Contrafactur des Joachim Bering, eines Pommern, der 1605 hier die Universität bezog, und seitdem im Kneiphof lebte.*) Die Sorgfalt der Ausführung und die Größe des Blattes (4½ Fuß

*) Siehe über ihn A. Hagen in den Neuen Preuß. Prov.-Bl. 1847, II, S. 458 ff.

breit und 2½ hoch) geben ihm unzweifelhaft den ersten Platz unter allen alten Plänen der Stadt, und gewähren ein klares und übersichtliches Bild vom damaligen Aussehen und Umfange derselben. Auf dem breiten untern Rande sind weibliche Trachten beigefügt.

Hier interessirt nur das aus dieser Karte erkennbare Wachsthum unserer Stadt in den 39 Jahren von 1572 bis 1613.

Nach Westen zu hat sich die Laak, welche durch das Schwanenthor (bei Braun Baderthor) mit der Altstädtschen Langgasse in Verbindung gesetzt wird, bis an die heutige Anatomie und Reiferbahn — letztere als Schießbahn dienend — erstreckt; der Butterberg ist frei nnd dient als Schießplatz, zu welchem vom nächsten westlichen Berge das brunnenartige und auf drei Delinquenten eingerichtete Hochgericht herüberschaut. Auf der Stelle der heutigen Neuroßgärter Kirche ist nur ein Kirchhof zu sehen (von welchem die dahin führende Straße den Namen Todtenstraße erhalten hat). Die lange Reihe bildet die westliche, der kleine Büttelplatz (Strohmarkt) die nördliche Grenze des Steindamms. Die Junkerstraße zeigt noch viele Gärten, welche hinter der polnischen Kirche in die Tragheimer Kirchenstraße auslaufen. Diese beginnt an der nordöstlichen Eckpforte des polnischen Kirchhofes und endet an der (nach dem 1566 des Landes verwiesenen und seiner Güter — der spätern Hagedornschen Stiftsgründe — beraubten Italiäner oder Wällschen Scalichius sogenannten) Wallschen Gasse, woneben nordöstlich ein Teich steht. Dieser scheint später zugeschüttet zu sein; man baute auf seine frühere Stelle zuerst eine Schloß-Ziegelscheune, im Jahr 1631 aber die Tragheimer Kirche.

Die Münzstraße markirt sich; der Münzplatz ist nach dem Schloßteiche zu unbebaut. Zwischen der polnischen Kirche, Junkerstraße und Münzstraße zieht sich der kurfürstliche Schloß- und an Stelle der ehemaligen Czerwonka'schen Gründe der Hetzgarten hin.

Der Roßgarten ist bis an die Schwanenbrücke gerückt; eine neue Straße — Neue Sorge, jetzt Königsstraße, nach Friedrich Wilhelm I. Palais, der jetzigen Königlichen Bibliothek, so genannt

— ist nach Nordosten zu erstanden und bis an den Jagdhof (Jägerhofstraße) bebaut. Nach Osten ist eine Entwickelung kaum bemerkbar; die hohe Brücke nebst einigen Gebäuden daneben und der Haberberg mit dem davon noch nicht getrennten nassen Garten bilden die Grenzen im Süden. Eine Menge Quergassen füllt den Zwischenraum zwischen den immer länger werdenden Hauptstrahlen immer dichter aus. Eine sehr ausführliche und deutliche Schilderung des Aeußeren der Stadt im 17. und 18. Jahrhundert bietet: Hoffheinz, eine Wanderung durch Königsberg vor 250 Jahren. A. M. S. V., 1868, S. 97—114, deren Lectüre bestens empfohlen sei.

Jede der drei Städte Königsberg war, wie gesagt, anfangs durch eine besondere Mauer geschützt. Als der Raum im Innern zu knapp wurde, brach man die Mauern herunter, baute an ihre Stelle Wohnhäuser, und beeinträchtigte auf diese Weise die Wehrkraft des Ganzen. Die Wirren des dreißigjährigen Krieges und die wiederholten Landungen der Schweden in Pillau machten diesen Mangel recht fühlbar, und ließen unsere Vorfahren auf eine zeitgemäße Befestigung Bedacht nehmen. Unter des Obersten Abraham von Dohna Leitung wurden alle drei Städte in den Jahren 1626 bis 1636 vollständig mit einem gemeinsamen Walle umgürtet, welcher, wie man sagt*) in einem weiten Bogen um dieselbe herum lief, damit das Wachsthum der Hauptstadt nicht vorzeitig behindert werde. Der Freiherr Samuel v. Puffendorff liefert im Leben Karl Gustav's von Schweden S. 114 ein Profil dieser Festungswerke, welches indessen an einem doppelten Mangel leidet. Wenn man auch gegen die kreisrunde Form des daselbst gezeichneten Walles nichts einwendet, — obwohl die Gestaltung in der Natur oval sein möchte, — so ist doch einmal auffallend, daß die Stadt im Innern gar nicht ausgezeichnet ist und daher die Größe des Zwischenraums zwischen Stadt und Wall leider gar nicht beurtheilt werden kann, und sodann unrichtig, daß die Vorsprünge

*) Liedert erbautes Königsberg, S. LV, § 20.

des Walles eine eckige und spitze Form gehabt haben. Es stehen heute noch drei solcher Vorsprünge, zuerst derjenige an der Leinweberquergasse, sodann der, an der Stelle, auf welcher ehedem eine Windmühle, jetzt die Sternwarte sich befindet, und zuletzt einer am Ausfallthor: alle drei sind halbkreisförmige Rondele.

Wenn wir den Steindamm hinaufwandeln, so fallen uns unter den vielfachen Abweichungen desselben von der Fluchtlinie namentlich drei enge Stellen auf, wo ehemals Thore gestanden haben. Die erste, bei Nr. 61, dicht an der polnischen Kirche, zeigt uns — nach Braun — die Grenze der Straße im Jahre 1572. Die zweite Verengung, am kleinen Büttelplatze bei Nr. 50, giebt den Endpunkt im Jahre 1613 an. Der dritte und stärkste Zusammentritt der Häuser am großen Büttelplatze (Heumarkt) neben der „Neuen Welt" deutet die Grenze von 1641 an.

Dies beweist eine Contrafactur Königsbergs in Werdenhagen's Buche de rebus publicis Hanseaticis von 1641, folio Bild 94, wovon sich in Zeiller und Merian's Topographia electoratus Brandenburgici et ducatus Pomeraniae, 1652, Bild 169, ein genauer Nachdruck befindet.*) Nach Werdenhagen's Foliozeichnung hat sich die Stadt von 1613 bis 1641 nur wenig, hauptsächlich im Norden vergrößert. Hier zeigen sich der erwähnte Theil des Steindamms, einige Häuser an der Nordseite beim Walle und die Weißbergergasse, welche hier zum ersten Male auftritt. Roßgarten und neue Sorge haben sich nur unerheblich vermehrt. Auch alle andern Stadttheile haben sich, was durch den dreißigjährigen Krieg erklärt wird, nicht extendirt, aber doch anscheinend intensiv in sofern vergrößert, als die Füllung mittelst Querstraßen merklich vorgeschritten ist.

Mit dem Werdenhagen'schen Stiche schließt aber auch die Reihe der historisch werthvollen Contrafacturen von Königsberg. Die Arbeit in diesem Genre war den Künstlern zu mühevoll, und

---

*) Liedert a. a. O. § 16, S. XLVII. Anm. fp. rühmt denselben „als die beste Vorstellung gewährend," weil ihm Bering's und Werdenhagen's Plan unbekannt war.

dieselben wählten vom Ende des 17. Jahrhunderts ab an Stelle derselben entweder die Prospect-Zeichnung oder den einfachen Grundriß.

Die Prospecte von unserer Stadt, unter denen der Hartknoch'sche im Alten und Neuen Preußen Bl. 391 hervorzuheben ist, haben sämmtlich wenig historischen Werth, weil man nur eine Fronte zu Gesicht bekommt.

Nicht ohne Interesse dagegen ist die Beschreibung Königsbergs, welche der Begleiter des Gesandten des Großen Kurfürsten, Skultatus, an den Czaren, der spätere juristische Professor, damalige Hofjunker v. Brandt, aus dem Jahre 1673 wie folgt liefert*):

„Diese vornehme kurfürstliche brandenburgische Hauptstadt, wie sie ihren Namen von einem König aus — Dänemark (!) gewonnen, wird der Leser besser aus Hennenberger's und Schützen's Chronik erfahren können. Nur will ich dieses sagen, daß selbige eine der vornehmsten Kaufstätten ist, dahero denn auch selbigen Orts Gelegenheit, Anlaß gegeben, daß selbige unter die Hansestädte gerechnet worden ist, denn hiezu dienet ihnen der weitberühmte und tiefe Pregel; aus diesem wird nicht allein aus Groß-Litthauen und Polen, sondern auch aus Holland und anderen Orten weit und breit zur See der Kaufhandel getrieben und zwar aus Groß-Litthauen durch Flößholz, welches die Szeszuppe und Memel herunterkommt und nach Holland geführt wird. Dieser Ort ist sonsten ganz weitläufig und mit einem Wallen ringsum umgeben und wird in drei Städte abgetheilet, nämlich die Altstete, Kneiphoff und Löwnik, unter welchen der Kneiphoff in Form einer Insel mit dem Pregel rings umbgeben ist; und wird jede durch ihre absonderliche Bürgermeister, welcher stets während ist, sammt beisitzenden Gerichtsherren regieret.

„Was die Churfürstliche Regierung betrifft, so ist zu wissen, daß sie bestehe aus 1) den Oberrathsstuben, worin der Herzog von Croy als Statthalter auf dem Schlosse residiret und vier Oberräthe sind, als der Landhoffmeister v. Wallenroth, der Oberburg-

---

*) v. Brandt's Reisen durch die Mark, Preußen, Kurland, aus dem Nachlasse desselben herausgegeben von Gennin 1702, S. 23—48.

graf v. Kalnein, der Kanzler v. Tettau, der Obermarschall v. Creuz nebst zwei Obersecretairen Kalau v. Hofe und Hempel, 2) den Landräthen, deren 12 sind, 3) dem Tribunal oder Appellationsgericht, worinnen der Oberpräsident und alle andern adlig sind, 4) dem adlichen Hofgericht (Hofrichter v. Creuz), alle adlich, 5) dem peinlichen Hofhalsgerichte, worinnen ein Präsident sammt seinen Assessoren, 6) der churfürstlichen Kammer, worinnen drei Kammermeister, drei Kammerschreiber, 7) der Canzlei, 8) der Kriegskammer, 9) der Rentkammer, 10) dem Oberburggrafenamt u. dgl.

„In Summa sind 16 Kirchen, worunter die in der „neuen Schantz", zu rechnen. Was die Bürger anbelanget, habe ich selbige von guter Aufrichtigkeit befunden und bei ziemlichem Reichthume, nur daß selbige durch allzuviel Gastiren und Herzlichkeit der Speisen, welcher sie ziemlich ergeben sind, nicht allein in Hochzeiten und Kindermahlen, sondern auch im täglichen Leben nicht allzu sparsam seien. Ihren gemeinlichen Vertritt nehmen sie, so mehrentheils Kaufleute sind, auf der grünen Brück über dem Pregel, welche der Burß genannt wird. Nur wäre zu wünschen, daß die religiösen Händel abgeschafft werden möchten."

Nun beschreibt der Reisende die (alte) Universität am Dom, benennt die derzeitigen Professoren. Den Juristen Johann Mitzel hält er für den gelehrtesten und giebt — ein Stück von dessen Dissertation wieder. Im kneiphoff'schen Dom fällt ihm auf dem ersten Pfeiler das — von ihm reproducirte — Bildniß und Epitaphium des blinden Magisters Schöneberger auf (von welchem die Schönebergergasse ihren Namen zu tragen scheint), ebenso das Epitaphium auf den (aus den schlechten Versen, die Hennenberger überall einschiebt, bekannten) „berühmten" Ambrosius Lobwasser, Dr. jur., Canzler und Professor, ferner auf Paul Weissel und auf Melanchthon's Tochter, die er sämmtlich wörtlich lateinisch anführt. Er beschreibt die königliche Bibliothek auf dem Schloß (S. 38), worin 20 mit Silber beschlagene Bücher, die Herzog Albrecht geschenkt, in absonderlichem Laden verwahrt seien, zwei seltene Bibeln mit Bildern, die der Herzog Albrecht gebraucht, das 1675 von dem Bauern verschluckte (von Hartknoch abgebildete) Messer, das

Original des Salvus conductus, den Kaiser Karl dem Luther nach Worms ertheilt.

Unter der Bibliothek befindet sich die lutherische Hofkirche, darüber ein großer Eßsaal, weiter unten ein Weinkeller.

Dieser Eßsaal, worin dem großen Kurfürsten gehuldigt worden, war 120 Schritt = 335 Fuß lang, 60 Schuh breit ohne Blindwerk und Fensterbogen, welche 7½ Schuh dick sind, hatte zwei große Kachelöfen und einen Herdstein; auf der Wand waren rings umher die Markgrafen von Brandenburg sammt überstehenden Wappen abgemalet. Ueber der Eingangsthür, worin der Erbauer des Saales, Georg Friedrich, der preußischen Regierung diesen schönen kunstreichen Bau (verstehe allhier diesen Saal und unter demselben die Schloßkirche mit schönem Gewölb und vier stattlichen Pfeilern sammt unterstehendem Zeughause und Weinkeller) 1584 angefangen und zu ende vollführet. Im Gemach nebenan sei ein kostbarer achteckiger Tisch von schwarzem köstlichen Holz mit acht Silberplatten, in denen etzliche Historien künstlich ausgestochen.

Auf des Schlosses Platz, so ziemlich groß ist, ist ein sehr klarer und lustiger Brunnen: das andere Theil wird vom Fürsten bewohnet und von den obgemeldeten Regierungsherren. Auf diesen Platz muß man über eine Brücke neben der Soldatenwacht gehen.

Was den kurfürstlichen Lustgarten anlangt, so ist darin die überaus prächtige Linde, welche etliche 30 Schuh unten breit war und drei unterschiedliche Schosse hatte, dessen ersten Schoß man auf 30 Stufen, über einen lustigen, mit Planken versehenen und auf 4 andern gepflanzten Lindenbäumen auf beiden Seiten ruhenden Eingang betreten mußte, auf der andern aber stiege man über etzliche andere Stufen; unfern von diesem Garten ist der Hetzgarten, wo man Bären und dergleichen Thiere kämpfen läßt.

Die starke Schanze am Pregel jenseit nahe bei den Speichern könne im Nothfalle den Pregel und die Stadt heftig beschießen, wiewohl sie auf einem sehr sumpfigen Ort gelegen ist.

Hier hält man stark auf das schwarze Bier, worinnen sie sich nicht wenig berauschen. Am 7. October fährt die Gesandtschaft ab.

Königsberg zählte*) im Jahre 1700 — 40,600 Einwohner
1754 — 50,000 „
1770 — 51,526 „
1780 — 52,981 „
1814 — 53,850 „
1820 — 60,500 „
1830 — 64,200 „
1837 — 64,200 „
1859 — 81,604 „
1861 — 87,092 „

die Militairs nicht mitgerechnet. Während die Stadt im vorigen Jahrhundert, also trotz der Pest von 1709 (welche ihr 18,000 Einwohner entzog**) und trotz der — in materieller Beziehung übrigens keineswegs ungünstigen — russischen Occupation im 7jährigen Kriege, sich um 12,000 Einwohner, aber auch nur um diese Zahl, vermehrte, hat die Bevölkerung derselben von 1814 bis 1861 — in welche die Cholerajahre 1831, 1832 und 1852 fallen — 33,240 Seelen neuen Zuwachs erhalten, also im Verhältniß zum vorigen Jahrhundert in der halben Zeit dreimal so stark zugenommen. Dem entspricht die Zunahme an Gebäuden, deren es

1755 nur 5181***)
1858 schon 7735 und
1861 bereits 8119

gab, Gebäude, welche an Größe, Bequemlichkeit und Eleganz die Bauten des vorigen Jahrhunderts weit hinter sich zurücklassen. Verhältnißmäßig am stärksten unter allen Stadttheilen ist der Kneiphof bewohnt. Derselbe ist — nach dem Müller'schen Grundrisse von 1815 — etwa 6600 □Ruth. Preuß. oder 1 Hufe 6 Morgen 12 Ruth.†) Preuß. groß, und hatte schon im Jahre

*) Für das 18. Jahrhundert nach Süßmilch's Göttlicher Ordnung II, 473; für das 19. nach Faber's Haupt- und Residenzstadt S. 13; pro 1859 Ostpreuß. Zeitung, Beil. zu Nr. 302.

**) Pisanski a. a. O. § 17, S. 22.

***) Liedert a. a. O. S. LVII.

†) 1 Hufe Preuß. = 30 Morgen à 180 □Rth. Pr.; 1 Quadratmeile enthält daher ca. 730 Hufen Preuß.

1814 eine Bevölkerung von 15,298 Seelen, d. h. 4 Seelen auf der □Ruthe Preuß. In gleicher Weise besetzt würden auf die □Meile etwa 14 Millionen Seelen kommen, während in Wahrheit im Preußischen Staate nur 3800 Einwohner, in der Provinz Preußen sogar nur 2450 Seelen — unser engeres Vaterland hat die dünnste Bevölkerung — darauf gerechnet werden.

Königsberg zählt nach der Zählung von 1881 140,900 Einwohner und faßt nach der von 1885 151,000 Seelen. Nur sieben Städte des deutschen Reiches (Berlin, Hamburg, Breslau, München, Dresden, Leipzig und Köln) sind größer.

Als ich im Jahre 1854 die Universität daselbst bezog — es war meine erste Eisenbahnfahrt, zwischen Marienburg und Dirschau mußte noch die Post benutzt werden — machte der Ort noch den Eindruck mittelalterlicher Gemüthlichkeit. Der schöne Bahnhof, der noch heute fast unverändert dasteht — ich meine nur das Empfangsgebäude — war eben vollendet, die Sattlergasse bestand noch aus niedrigen, fast einstöckigen Gebäuden, ich glaube, Kant's Spaziergang, der sich quadratisch um die Wiesen und Gemüserücken herumzog, bestand noch zum Theil; wir zogen noch durch das grüne Thor, das Köttelthor daneben, in welchem sich oben ein Freitisch für Studenten befand, stand auch noch; die Kneiphöfische Langgasse hatte lauter breite Vorbauten, welche als Abendsitze und Keller benutzt wurden, die altstädtische Schuhgasse, in der ich dann ein halbes Jahr wohnte, war so schmal, daß sich zwei Wagen knapp begegnen konnten und dort sowie in der Roggenstraße alle Augenblick Stockungen eintraten; der Danziger Keller war eine enge Gasse, die altstädtische Kirche das neueste Gebäude (ich habe sie 1840 bei der Krönung, wo ich zuerst nach Königsberg kam, bauen sehen), die Junkerstraße hatte die einzigen dreistöckigen Häuser, am Paradeplatz stand noch das alte Excercirhaus, der Grundstein zur neuen Universität davor, bei dessen Legung Jacoby die vier Fragen that, war mit Eisenstangen eingefriedigt, das altstädtische Rathhaus als Stadtgericht eine Art Prachtbau, gegen den unsere alte Universität am Dom, in der ich so oft mit Wonne Rosenkranzens

geistvolle Vorträge gehört, eine Art vorweltlichen Gebäudes; die Modestengasse und die Logen waren einfache bescheidene Gebäude und auf den Hufen ging man noch auf dem Bohlenstege bis zur Brücke.

Dann, als ich von Leipzig zurückkam, ich denke 1858 oder 1859, sah ich die Festung bauen, zuerst zwischen dem Haberberger und dem Friedländer Thor, dann die prächtigen Thore des Steindammes, Tragheimer, Roßgärter und das schöne Königsthor, später die Environs und die vielen einliegenden Forts. 1870 sah ich am Steindammer Thor die französischen Gefangenen, die Turko's und die Soldaten aus Algier an den Festungsbauten arbeiten und das Gefühl, das ich schon 1866 hatte, als ich auf dem Markt zu Domnau die österreichischen Gefangenen aufmarschiren sah, beschlich mich wieder: das Unglaubliche wurde wahr!

Endlich nachdem ich Königsberg bereits verlassen, um in Labiau den Kampf um's Dasein zu beginnen, kam eine Zeit, wo unter dem Regiment von Kischke und Selke die Stadt ihr jetziges Kleid anzog. Die Thore und die Beischläge fielen, die Straßen wurden breit und bequem, die Häuser stiegen in die Höhe, jede Erinnerung an die Vergangenheit fällt, die Stadt will durchaus neu und modern werden. Fast möchte man wie Hennenberger 1595 rufen: „So man nur Königsberg ansiehet, lieber Gott, welch' eine Veränderung ist nun in den 40 Jahren da geworden, und währet noch von Tag zu Tag, wie gewaltige Gebäud' sind da aufgerichtet, wie sind alle Winkel ausgebaut!"

Aber die Bequemlichkeit siegt auf Kosten der Schönheit. Die verschwundenen Söller und Treppenvorbauten der kneiphöf'schen Langgasse gereichten der Straße wohl mehr zum Schmuck, als just die glattrasirte Nüchternheit. Viele Neubauten, ja die meisten, entbehren des architektonischen Schmuckes und nur wenige Gebäude, am Paradeplatz, die neue Universität, das Landeshaus, die Regierung, die Logen, können sich messen mit dem geschmackvollen, abwechselungsreichen Exterieur der Hanseatischen Bauten. Mit Kirchen und Rathhausbauten, wie wir sie in Thorn und Danzig besaßen und noch besitzen in dem alten Thorner altstädtischen Rathhause,

den Franziscanerklöstern zu Thorn und Danzig, oder dem Artushofe und dem Rathhause zu Danzig, kann sich nach meinem Geschmacke noch kein einziger neuerer Bau unserer Provinz messen, und wir könnten daraus noch manches lernen, namentlich was Schönheit des innern Ausbaues betrifft, die jetzt hinter das Bedürfniß der Bequemlichkeit, Geräumigkeit und Wohnlichkeit gar zu sehr zurücktritt.

4. Emanuel Kant's Lebensabriß.*)

Große Männer unserer Tage sorgen selbst bei Lebzeiten für ihre Biographien, damit alles richtig gestellt wird und nichts verloren geht. Kant hielt sich für keinen großen Mann, hat über sein Leben nichts geschrieben und so selten gesprochen, daß gleich nach seinem Tode (1804) seine zahlreichen Freunde darüber in Verlegenheit geriethen und manche Einzelheiten sich schon damals nicht recht feststellen ließen. Aber an den kleinlichen Fragen, wovon er sein Leben gefristet, wie lange er Hauslehrer gewesen, liegt im Grunde ebenso wenig, wie an den über ihn verbreiteten Anekdoten, wie er sich räusperte, oder von dem Knopf, auf den er beim Vortrage zu schauen pflegte, dem Haarbeutel, der nicht fest saß, von dem Bänkchen, das man ihm im Alter an seinem Spaziergange setzte u. dergl.

Wer den Mann kennen lernen will, muß seine Schriften lesen

---

*) Den Stamm des Aufsatzes entnehme ich aus der Lebensbeschreibung des Mitherausgebers der Kant'schen Werke, unseres hochverdienten Historikers Schubert, meines verehrten Lehrers. N. P. P. Bl. 1854, S. 193—219. In einigen Punkten hat er sich geirrt, diese sind berichtigt nach der neuesten und geistvollsten Beschreibung Emil Arnoldt's in A. M. S., Bd. 18, 1881, S. 606—686 „Kant's Jugend und die 5 ersten Jahre seiner Privatdocentur", der in der Scepsis der Thatsachen vielleicht zu weit geht. Sein Schlußtableau ist „geradezu brillant". Für das Beste halte ich Wald's Gedächtnißrede und die Materialien dazu, herausgegeben von Dr. R. Reike, Kantiana. N. P. P. Bl. 1860 und Separatabdruck. Für das Alter Kant's ist „Ein Brief über Kant" von Carl Hugelmann, A. M. S., Bd. 16, S. 607 bis 612 benutzt.

und seinem Gedankenfluge folgen; das ist der einzige Weg, ihn zu erkennen. Ueberweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie. Bd. III. 4. Aufl. Herausgegeben von R. Reike. 1875, Kuno Fischer (drei Vorträge über Kant's Leben und die Grundlage seiner Lehre, Mannheim 1860, und Geschichte der neueren Philosophie. Bd. III. 2. Aufl. 1869), Johann Eduard Erdmann (Grundriß der Geschichte der Philosophie. 3. Aufl. Berlin 1878) würdigen ihn von diesem weiteren philosophischen Standtpunkt und führen in diese Kenntniß ein.

Wir hier wollen den Lebensgang des Weltweisen der Geschichte unseres Vaterlandes einreihen und darzustellen versuchen, welchen Einfluß dasselbe auf den Gang seines Lebens und seine Entwickelung gehabt hat. Auf wüster Insel entwickelt sich kein Genie, und daß ein solches hier bei uns sich herausgearbeitet hat, ist sicherlich nicht ohne Einflüsse geschehen; diese müssen nachweisbar sein.

Als viertes Kind eines ehrsamen Riemermeisters Johann Georg Kant (geb. am 3. Januar 1683) wurde Immanuel Kant am 22. April 1724 zu Königsberg geboren. Der (preußische) Kalendertag gab ihm seinen Vornamen. Sein Großvater, der in Tilsit lebte, war mit anderen schottischen Emigranten, den Douglas', Simson's, Hamilton's aus Schottland über Schweden nach Memel verschlagen; der Name ist englisch, der Vater schrieb sich Cant, der Sohn gebrauchte schon früh das K. Sein Geburtshaus liegt in der vorderen Vorstadt neben der Sattlergasse. Die Eltern lebten in mäßigen Verhältnissen und starben beide arm.

Die Mutter Anna Regina geb. Reuter (geb. 16. März 1697, verheirathet 13. November 1715) hatte den ersten bedeutungsvollen Einfluß auf den Sohn geübt. Sie war eine Frau von großem natürlichen Verstande, voll Empfindung und Schwung des Gefühls, edelgesinnt, von echter, nicht schwärmerischer Religiosität; der Sohn erbte ihre Gesichtszüge und ihre Constitution (eingebogene Brust). Die Eltern lebten einträchtig und fromm während ihrer 22jährigen Ehe. Zu ihren Bekannten gehörten Kant's Pathen, Tobias Krause, Bürger und Gürtler der Vorstadt,

Hennig Gause, Gerichtsverwandter auf dem Sackheim, Reinik, Kaufmann in der Altstadt, Johann Abraham Schmidt, Kupferschmid in Memel, Fräulein Dorothea Dürren, Frau Barbara Wolfer. Kant selbst äußerte sich im Entwurf eines Briefes an Bischof Lindblom über seine Eltern und Jugend:

„Von meinem Stammbaum kann ich weiter nichts rühmen, als daß meine beiden Eltern in Rechtschaffenheit, sittlicher Anständigkeit und Ordnung musterhaft, ohne ein Vermögen (aber doch auch keine Schulden) zu hinterlassen, mir eine Erziehung gegeben haben, die, von der moralischen Seite betrachtet, gar nicht besser sein konnte;" und zu Kraus sagte er, öfters habe er mit inniger Rührung bei Vergleich mit der Erziehung, die er in einem gräflichen Hause unweit Königsberg (Kapustigal?) näher angesehen, mit inniger Rührung an die ungleich herrlichere gedacht, die er selbst in seiner Eltern Hause genossen; herrlicher, weil er nie, auch nicht ein einziges Mal, von seinen Eltern irgend etwas Unanständiges anhören durfte, nie etwas Unwürdiges gesehen habe. Darnach hielt er das Beispiel der Eltern für das Hauptmittel der Erziehung; auf jenen Vergleich mit dem gräflichen Hause blickend, darf man wohl hinzufügen, daß die Einfachheit der Lebensweise und die Aermlichkeit derselben, wie sein Beispiel lehrt, bessere Frucht der Erziehung liefert, als ein üppiger Boden. Das Bild seiner Mutter hatte sich ihm tief eingeprägt. „Sie führte mich," sagte er, „oft außerhalb der Stadt, machte mich auf die Werke Gottes aufmerksam, ließ sich mit einem frommen Entzücken über seine Allmacht, Weisheit und Güte aus und drückte in mein Herz eine tiefe Ehrfurcht gegen den Schöpfer aller Dinge. Ich werde meine Mutter nie vergessen, denn sie pflanzte und nährte den ersten Keim des Guten in mir, sie öffnete mein Herz den Eindrücken der Natur; sie weckte und erweiterte meine Begriffe und ihre Lehren haben einen immerwährenden heilsamen Einfluß auf mein Leben gehabt."

Seiner Mutter verdankt Kant die moralische Kraft seines Lebens, dem Vaterhause die Einfachheit und Genügsamkeit, die ihn bis an's Ende auszeichnete, und den völligen Mangel von Fehlern,

wie Stolz, Ehrgeiz, Eitelkeit, Genußsucht u. dergl. Gesellschaftliche Bildung, die das vorige Jahrhundert überhaupt noch nicht verlangte, konnte ihm das Vaterhaus ebenso wenig bieten, wie Mittel zum künftigen Unterhalte. Fast hätte es ihm die bedenkliche Geistesrichtung mitgegeben, unter der Preußen am Ende des vorigen Jahrhunderts und insbesondere Königsberg litt und dem sich auch das Vaterhaus nicht entziehen konnte, den Pietismus; doch entwand sich Kant demselben und trat in späteren Lebensjahren in einen bewußten Gegensatz dazu, worin er gerade seine Größe fand, während sein Zeitgenosse Haman daraus in Mysticismus verfiel. Vater und Mutter folgten in frommer, stiller Denkungsart dem herrschenden Pietismus. „Waren auch," äußerte sich Kant später darüber, „die religiösen Vorstellungen der damaligen Zeit und die Begriffe von dem, was man Tugend und Frömmigkeit nannte, nichts weniger als deutlich und genügend, so fand man doch wirklich die Sache. Man sage dem Pietismus nach, was man will, genug, die Leute, denen er ein Ernst war, zeichneten sich auf eine würdige Weise aus. Sie besaßen das Höchste, was der Mensch besitzen kann, jene Ruhe, jene Heiterkeit, jenen inneren Frieden, der durch keine Leidenschaft beunruhigt wurde. Keine Noth, keine Verfolgung setzte sie in Mißmuth, keine Streitigkeit war vermögend, sie zum Zorn und zur Feindschaft zu reizen. Mit einem Worte, auch der bloße Beobachter wurde unwillkürlich zur Achtung hingerissen."

Auch Kant's Schulbildung wurde von Pietisten geleitet. Nachdem er in der vorstädtischen Hospitalschule den Elementarunterricht empfangen hatte, wurde er Michael 1732 im neunten Lebensjahre dem Collegium Fridricianum übergeben, welches dieser pietistischen Richtung folgte, auch unter Franz Albert Schultz, der zugleich Consistorialrath war, und 1733 Director dieser Anstalt wurde. Kant's Mutter war seine eifrige Kirchgängerin und er war es, der Kant's ungewöhnliche Anlagen erkennend, bei einem Besuche im Hause seiner Eltern rieth, den Knaben studiren zu lassen. Der Knabe war schüchtern, zuweilen vergeßlich, zeigte aber ein festes Gedächtniß, Geistesgegenwart, gute Beobachtungsgabe und gründ-

lichen Fleiß. Er war Michael 1733 Primus der Quinta, 1734 Primus der Quarta, Ostern 1736 Primus der Tertia, Michael 1737 Primus der Untersecunda, 1738 Primus der Obersecunda. Mit Vorliebe trieb er alte Sprachen; mit seinen Mitschülern David Ruhnke — dem nachherigen berühmten Philologen in Leyden — und Johannes Kunde, der unberühmt als Rector zu Rastenburg 1759 starb, las er die Klassiker Ovid, Virgil, Horaz, Terenz, Lucrez, Persius, Juvenal, Cicero, Quintilian und Seneka, aus denen er noch in späteren Jahren lange Memorialstellen fließend hersagen konnte. Vom Philosophiren war damals noch keine Rede, die Anregung in Logik und Mathematik war mangelhaft und Niemand ahnte damals die spätere Größe. Seine Lehrer waren im Lateinischen Heidenreich und Fuhrmann, im Griechischen und Hebräischen Stephan Schultz, in der Geschichte und im Französischen Wilden, in der Geographie Selz und Rogowski, in der Mathematik Siehr, in der Logik Cuchlovius und Hein. Vor allen seinen Lehrern hat Kant den Director Schultz und Heidenreich, der auf Prima Latein lehrte, besonders geachtet, insbesondere den Letzteren, unter welchem er ein tüchtiger Stylist wurde, deswegen, „weil dieser bei seinen Lectionen gelegentlich in seinen Zöglingen richtige Begriffe zu entwickeln bemüht war.“ Seine Pläne für die Zukunft lagen damals im Felde der Philologie, und zusammen mit Porsch (späterem Pfarrer am Haberberg), Maraun, Berggerow, Trummer (später Arzt, dem einzigen Dutzfreund Kant's, obwohl dieser das Dutzen nicht leiden konnte), Simon, Gerich, Herrmann, Fischer, Wusthube und Hökmann wurde Kant Michael 1740 aus dem Collegium Fridricianum als reif entlassen, ein firmer Lateiner, Liebhaber der römischen Scribenten, jedoch ohne tüchtige Bildung in der Mathematik, Physik und — der Philosophie.

Was verdankte er der Schule? Die Dressur der Gedanken. Wie heute militairische Disciplin die Menge zur Ordnung und zum Gehorsam erzieht, so erzieht das Studium der alten Klassiker die Geister zum richtigen Denken. Es ist eine praktische Logik und gewöhnt an richtige Auffassung von Ursache, Grund, Folge und

dergl. Kant schätzte auch später noch die Humaniora außerordentlich werth. „Bildung der Geisteskräfte," sagte er, „die man Humaniora nennt, sei die Propedeutik zu aller schönen, den höchsten Grad der Vollkommenheit anstrebenden Kunst, und schwerlich werde ein späteres Zeitalter jene Muster entbehrlich machen, welche eine glückliche Vereinigung von gesetzlichem Zwang, höchster Cultur mit der Kraft und Richtigkeit freier, ihren Werth fühlender Natur in einem und demselben Volke geschaffen habe."

Er pflegte diese Studien noch auf der Universität mit Liebe; was gut Latein sei, meinte er, könne man nur aus dem Cicero und seinen Zeitgenossen lernen, was aber philosophisch richtig sei, könne und müsse keiner aus Plato oder Leibnitz lernen, sondern der Probierstein, welcher dem einen so nahe liege, wie dem andern, sei — die gemeinschaftliche Menschenvernunft, es giebt keinen klassischen Autor der Philosophie.*)

Wer damals in die Albertina aufgenommen werden wollte, mußte noch eine Probe bestehen (profectus), Kant bestand sie, erhielt 16½ Jahre alt am 24. September 1740 das testimonium initiationis und wurde an demselben Tage vom Rector Hahn immatriculirt, ohne Angabe der Facultät. Wovon gedachte der junge Mann zu studiren und was wollte er studiren? Wie die Vögel unter dem Himmel, die unser himmlischer Vater ernährt, mit demselben Gottvertrauen zog er auf die Universität und es hat ihn getragen. Was Kant aber für einen Studienplan verfolgte, ist selbst seinen Freunden unbekannt geblieben, wahrscheinlich hatte er keinen bestimmten. Er wollte sich keiner positiven Wissenschaft widmen, sondern seine Kenntnisse im Allgemeinen auf allen Gebieten des Wissens erweitern, sich auf dem Felde der Wissenschaften orientiren, war artium liberalium studiosus, ist aller Wahrscheinlichkeit nach bei keiner Facultät inscribirt und beschäftigte sich zunächst mit dem, worin er von der Schule her Lücken besaß,

*) Arnoldt l. c., S. 621.

der Mathematik, der Philosophie und dann wieder mit den lateinischen Klassikern. Gottes Fügung schickte ihm einen Professor, der nicht blos Gelehrter, sondern auch wirklicher Lehrer der Studirenden war, ohne den unser Kant nie das geworden wäre, was er ward: den Martin Knutzen, außerordentlichen Professor der Logik und Metaphysik, einen Mann, der weder für die Wissenschaft sonst Besonderes geleistet, noch große Berühmtheit besaß, aber die Kunst des Gedankenweckers verstand, welche den Schul-, besonders aber den Universitätslehrer kennzeichnet. Dazu ist keine große Gelehrsamkeit erforderlich, auch mit mäßigem Wissen ist's zu erreichen, nur Hingebung erfordert's und socratische Methode. Freilich sich vor das Auditorium hinstellen und einen gelehrten Vortrag halten, ist nicht schwer; ob er aber diesen Zuhörern faßlich war und ihr Fassungsvermögen erweitert, darum kümmert man sich in der Regel nicht. Der Student darf fordern, daß der Lehrer mit ihm in Beziehungen tritt und ihn juristisch, geschichtlich, theologisch oder philosophisch denken lehre; das positive Material, das er wissen muß, wird er sich schon von selbst aneignen. Knutzen verstand es, in Kant philosophisches Selbstddenken und Interesse für die Mathematik anzuregen. Seine Einwirkung machte sich nicht bloß in regulären Lehrvorträgen, sondern auch im Privatverkehr geltend. Die rigoristisch moralische Gesinnung, welche der Pietismus erweckt hatte, wurde alterirt durch Kant's humanistische Studien und noch mehr durch die Vernunftprüfung, die Knutzen anregte. „Jene vorurtheilslose, durch kein Dogma, keine Autorität beschränkte, von Zutrauen zur Vernunft erfüllte Denkweise, die ihm als philosophischem Genie original innewohnte, erwachte in dem Schüler."*) Diese Lehrmethode führte weiter, als der Lehrer ahnen konnte. Knutzen wußte oder ahnte noch nichts von der Kritik der reinen Vernunft; von ihm kann Kant sie nicht gelernt haben und doch war Knutzen das Medium, der Wegweiser, der Kant auf dieses Ziel hinführte. Bei der Beschäftigung mit Mathematik und Naturwissenschaften, wozu derselbe ihn anleitete,

---

*) Arnoldt, S. 618.

trat in dem Schüler die dritte Geistesrichtung hervor, welche im Verein mit jenen beiden den Gesammtcharakter seines philosophischen Schaffens auszeichnet — jene besonnene, vorsichtige Forschungsart, welche nie auf das Gerathewohl speculirt, sondern bei unversieglicher und unwandelbarer Zuversicht zu den apriorischen Festsetzungen der Vernunft dennoch die gegebenen Thatsachen der Erfahrung unablässig und allseitig in Betracht zieht. Auch von dem ordentlichen Professor der Physik, Johann Gottfried Teske, mag Kant einige Förderung empfangen haben. Er hatte jedoch — wenigstens später — eine geringe Meinung von ihm, und mit Recht für den einzigen Lehrer, der auf sein Genie wirken konnte, hielt er Knutzen.

Vermuthlich hörte Kant bei ihm im I. Semester wöchentlich vierstündig einen mathematischen und einen ebensolchen philosophischen Cursus, hatte einmal in der Woche Disputirübungen und einmal rationelle Philosophie, d. h. Logik in kurzer Behandlung, im II. Semester Logik in ausführlicher Behandlung, und einen mathematischen Cursus, in denen der Lehrer „die erleseneren Geister" zur höheren Mathematik hinführen wollte, in höheren Semestern vielleicht Disputirübungen, praktische Philosophie, höhere Astronomie, Regeln zur Berechnung des Laufs der Gestirne; alles dieses las Knutzen; ob Kant die Collegia belegt hatte, läßt sich nicht erweisen. Es docirten damals in der philosophischen und theologischen Facultät Hahn, Behm, Teske, Kowalewski, Gregorovius, Langhansen, Knutzen, Christiani, Quandt, Arnoldt und Schultz. Borowski sagt aus eigener Wahrnehmug: „Knutzen ward gleich von Anfang der akademischen Laufbahn der Lehrer, an den sich Kant vorzüglich anknüpfte. Seinem Unterricht in Philosophie und Mathematik wohnte er unausgesetzt bei. Außer diesem hörte er die Vorlesungen der Physik des Professors und Consistorialraths Teske, eines gelehrten und wackern Mannes. Sein Knutzen galt ihm vor allen Lehrern am Meisten. Dieser zeichnete ihm und Mehreren die Bahn vor, auf der sie nicht Nachbeter, sondern dereinst Selbstdenker werden könnten.

Eine Zeit lang setzte sich Kant mit seinen Freunden Wlömer und

Heilsberg darauf, bei Schultz auch theologische Collegia (1742 bis 1743 Dogmatik) zu hören, die drei schrieben fleißig nach, lernten fleißig und bestanden auch eine Prüfung vorzüglich, woher es kommt, daß Kant, der nach Heilsberg nie vorgesetzter Studiosus der Theologie gewesen ist, dafür gehalten wurde. Schultz nahm Veranlassung, die drei jungen Leute nach dem Colleg über ihre Pläne, Lehrer und Studien auszufragen, und was sie werden wollten. Kant, ein kleiner Schalk, sagte, er wolle ein Medicus werden, Wlömer ein Jurist, der dritte nichts Bestimmtes. „Warum hören Sie denn Theologie?“ fragte Schultz. „Aus Wißbegierde,“ antwortete Kant. — Das hat's mit Kant's Theologie auf sich. Er hat nie gepredigt.

Nach etwa dreijährigem Besuch der Collegien hörte Kant auf, solche zu hören, wohl 1743. Abgangszeugnisse gab es nicht. Er fing 1744 — zwanzig Jahre alt — an, abstrakte Themata zu behandeln. Seine Universitätsstudien schließt er mit den „Gedanken von der Schätzung der lebendigen Kräfte“; die Schrift wurde vom Decan Gregorovius 1746 censirt, 1746—1749 gedruckt. Kant hat darin den Wahlspruch der Aufklärung: Sapere aude! Habe den Muth, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen, schon bewährt. Bei unverstellter Anerkennung fremder Verdienste und hoher Bescheidenheit wird der Autoritätsglaube über den Haufen geworfen. „Das Vorurtheil ist recht für die Menschen gemacht,“ sagte er, „es thut der Bequemlichkeit und der Eigenliebe Vorschub, zweier Eigenschaften, die man nicht ohne die Menschheit ablegt. Derjenige, der von Vorurtheil eingenommen ist, erhebt gewisse Männer, die es umsonst sein würde zu verkleinern und zu sich herunterzulassen, über alle anderen zu einer unersteiglichen Höhe. Dieser Vorzug bedeckt alles Uebrige mit dem Scheine einer vollkommenen Gleichheit und läßt ihn den Unterschied nicht gewahr werden, der unter diesen annoch herrschet, und der ihn sonst der verdrießlichen Beobachtung aussetzen würde, zu sehen, wie vielfach man noch von denjenigen übertroffen wird, die noch innerhalb der Mittelmäßigkeit befindlich sind.“

Mit diesen Gedanken ging Kant auf's Land, um Hauslehrer zu sein, zu fernerem Fluge der Gedanken neue Kraft, vielleicht

auch um einige Mittel des ferneren Durchkommens zu sparen. Er war auf drei Stellen Hauslehrer, beim reformirten Pfarrer Andersch zu Judschen bei Insterburg etwa drei Jahre (1744—1747)*), bei Herrn von Hülsen auf Arnsdorf bei Mohrungen etwa 1½ Jahre (ca. 1747—1749) und dann beim Grafen Johann Gebhard von Keyserling auf Rautenburg bei Lappienen, Kreis Niederung (geb. 1699, gest. 1761), der nach Niederlegung seines Postens als braunschweig-wolfenbüttelscher Geh. Rath und Etatsminister 1743 von den Grafen Friedrich Ludwig und Friedrich Wilhelm von Truchseß-Waldburg die Rautenburg'sche Herrschaft kaufte und sich 1744 in dritter Ehe mit der kaum sechzehnjährigen, schönen Schwester jener Grafen, Caroline Charlotte Amalie von Truchseß-Waldburg (geb. 1729, gest. 1791), vermählte, deren ältesten Sohn Carl Philipp Anton, geb. 1745, Kant — leider ohne Erfolg — unterrichtete, frühestens doch von dessen 5.—6. Lebensjahre, also etwa von 1750—1751 ab. Wie lange er in diesem Hause blieb, ist nicht genau bekannt, jedenfalls mehrere Jahre, da sonst der Einfluß dieses Hauses sich nicht so bemerklich auf ihn hätte machen können, wie es in der That der Fall war. Kant gewann darin gesellschaftliche Bildung, die feinen Umgangsformen und die liebenswürdige Art zu scherzen und zu erzählen, die er später bei seinen Tischgesprächen zeigte. Näheres ist über diesen Verkehr nicht bekannt. Kraus, der später auch einen Sohn dieser Dame im Hause deren spätern Gemahls, Heinrich Christian von Keyserling, auf dem Roßgarten (jetzt Wohnsitz des commandirenden Generals) unterrichtete, und mit seinem Freunde Kant, als dieser schon Professor war, dort aus und ein ging, schildert die Gräfin dahin**): Sie war eine geistreiche Dame, die viel dazu beigetragen, die Wissenschaften unter dem preußischen Adel zu verbreiten. Unter anderm übersetzte

*) Pfarrer Rogge hat seinen Namen als Taufpathen vergeblich in den Kirchenbüchern gesucht, indessen ein Stammbuchblatt ermittelt, das er einer Dame schrieben hat, wodurch die Thatsache seines Aufenthaltes dort belegt wird.

**) Dr. G. Krause, Beiträge zum Leben von Chr. Jacob Kraus A. M. 5, 1881, Bd. 18, S. 67.

sie Gottsched's erste Gründe der gesammten Weltweisheit in's Französische und lieferte Aufsätze für Zeitschriften; besonders hervorragend war ihr Talent in der Malerei, weshalb die Berliner Akademie der Künste sie als Ehrenmitglied aufnahm. Mit dem Instinkt der hochgesinnten Frau hatte die Gräfin, wie wohl schon früher bei Kant, so auch in Kraus die schlummernde Genialität erkannt und begegnete ihm mit liebenswürdiger Zartheit, sodaß er die ihm angeborene Scheu ihr gegenüber gänzlich überwand und sein innerstes Wesen ihr rückhaltlos aufschloß. „Die Vertraulichkeit, mit welcher der alte Graf und besonders die Gräfin mit mir umgeht", sagt Kraus, „ist unbegreiflich. Ueber dem Essen schweigt die ganze Gesellschaft und sie spricht mit mir allein unaufhörlich und rathen Sie, wovon? Vom Euler- und Newton'schen Lichtsystem, von der Edda, vom Aberglauben und Unglauben, was von beiden schädlicher sei, und von neuen Entdeckungen und herausgekommenen Büchern" (Brief an v. Auerswald, 1777).

In Rautenburg lernte Kant auch Billard- und Kartenspielen, besonders L'hombre, das er eine Seelenmotion nannte und die — Litthauer lieben. Seine Freunde Wlömer und Heilsberg waren auch aus Litthauen gebürtig, aber hier, vom Damme aus, sah er das ganze Volk auf den weiten Wiesen jenseits der Gilge vor sich, die unzähligen Heukäpsen aufstellen und im Winter abfahren, ein mannigfaltiges, buntes Lebensbild, das der alte Wald am Horizonte einrahmte. Kant bemerkte, daß der Litthauer zur Satyre Neigung besitze, aber wenig lache. Solche Menschen wären zum praktischen Handeln sehr gut, müssen sich aber nicht mit tiefer Gelehrsamkeit abgeben, weil diese jene natürlichen guten Talente unterdrückte. Auf den Einwand, daß er selbst höchst selten lache, erwiederte er: daß kein Metaphysiker je in der Welt so viel Gutes stiften werde, als Erasmus von Rotterdam mit seinen Satyren bewirkt habe.*)

Kant wurde am 12. Juni 1755, von seinem Hauslehrthum zurückgekehrt, während welches er sich eine hübsche Bibliothek zusammengekauft hatte, zum Doctor der Philosophie promovirt,

*) Reike, Kantiana S. 11 und 49.

erwarb am 27. September 1755 — einunddreißig Jahre alt — die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, und begann dieselben bald darauf im Hause und Lehrsaale seines Freundes, des Professors Kypke auf der Neustadt (wohl dem heutigen Kypkianum — alle Professoren lasen damals in ihren Wohnungen), — woselbst Kant damals wohnte, seine Vorlesungen. Beim ersten Male — so erzählt sein Freund Borowski aus eigener Erinnerung — fand Kant den geräumigen Hörsaal sammt dem Vorhaus und der Treppe mit einer beinahe unglaublichen Menge von Studirenden angefüllt. Er wurde verlegen, sprach sehr leise und corrigirte sich oft, erlangte jedoch schon bei der nächsten Vorlesung hinlängliche Unbefangenheit. Er las nach einem landläufigen Lehrbuche, jedoch völlig frei und mit ruhiger Begeisterung, worin sich zuweilen Humor und Satyre einflochten. In jedem Semester las er Logik und Metaphysik, ja auf praktische Themata ging er ein und las, freilich nur einmal, ein Colleg über Fortification und Pyrotechnik. Seine Lehrstunden waren im Sommer 7—11 Uhr, im Winter 8—12 Uhr Vormittags, zuweilen reihte sich noch ein Privatissimum Nachmittags an. Während der russischen Occupation 1758—1762 las er auf dringenden Wunsch der russischen Offiziere denselben Collegien über Physik und physische Geographie. Das Erdbeben von Lissabon (1. November 1755), bestimmte ihn zu einer Beschreibung und Erklärung der Arbeit der Natur (1756 bei Hartung). Dann erschien 1758 als Programm zu den Sommervorlesungen der „neue Lehrbegriff der Bewegung und Ruhe", welche das noch heute geltende Gesetz feststellte. Im December 1758 bewarb er sich bei der rüssischen Kaiserin Elisabeth um die durch Kypke's Tod erledigte Professur der Logik und Metaphysik, doch wurde ihm Buck vorgezogen, der etwas älter war. Kant lebte durch Privatunterricht, Halten von Pensionären und — theilweiser Veräußerung seiner Bibliothek. In den Ferien unterrichtete er die drei Söhne des Grafen Truchseß-Waldburg auf Capustigall. Endlich, nach einem nochmals verfehlten Versuche erlangte Kant 1770, im Alter von 46 Jahren, die ordentliche Professur der Logik und Metaphysik mit einem Gehalte von nicht voll 400 Thalern, wobei er das seit

vier Jahren bekleidete Unterbibliothekariat mit 62 Thalern jährlich niederlegte. Nun erweiterte er den Kreis seiner Vorlesungen, es traten hinzu Encyklopädie der gesammten philosophischen Wissenschaften, Naturrecht, praktische Philosophie, und seit 1782 Moralphilosophie oder Ethik, welches letztere Colleg die meisten jüngeren Leute anzog. Seit 1765 las er physische Geographie, seit 1773 Anthropologie. Diese zogen gereifte Männer am meisten an. Die Generale von Meyer und von Holstein-Beck veranlaßten ihn, diese Vorlesungen in ihren Wohnungen zu halten, und Ausländer, z. B. der polnische Gutsbesitzer Orsetti, zogen im Winter nach Königsberg, bloß um Kant's Vorlesungen zu hören. Man verschaffte sich nach allen Seiten Abschriften seiner Vorlesungen. Seine Kritik der reinen Vernunft erschien 1781, seine letzte Arbeit, die Anthropologie, 1798.

Vom schönen Geschlecht sprach er selten, zuweilen warf er ihm Herrschsucht vor. Er verließ mit Unwillen eine Gesellschaft, in welcher ihm auch nur zum Scherze Vorschläge zum Heirathen gemacht wurden. Dennoch hat er in seinen jüngeren Jahren zweimal Lust und Gelegenheit zum Heirathen gehabt, einmal eine schöne, sanfte Wittwe, ein andermal ein westphälisches Mädchen, Reisegesellschafterin einer Edelfrau. Kant zögerte aber mit seiner Erklärung, berechnete Einnahmen und Ausgaben so lange, bis die eine sich anderweitig versagte, die andere abgereist war.

Kant interessirte sich lebhaft für die Tagesgeschichte, die stehendes Tischgespräch bei ihm war. An der englischen Staatsverfassung fand er viele Fehler. Für die französische Revolution dagegen interessirte er sich sehr.*) Der vornehme Ton war ihm unausstehlich; er fing dann an zu spotten. Er liebte die Satyre und las gern satyrische Schriften. Mit Hudibras, Don Quixote und Lichtenberg's Erklärung der Hogart'schen Kupfer war er vertraut. In seinen akademischen Jahren las er gern Montaigne's Versuche, und konnte viele Stellen auswendig. Pope, Hume**)

*) Reike, Kantiana S. 14 und 15.

**) 1755 erschien Sulzer's Uebersetzung von David Humes: Enquiry concerning the human understanding, dessen Studium er seinen Schülern eifrig empfahl.

und Hutcheson waren seine Lieblingsautoren. Rousseau's Emil und dessen Heloise las er wahrscheinlich im Urtext, da das Französische die einzige neuere fremde Sprache gewesen zu sein scheint, die er lesen konnte. Am liebsten las er Reisebeschreibungen.

Hören wir, wie ein Weltmann, der 22jährige österreichische Graf Purgstall, der 1793 in Jena bei Reinhold Vorlesungen gehört hatte, im Jahre 1795 den Greis seinem Freunde Kallmann schildert. Derselbe zog einzig in der Absicht, Kant persönlich kennen zu lernen, von Kiel nach Königsberg.

Auf dem Wege, schreibt er, war ich oft melancholisch, wenn so der sausende Ostwind um mich blies und ich auf den schwarzen meklenburgischen und pommerschen Haiden so Schritt vor Schritt her fahren mußte. Ich reiste drei Nächte, lag auf meinem Leiterwagen und blickte so in's Sternenfeld hinauf.

Soeben komme ich vom — Patriarchen. Ich habe schon das vierte oder fünfte patriarchalische Mahl bei ihm eingenommen. Sein Gesicht und seine Person sieht dem Bilde in Rheinhold's Stube (jetzt unserm Standbilde auf dem Paradeplatz) am ähnlichsten. Nur hat er etwas Bewegliches, Feines, Freundliches um den Mund und um seine hellen blauen Augen. Er geht schon gebückt und sein Haarbeutel fällt ihm immer hervor, weil er etwas schief ist. Beim ersten Besuche, Morgens $^1/_2$8 Uhr fand ich ihn im gelben Schlafrocke mit einer rothen, seidenen polnischen Binde, in der Schlafmütze arbeitend. Er empfing mich sehr freundlich, sprach sehr viel, — schwäzte beinahe meist von Kleinigkeiten, scherzte mit sehr viel Witz und sagte einige ganz originelle Bemerkungen über Schwärmerei und besonders über die gelehrten Damen und ihre Krankheiten.

Er liest Logik publice, täglich Morgens 7 Uhr, zweimal in der Woche physische Geographie. Sein Vortrag ist ganz im Tone des gewöhnlichen Sprechens und wenn Sie wollen nicht eben schön. Stellen Sie sich ein altes kleines Männchen vor, das gekrümmt im braunen Rocke mit gelben Knöpfen, eine Perrücke und den Haarbeutel nicht zu vergessen, dasitzt, denken Sie noch, daß dieses Männchen zuweilen seine Hände aus dem zugeknöpften

Rocke, wo sie verschränkt stecken, hervornimmt und eine kleine Bewegung vor's Gesicht macht, wie wenn man einem etwas so recht begreiflich machen will, so sehen Sie ihn auf ein Haar. Seine Stimme klingt nicht hell, doch ist alles, was seinem Vortrage, wenn ich mich so ausdrücken darf, an Form fehlt, reichlich durch die Vortrefflichkeit des Stoffes ersetzt. Er träumt nicht, daß die Sache zuweilen so schwer sei und ist überzeugt, daß nun jeder ihn verstanden haben könne. Wenn man einmal dahin gekommen ist, seine Stimme zu verstehen, so wird es einem nicht schwer, seinen Gedanken zu folgen. Ich bin sehr mit seinem Vortrage zufrieden, mir scheint er das Ideal eines belehrenden Vortrages; so sollten alle Professoren sprechen, so soll eine Wissenschaft, die für den Kopf ist, vorgetragen werden, so kann jeder Professor täglich lesen und als ein ehrlicher, wahrer Mann sein Auditorium jedesmal verlassen, so kann man ihn täglich hören, ohne die Gesundheit der Seele dabei zu verlieren, ohne Aufblähungen und ohne Ekel zu bekommen.

Kant liest über eine alte Logik von Meyer, wenn ich nicht irre. Immer bringt er das Buch mit in die Stunde. Es sieht so alt und abgeschmutzt aus, ich glaube, er bringt es schon 40 Jahre täglich in's Colleg; alle Blätter sind klein von seiner Handschrift beschrieben und noch dazu sind viele gedruckte Seiten mit Papier verklebt und viele Zeilen ausgestrichen, sodaß, wie sich das versteht, von Meyer's Logik beinahe nichts mehr übrig ist. Von seinen Zuhörern hat kein einziger das Buch mit und man schreibt blos ihm nach. Er aber scheint dies gar nicht zu bemerken und folgt mit großer Treue seinem Autor von Capitel zu Capitel und dann berichtigt er oder sagt vielmehr alles anders, aber mit der größten Unschuld, daß man es ihm ansehen kann, er thut sich nichts zu Gute auf seine Erfindungen.

Sie werden sich wundern, mit wem ich finde, daß Kant Aehnlichkeit hat; in der Weitläufigkeit seines Sprechens, in seinen langen Einschiebseln, selbst in der Sprache manchmal mit — mit — dem verruchten Wieland!

Das Resultat meiner Beobachtungen über Kant ist dieses:

er ist gewiß ehrlich, seine Seele ist rein, er ist kindlich nnd hält sich selbst für keinen großen Mann. Er hat sehr viel Menschenkenntniß, hat die Welt studirt und weiß über viele andere Dinge, die nicht in sein Fach gehören, vortrefflich zu reden. Nicht allen Mängeln und Unvollkommenheiten seines Amtes und des Alters ist er ausgewichen. So kann er z. B. nicht mehr reden hören, wird ungeduldig, wenigstens auf einen Augenblick, wenn jemand etwas besser zu wissen glaubt, und weiß alles, über alle Länder, Orte, Welttheile u. s. w. z. B. er wußte besser als ich, was für Federvieh wir haben, wie das Land aussieht — über alle diese Dinge widersprach er mir — — —. So weit der Brief.

In den letzten Jahren seines Lebens, etwa seit 1797, hat er kein Colleg gelesen. Im Catalog Winter 1797/98 heißt es: ob infirmitatem senilem lectionibus non vacabit Kant.

Ueber den Einfluß, den der Geist seiner Zeit, die französische Revolution, auf ihn ausgeübt hat, zu reden, ist hier nicht der Ort, ebensowenig über die Hemmnisse und Anfechtungen, die ihm das Regiment Wöllner bereitete; beides sind nicht speciell altpreußische Einflüsse, wenn schon das Thema nicht ohne Interesse wäre.

Kant war von Figur klein, kaum 5 Fuß groß, von flacher Brust, sein rechter Schulterknochen trat etwas vor, sein strahlendes blaues Auge erglänzte beim Vortrage, seine Haare waren blond, seine Gesichtszüge bis in's höhere Alter frisch und gesund; sein Gehör ungemein scharf, seine einfache, regelmäßige Lebensart hielt bis in sein hohes Alter größere Krankheiten von ihm fern. Er stand pünktlich Sommer und Winter 5 Uhr früh auf, schlief (nur Nachts) 7 Stunden, Nachmittags ging er eine Stunde spazieren, mochte das Wetter noch so schlecht sein, seine Kleidung war immer gewählt und anständig. Seine Spaziergänge, sein regelmäßiges Erscheinen auf dem Philosophendamm und sein Diener Lampe sind bekannt. Mit Hilfe seines Freundes, des englischen Kaufmannes Green, hatte er sich ein beträchtliches Vermögen gesammelt, das ihn im Alter der Sorge überhob,*) obwohl mancher Student das

*) Reike, Kantiana S. 9.

Honorar schuldig blieb und Kant es nie gefordert hat. Seine Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit achtete und ehrte in jedem Menschen dessen besondere Eigenthümlichkeiten und niemals ist er schroff oder absprechend aufgetreten. Seine Vorlesungen hielt er pünktlich und ließ, wie Hamann erzählt, 1775—1780, und wie Jachmann bestätigt, 1784—1793, nicht eine einzige Stunde ausfallen. Er saß auf geringer Erhöhung vor einem kleinen Pulte und sprach die ganze Stunde frei nach einem Notizenzettel, so leise, daß man Mühe hatte, ihn zu verstehen, mit einem Geistesreichthum, der den seiner Bücher weit übertraf, dabei mit einer Klarheit des Gedankenausdruckes, den alle seine Zuhörer einstimmig anerkannten, oft aphoristisch. Selbst in seinen Tischgesprächen warf er massenweise geniale Gedanken aus, die oft verloren gingen, weil er darauf nicht mehr zurückkam.

Unter den glücklichen Menschen seiner Zeit war er einer der glücklichsten, so lange nicht Altersschwäche ihn drückte, sein menschenfreundlicher Sinn erhielten in ihm den Glauben an die wachsende Veredelung der Menschheit, seine Ueberzeugung führte ihn dahin, daß es im Plane des Weltenregierers liegen müsse, die Menschen zu höherer Vollkommenheit zu erheben. Seine Lehren bethätigte er durch vollkommene Uebereinstimmung mit seinen Handlungen. Im bürgerlichen Leben erklärte er sich für die unverkürzte Entwickelung des reinen Freiheitssinnes, er sprach es als ein Recht der Menschheit an, sich selbst anzugehören. Doch unterwarf er sich stets der politischen Ordnung, den Befehlen der gesetzlichen Obrigkeit. Er verlangte, daß jeder Mensch innerlich und äußerlich seine Bildung vollenden solle, weil auch die letztere zur Erreichung vernünftiger Zwecke im Leben unentbehrlich, folglich Pflicht wäre.

So blieb Kant, wie Schubert treffend schließt, die schönste Zierde Königsberg's (und Altpreußen's), dem er trotz aller Rufe nach auswärts, nach Erlangen, Jena, Mitau und Halle bis an sein Ende treu blieb, ein Musterbild freier geistiger Entwickelung und sittlicher Charakterstärke für uns und unsere

Nachkommen. Möchte die Herrschaft seines Imperativs in unserm Lande nie untergehen: handle so, daß die Maxime deiner Handlungen ein allgemeines Gesetz werden könne!

5. Universitätsbeiwerk.

Die Universität zu Königsberg wurde 1544 durch Herzog Albrecht zur Stütze der Reformation und Ausbildung von Trägern der lutherischen Lehre gestiftet. Im Gegensatz zu den Hochmeistern, welche sich um die Erziehung der preußischen, litthauischen oder polnischen Unterthanen gar nicht gekümmert und nur die deutschen berücksichtigten, zog er mit Vorliebe solche Universitätslehrer heran, die der preußischen, sudauischen, polnischen und litthauischen Sprache mächtig waren und begünstigte die Studirenden dieser nichtdeutschen Bevölkerung durch Stipendien und Freitische auf jede Weise. Freilich, klagt er in seinem Testamente, ohne sonderlichen Erfolg.

a) Unter den Studirenden riß eine Unsitte ein, gegen welche er und seine Nachfolger hart zu Felde zogen, der Pennalismus. Wir finden ein Decret zur Abschaffung desselben vom Jahre 1564,*) das wir zur Charakterisirung der Studirenden jener Zeit wiedergeben.

Die Universität, heißt es darin, sei in ein merkliches Abnehmen gesetzt. Die Jugend ist an ein gar üppiges, wollüstiges und untugendhaftes Leben gewohnt durch den hochärgerlichen Pennalismus, dadurch die von Trivialschulen, Pädagogiis oder Gymnasiis zur Erlernung der Künste und fremden Sprachen Kommenden in eine einjährige Dienstzeit gesetzt werden, da ihnen die edle Zeit, so zum Studiren sollte angewendet werden, durch allerhand unanständige Commissionen und Aufwartungen, auch desjenigen, was sie von den Ihrigen ererbt, darunter oftmals Stipendien zur Ueppigkeit verwendet und den Leib durch Gewaltthätigkeiten übel traktiret

---

*) Corp. Const. Pr. I, S. 280, vergl. Scherr, deutsche Cultur- und Sittengeschichte, Leipzig 1879, S. 354—357.

haben. Ob nun zwar die angemaßte Potestät der also genannten Pennalputzer alles auf üppige Schmäuser verwendet, welches also genannten Pennälen also behaget, daß sie ihre Freiheit vergessen und ein solches Gefallen tragen, daß sie auch mit lodderbübischen Kleidungen gehen und sich anderer äußerlicher Scurrilitäten nicht geschämet — der angemaßten Autorität ihrer unzeitigen Senioren folgen, so verordnen wir, daß der höchst schädliche Pennalismus nebst den collegiis nationalibus gänzlich cassiret und aufgehoben werden solle bei Exclusion und Relegation cum infamia.

b) Dagegen stiftet der Herzog für fleißige Studirende Freitische, ein Institut, welches sich im Laufe der Zeit sehr verändert hat. Den Freitisch sollten nach der Stiftung*) 28 Jünglinge erhalten, und zwar 12 deutsche, 8 polnische und 8 sudeni oder pruteni. Diese fremden Nationen sollen bevorzugt werden, weil es denselben an Kirchendienern und Lehrern so sehr fehle. Die Alumnen erhalten auch freie Wohnung und müssen einen Eid dahin leisten:

> Ich schwöre, Gott ist mein Zeuge, daß ich mich vor allen Dingen bemühen will, das Reich Gottes und die Gerechtigkeit desselben mit allem Eifer und gleichem Fleiße zu erlernen, daß ich die wahre christliche Religion lernen will, daß ich auch nicht die Versammlungen und die Vorlesungen vernachlässigen will, um einmal der von mir gehegten Erwartung Genüge zu thun. Und weil mir der hohe Fürst Preußens so wohlwollend den Aufwand zu meinen Studien hergiebt, so will ich auch niemals abgehen, als mit Erlaubniß des Rectors und mit Genehmigung des Senates.

Alumnen unter 16 Jahren sollten nicht angenommen werden und die Zugelassenen nach ihrem Fleiße in drei Grade getheilt werden, in die Fleißigsten, die Mittleren und die Jüngsten. Sie sollen regelmäßige Examina ablegen, keinem werde gestattet, frech und schändlich zu leben, Geschrei und Unruhe zu erregen, oder gar außerhalb des Collegiums zu übernachten bei Strafe des Carcers.

---

*) Corp. Const. P. I, S. 249.

Die Ausstattung der Universität und dieses Alumnats liefert die Rentenkammer zu Fischhausen in 3000 Mark baar und dem vierten 1000 Mark in Naturalien, nämlich 25 Last Korn, 12 Last Gerste, 2 Last Erbsen und 4 Tonnen Butter. Ein Probst steht dem Alumnat vor, welcher darauf zu sehen hat, daß der Oeconomicus gut reines Roggenbrod für jede Person zu jeder Mahlzeit $^3/_4$ Pfd. liefere, an Brauwerk ein gutes, kräftiges, wohlschmeckendes, wohlgekochtes und gesundes Speisebier bei allen Tischen auftragen lasse, für jede Person jede Mahlzeit ein Stof, alle Sonntage ein frisches, ganzes und neugewaschenes Tischtuch auf jeden Tisch aufdecken lasse, endlich, daß zu rechter Zeit aufgetragen und aufgehoben werde, auch den Tischen durch die famuli communes genugsam Aufwartung geschehe.

Man speist zweimal, Morgens zwischen 10 und 11 Uhr und Abends 5—6 Uhr. Auch der Speisezettel ist vorgeschrieben und da man dergleichen sonst in der Geschichte nicht leicht aufbewahrt findet, das Menü aber doch nicht ohne Interesse ist, so soll es im Auszuge folgen.

Sonntags giebt es Morgens am Obertische 1) Fleischsuppe, 2) Braten, 3) Kohl, sauren Kombst oder ein ander Gemüse nach Gelegenheit der Zeit, 4) Suppenfleisch, einem jeden soll er Braten und Suppenfleisch zusammen $1^1/_2$ Pfd. einhauen lassen. Abends giebt's 1) Fleischsuppe, 2) Pökelfleisch, 3) Suppenfleisch, jedem von beidem $1^1/_2$ Pfd. An den Untertischen fällt Morgens und Abends je ein Gericht weg, auch erhalten sie da statt $1^1/_2$ Pfd. Fleisch nur 1 Pfund.

So giebt es Morgens alle Tage in der Woche 4, Abends 3 Gerichte. Voran immer eine Fleischsuppe oder Bier-, Milch- oder dergleichen Suppe, oder Fische aus dem Salz mit Zusatz Essig, Fische aus der Butter. Andere Gerichte sind Hirsegrütze, Möhrenrüben, Aal oder Felck sauer abgemacht, Erbsen mit Speck, Pflaumenhering, oder treugen Fisch, Habergrütze, Salzfüße, Leber in Fett geprellet.

Wenn man bedenkt, daß zu diesen überreichen Portionen jeder noch $^3/_4$ Pfd. Brod und ein Stof Bier erhielt, so wird man

den Schluß nicht ungerechtfertigt finden, daß unsere Vorfahren weit mehr gegessen haben, als wir es vermögen. Ihr besserer Appetit hängt mit ihrer stärkeren Constitution und ihrem längeren Leben zusammen. Die ganze, aus 4—5 Personen bestehende Familie eines heutigen Beamten verzehrt dem Quantum nach nicht das, was dort einem einzigen Alumnen aufgetischt wird; der Qualität nach steht die Gegenwart, namentlich bei der kraftlosen Kartoffel, auch schlechter da.

---

c) Daran knüpfen wir eine Conventseinladung nach Marienburg aus der Ordenszeit, wo man auch wacker gespeist und gezecht haben muß.*)

Der Convent soll zu Marienburg Sonntag nach Luciä stattfinden, jeder der etwa 25 Comthure wird ersucht zu kommen mit seinem Hauscomthur, einem Priesterbruder und zwei edelsten Brüdern des Convents, bequemen und bescheidenen Leuten.

Nämlich, fährt der Einladende fort, bitten wir euch, daß ihr nach guter alter Gewohnheit dazu schicket ein Faß guten alten Meth und für's Capitel fischen lasset, als ihr am meisten könnt und möget, bei Namen Hecht und Brassen, welche jedoch unverzogen eingeliefert werden sollen.

Nach alter Gewohnheit pflegten die meisten Häuser Fische nach Marienburg zu senden, welche in „Meisters Fischteich" aufbewahrt wurden. Elbing und Danzig pflegten je ein Faß Bier zum Convent zu senden. Bei einem Capitel zu Marienburg wurden verzehrt:**) 20 Ochsen, 3 Last und drei Tonnen Dorsch, eine Last Oel, 4 Tonnen Honig, 100 Hammel, fremde Weine, besonders Wismarscher und Rheinfall. Die Dienerschaft wurde neu bekleidet, jeder Gast erhielt ein besonderes Gemach. —

Ueber die in Preußen üblich gewesenen Getränke spricht sich ein Feinschmecker, der Mönch Simon Grunau, wie folgt aus.***)

Der gemeine Trank in Preußen ist Gerstenbier, das beste im

---

*) Voigt, Marienburg S. 543.
**) Voigt, Marienburg 231.
***) S. Grunau, Ed. Perlborn S. 33.

Sommer in Danzig und Elbing, im Winter sind sie alle gut „wer sie gerne trinket“! Von guten Getränken nennt er Wein, etwa um Thorn, Culm, Schwetz und Neuenburg gewachsen, wo er demnächst erfror. Eingeführte Weine sind verschieden theuer zu Danzk oder zu Thorn, Rheinisch Wein, den Stof 8 Schilling,*) Bastard 12 Schl., Malvasia 8 Skott, Romenia (eine Mischung von Rheinisch und Bastard) Stof 4 Schilling. Clarett 16 Schilling. Ungarisch Wein zu Thorn 12 Schilling. Crossener und Gubener Wein, Boythauer (Bütow in Pommern) zu Danzig 3 Schilling. Meth 2 Schilling, aus Litthauen bringt man auch sog. Tronig 6 Schilling. Ganz alten Meth halten die Herren auf ihren Schlössern und heißen ihn alten Kaiser. Und wo man Meth schenkt, da hängt ein Kreuz vor der Thür des Kruges.

d) Zu dem unliebsamen Beiwerk der Universität gehörte auch die verhältnißmäßig große Zahl verdorbener Genies, die sich hier fanden. Theils gelangten dieselben überhaupt nicht zu einer gehörigen Verdauung des Erlernten, theils vermochten sie nicht zu einem Abschluß ihrer Studien zu gelangen, wie der ewige Student oder Candidat Fischer, der als Hospitalit starb, wobei sich herausstellte, daß das ganze Inventar seiner Stube aus einem Strohsack bestand, auf dem er schlief und saß und einem Brette, auf welchem

---

*) Ueber das früher in Preußen üblich gewesene Geld und dessen Werth verweise ich auf Voßberg, Geschichte der preußischen Münzen und Siegel und meinen Aufsatz A. M. S, V, S. 48—77. Es gab Rechnungsmünzen die Mark = 4 Vierdung = 24 Skott. Wirklich ausgeprägt wurde der Schilling (1 Mark hat 60) und der Denar (die Mark zu 720 Stück). Nach Voßberg galt

	1 Mark	1 Vierdung	1 Skott	1 Schill.	1 Denar.
1232	11 Rℓ. — Sgr.	2 Rℓ. 22 Sgr. 6 ₰	13 Sgr. 9 ₰	—	5,06 ₰
1351—82	5 „ — „	1 „ 7 „ 6 „	6 „ 3 „	2 Sgr. 6 ₰	2,06 „
1407—10	4 „ — „	1 „ — „ — „	5 „ — „	2 „ — „	2,— „
1410—13	2 „ 15 „	— „ 18 „ 9 „	3 „ 1 „	1 „ 3 „	1,08 „
1414—22	1 „ 25 „	— „ 13 „ 9 „	2 „ 3 „	11 „	0,11 „
1450—67	1 „ 15 „	— „ 11 „ — „	1 „ 10 „	9 „	0,07 „
1470—77	1 „ — „	— „ 7 „ 6 „	1 „ 3 „	6 „	0,06 „

Ein böhmischer Groschen galt 1400 = 1 sgr. 6 Pf., 1 Schock böhmischer Groschen 6 Thlr. = 20 Mark heutiges Geld.

er schrieb,*) der Student Carl Rüdiger, welcher eine junge Dame, die ihm auf dem Balle einen Korb ertheilt, aber mit einem Anderen getanzt hatte, bei der Heimfahrt Nachts auf der Brücke nöthigte, auszusteigen und das Tänzchen mit ihm auf der Brücke zu machen, Mylord John, der ewige Kandidat Mathesius u. a., worüber in den N. P. P. Bl. 1852 I, S. 106—119, Bd. 6, S. 228—246 Näheres nachlesen mag, wer sich dafür interessirt. Die meisten dieser Herren fielen der Mildthätigkeit Königsbergs anheim, welche sich dabei wohl bewährt gezeigt hat.

e) Im Anschluß hieran sind ungewöhnliche Charaktere der Universitätsstadt zu erwähnen. So Freiherr v. Droste, welcher in den Zwanzigern des Jahrhunderts durch die Straßen der Stadt zu ziehen pflegte, mit einem Haarbeutel, seine verschleierte Gemahlin am Arme führend, bei schlechtem Wetter sie in einer Sänfte hinter sich führend, als dritten stets den verabschiedeten Hauptmann von Lietzen zur Seite.

Ein anderes Original war der 1850 zu Königsberg verstorbene Kaufmann Pasewalk, der Zeitlebens im grauen Anzug und lackirtem Hute in der Stadt herumzog, nach Rom wanderte, aber vor den Thoren der ewigen Stadt umkehrte und den Heimweg antrat, „weil der Mensch sich beherrschen müsse".

Ein drittes Original war der Major von Rauter; der mit seiner Pistole gleich bei der Hand war. Als sein vis-à-vis ihm über die Straße unliebsam in's Fenster guckte, rief er mit der Pistole in der Hand diesem zu:

Herr von Witten,
darf ich bitten
machen Sie das Fenster zu,
sonst gehen Sie zur ewigen Ruh!

worauf Herr von Witten sich am Fenster nicht mehr sehen ließ. N. P. P. Bl. 1852 S. 110—117.

---

*) Statt der Reinigung des Zimmers streute er ab und zu ein Pfund Salz in dasselbe!

6. Schulwesen und öffentliche Anstalten.

Die älteste Schule zu Königsberg ist die altstädtische Domschule, welche neben dem damals in der Altstadt befindlichen Dom schon 1332 bestanden haben muß, weil in diesem Jahre die Verlegung des Domes in den Kneiphof erfolgte.*) Ueber ihre Beschaffenheit fehlt es an Nachrichten, ihr ältesten Verschreibungen datiren von 1351 und 1360.

Die altstädtische Schule ist 1376 gestiftet und erhielt ihr Gebäude zuerst auf dem Nikolaikirchhofe, seit 1487 am Danziger Keller.

Die Löbenicht'sche Stadtschule ist wohl ebenso alt, wie die vorige und in der Reformationszeit sehr verbessert. Erwähnt werden Schulen zu Wehlau 1339, in Schippenbeil 1533, in Riesenburg richtet der Bischof Hiob von Dobeneck 1513 eine gute Schule ein.

In Nordenburg und Friedland gab es ebenfalls schon vor der Reformation Schulen. Diejenige in Pr.-Holland wird 1534 erwähnt, eine lateinische Schule zu Bartenstein 1532 errichtet.

Auch in Marienwerder, wie bei den meisten Domen, gab es eine Domschule. Die Oberaufsicht über dieselbe führte einer der Domherrn, der deshalb den Titel Scholasticus führte. Ihm zur Seite stand ein Rector (1404 Christian Coslaw) und ein oder mehrere Lehrer.

Im Jahre 1398 brachte Wilhelm von Holland seinen zwölfjährigen Sohn, einen Scholaris, nach Marienwerder, der durch Johann Marienwerder examinirt wurde, ob er der lateinischen und

---

*) Pisanski, Litteraturgeschichte Bd. I, S. 183 ff. Ich mache hiebei auf die ganz in Vergessenheit gerathenen Arbeiten dieses hochverdienten Gelehrten aufmerksam, der mit vielem Scharfsinn und Geschick das innere geistige Gefüge des gelehrten Lebens Preußens, auf welches hier nicht eingegangen werden kann, philosophisch analysirt hat. Man sehe seine in den N. P. P. Bl. 1850 über Schulen, Bibliotheken, Philosophie 1851, Theologie und Rechtsgelehrsamkeit, 1852 Medicin, Sprachen, Dichtkunst enthaltenen Abhandlungen.

der deutschen Sprache mächtig sei. Sicher wurde in den Schulen des Trivium (Grammatik, Rhetorik uud Dialektik) betrieben, ob auch das Quadririum, ist zweifelhaft.*) Da übrigens — nach Pisanski (S. 207) — noch im 17. Jahrhundert alle Vorlesungen der Universität Königsberg lateinisch gehalten wurden, so ist wohl anzunehmen, daß auch die Geschäftssprache in den angegebenen Schulen die Lateinische gewesen.

Die drei großen Stadtschulen Königsberg's hatten je sieben Lehrer, die Domschule vier. Herzog Albrecht ließ drei große lateinische Provinzialschulen einrichten, diejenige zu Lyk, um die Polen mit deutscher Wissenschaft zu befruchten, diejenige zu Tilsit 1586 für die Litthauer und eine zu Saalfeld. Jede erhielt drei Lehrer.

Die Zahl der Lehrer in sämmtlicheu Schulen wuchs schnell; jede der drei Stadtschulen Königsberg's hatte bereits 1623 neun Lehrer, die Löbenicht'sche erhielt 1614 ein neues Gebäude und hat sieben Lehrer. Wegen der schwedischen Kriege waren die drei Provinzialschulen wenig besucht, Lyk erhielt 1635 den vierten Lehrer, Bartenstein ebenfalls in demselben Jahre.**) Im Jahre 1621 wurden die ersten leges scholae gedruckt. Die Schule zu Insterburg hatte im 17. Jahrhundert vier Lehrer, die zu Friedland, Heiligenbeil, Liebstadt, Marienwerder, Pr.-Holland, Rastenburg je drei.

An Lehrbüchern werden erwähnt: Dietrich, Praecepta cathegetica, ein Leitfaden, gedruckt 1642 in 8°, für das Lateinische der 1611 erschienene Donatus purior, später Johann Rhenius, in usum scholarum ducatus Prussiae, Königsberg 1677 in 8°. Es wurde nach Pisanski wie auf unsern Gymnasien Virgil und Homer gelesen und lateinische Exerzitien gemacht. Seit zwei Jahrhunderten stehen die Gymnasien im Wesentlichen auf demselben Standpunkt, nur die Zahl der Lehrgegenstände, der Lehrer und Schüler ist in's Enorme gewachsen. Man sieht dies sehr mit

---

*) Töppen, Marienwerder S. 141.
**) Pisanski, das. Bd. II, S. 24.

Unrecht heute zuweilen als ein Uebel an und reagirt dagegen, während doch nichts edler ist, als dieses verstärkte und in alle Schichten dringende Streben nach Bildung.

Von Geschichte kann auf den älteren Schulen nicht wohl die Rede gewesen sein, weil erst 1618 der erste Lehrer der Geschichte, Wagner, an der Universität Königsberg angestellt wurde (Pisanski II, S. 267).

Einer der beliebtesten Lehrer scheint Hartknoch (1644—1687) gewesen zu sein, schade, daß seine Thätigkeit am Gymnasium zu Thorn eine so kurze war und er zu früh starb.

Der Gedanke, daß jedes größere Dorf seine Elementarschule habe, rührt von Friedrich Wilhelm I. her.*) Kein Schulkind sollte weiter als 1/2 Meile gehen. Er fand bei uns nur 320 Landschulen vor. Lysius und Franz Albert Schulz, Pfarrer und Professor am Löbenicht, waren seine Hauptwerkzeuge zur Vermehrung der Elementarschulen, deren es 1717 bereits 885 auf dem Lande gab, die er mit Land und Gelddotationen (mons pietatis) ausstattete. Außerdem ließ er in den Städten noch 275 Elementarschulen errichten, sodaß es bei seinem Tode überhaupt 1480 gab. Auch hat derselbe 57 Kirchen erbauen lassen.

Friedrich II. fand nach dem Wiedererwerb Westpreußens das Schulwesen desselben in großer Verwahrlosung, errichtete daselbst über 200 Schulen und verwandelte 1781 die Jesuiter-Collegien in Gymnasien. Domhardt war dabei sein thatkräftiger Gehilfe.

Enge hängt mit der geistigen Entwickelung die der Buchdruckerkunst bei uns zusammen.**) Der erste Druck, welcher in Altpreußen hergestellt wurde, war das Leben der heiligen Dorothea von Jacob Carweyh, gedruckt 1492 zu Marienwerder. Im Jahre 1523 wurde von Hans Weinreich die erste Druckerei zu Königsberg angelegt; die nächste errichtete Johann Maletius 1536 auf einem Gute bei Lyk, dann Hans Luft aus Wittenberg eine solche 1549 zu Königsberg. Die erste Buchhandlung zu

*) Schubert, Berliner Calender 1836, S. 164.
**) Schubert, Calender 1835, S. 112.

Königsberg errichtete 1528 Liborius v. Felde mit einem Freibriefe des Herzogs, die zweite 1537 Hans Crueger daselbst. Die erste Bibliothek legte Herzog Albrecht 1534 auf dem Schlosse an (Schloßbibliothek), ihr folgte 1541 diejenige des Königsberger Stadtraths. Aber schon regte sich die Reaction gegen die neue Geistesmacht, im März 1544 erschien das erste Censuredict. Zu Königsberg und Marienwerder erschienen bald darauf die ersten Zeitungen, anfangs klein und wöchentlich einmal, am Anfange des 18. Jahrhunderts. Auch diesen erwächst bald eine Concurrenz in den „Königsberger Intelligenznachrichten“, welche das ausschließliche Recht, Anzeigen zu bringen, besaßen und anfangs zweimal in der Woche, seit Anfang des 19. Jahrhunderts dreimal wöchentlich und seit 1821, außer Sonntag, täglich ausgegeben wurden. Nachdem in Königsberg zwei Zeitungen täglich erschienen und 1849 das Vorrecht der Intelligenzblätter auf die Annoncen für den Verkehr verloren ging, hörte dieses Anzeigeblatt auf.*) Damit hat das Zeitungswesen bei uns erst seine feste Grundlage gewonnen, indem es sich durch die Annoncen selbst erhält und damit die Selbständigkeit für den politischen Theil gewinnt.

Ueber das öffentliche Medicinalwesen und die Straßenpolizei gewinnen wir aus Thorn die ältesten Nachrichten.**) Wie bereits erwähnt, hielt sich der Orden schon früh in seinen Hospitälern geschickte Aerzte. Als solcher wird 1433 Johannes Krafft genannt, welchen der Hochmeister dem Herzog von Masovien empfahl. Der erste Stadtphysikus zu Thorn wird 1408 mit einem Jahresgehalt von 15 Gulden angestellt. Es scheint, als ob die Praxis damals keine ergiebige gewesen ist, denn die Aerzte werden häufig gleichzeitig als Lehrer an den Gymnasien gefunden, wo sie vermuthlich die Anfangsgründe der Naturwissenschaften lehrten.***)

*) Schubert N. P. P. Bl. 1858, II, S. 145.

**) Praetorius Geschichte Thorn's S. 384 ff., 423 ff.

***) Pisanski N. P. P. Bl. 1852, S. 54—55 führt eine Reihe von Königsberger Aerzten namentlich auf, darunter einen Sohn des Astronomen Keppler.

Wundärzte (Barbiere genannt) gab es 1621 zu Thorn 10. Im Jahre 1601 werden dort drei vereidigte Hebeammen angestellt, deren jede 20 Gulden Gehalt und freie Wohnung erhält. Apotheken gab es 1445 zu Thorn bereits 4. Die ersten Apotheken wurden in den Städten meist vom Rathe angelegt, weshalb sie Rathsapotheken hießen. Eine solche gab es dort 1623 an der Breiten- und Badergassenecke. Die erste Apothekerordnung datirt von 1623.

Eine Verordnung von 1395 *) befahl, daß die Häuser in den Vorstädten nicht mehr mit Stroh gedeckt werden sollten. Die Städte und Burgen selbst waren bereits in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts aus dem früheren Holzbau massiv umgebaut. Feuerversicherungen für städtische Gebäude, obwohl schon 1719 angeregt, giebt's hier erst seit 1822. Das kulmische Recht (V. 14) ordnete an, daß jede „Wagenstraße“ 16 Fuß breit sein solle, so daß ein Wagen dem andern ausweichen könne. Ein jeder Bürger soll vor seiner Thür und vor seinem Hause sieben Schuh Wege machen, das andere Theil soll die Gemeinde herstellen. Dies bezog sich indessen nur auf die Abglättung der damals noch ungepflasterten Straßen, denn erst am Ende des 15. Jahrhunderts kam das Steinpflastern der Straßen auf. In Thorn wird 1481 anbefohlen, daß die Stadt überall mit Steinen gebrückt werden solle, sodaß die Gemeinde das Steinbrücken auf der gemeinen Gasse, die Bürger aber ein jeder vor seinem Hause bewirken und unterhalten sollen. 1594 erging dort die erste Verordnung über regelmäßige Gassenreinigung.

Diese engen Straßen wurden noch durch Beischläge und — Düngergruben beeinträchtigt. In Königsberg sah man letztere noch 1695 auf den Straßen vor den Thüren; in dem genannten Jahre „haben die Räthe der drei Städte Königsberg die Anstalt gemacht, daß die Mistkasten vor allen Thüren sollen abgeschafft werden, dagegen vier auf dem Stadthofe placirte Karren alle Tage in den Gassen umherfuhren, schnarrten und allen Unrath haben

*) Praetorius S. 426.

wegnehmen müssen."*) In Thorn wird 1357 geboten, daß keine Beischläge oder Gefäße vor den Häusern größer als 3½ Ellen und 5/4 Ellen hoch sein sollten und die Kellerhälse gleich den Beischlägen in der Länge. 1359 wird daselbst befohlen, alle Vorbauten und Krambuden abzubrechen und keine weiter aufzubauen. Auf diesen Gassen war es in Winterabenden finster und jeder ging mit der Laterne in der Hand. Erst im 19. Jahrhundert fing man an, die Straßen zu beleuchten. Zu Thorn wurde 1802 eine „Gassenbeleuchtungsanstalt" eingerichtet, Laternen auf Pfählen oder an Stricken oder Dräthen, die quer über die Straßen gezogen waren, errichtet, welche indessen bereits 1817 ihrer Unbrauchbarkeit halber abgeschafft wurden. Was würden unsere Vorfahren gesagt haben, wenn sie unsere Gasbeleuchtung oder gar unser elektrisches Licht gesehen hätten!

Wenn äußere Bequemlichkeit und strahlender Glanz für den wirklichen Fortschritt des Menschengeschlechtes einigen Werth hätten, so müßte man unser Zeitalter ohne Frage für das vorzüglichste halten, welches je existirt hat. Da das aber nur Nebensachen sind, und Charakterstärke, Geistesklarheit und Seelengröße der Menschen, selbst wenn sie in engen finstern Räumen leben, die Hauptsache sind, so wird man zweifelhaft, ob man nicht dem Zeitalter Winrich's den Vorzug geben soll, das bei seiner Anspruchslosigkeit sich reicher und glücklicher fühlen mußte, als unsere Zeit, deren Bedürfnisse so unendlich gewachsen und darum so schwer zu befriedigen sind, daß Zufriedenheit und Seelenruhe selten bemerkt wird. Insbesondere hat in unsern Städten das Armenwesen eine erschreckliche Ausdehnung gewonnen. Arme und Kranke wird es immer geben, aber ihre Zahl war bei uns vielleicht nie so groß als heute.

Der Orden sorgte für sie väterlich. Von jedem Tische des Hochmeisters und der Comthure wurden Arme gespeist. Für die Kranken gab es zur Zeit Ulrich's von Jungingen 81 Hospitäler.**) Auch Herzog Albrecht sorgte für Hospitäler, indem er 1531 das

*) Grube's Diarum im Erl. Preuß. V. 134.

**) Lucanus, S. 311, dem ich folge.

Marienkloster zum Hospital einrichten ließ. Georg Wilhelm schenkte den Hausarmen und Preßhaften den Inhalt der Kirchenbüchsen, und der große Kurfürst ließ auf dem Lande Armenanstalten errichten. Die widerliche Hausbettelei ist zu allen Zeiten verpönt gewesen. Siegfried von Feuchtwangen verbot sie. Werner von Orseln gebot 1336, daß in jeder Stadt quartaliter ein Wagen herumfahre, auf dem arbeitslose Knechte und Mägde aufgepackt wurden, damit sie mit den Samaiten und Litthauern zusammen bei Burgenbauten Handdienste leisten.*)

Für die drei Städte Königsberg gab es noch vor der Reformation eine Bettlerordnung. Es durfte darnach nur an drei Tagen der Woche gebettelt werden, wer nicht Christ war und gebeichtet hatte, erhielt nichts. Die Bettler wurden durch eine Marke patentirt, wofür sie an besondere Bettelvögte wöchentlich einen Pfennig zahlen mußten. Nur einer beschränkten Zahl Hospitaliten, aus der Altstadt 30, aus dem Kneiphof 20 und aus dem Löbenicht 10, wird die tägliche Bettelei gestattet, wer von denselben die Gebote nicht hersagen konnte, wurde bestraft.**) Gegen das Einwandern der Bettler von Auswärts stellte man an den Thoren Posten aus, welche die Eindringlinge zurückwiesen und errichtete an den Grenzorten, namentlich gegen Polen, 1709 Galgen. Als dies nichts half, wurde durch ein Edict von 1724 gegen die aus Polen eindringenden Bettler Militärpatrouillen ausgeschickt, Denunciantenantheile versprochen und die auf frischer That Betroffenen — sonder Anfrage aufgehangen!

Um das Schulwesen früherer Tage zu illustriren, citiren wir den Rector Conrad, 1770 Conrector, 1776 Prorector, dann seit 1784 Rector der Löbenicht'schen gelehrten Schule zu Königsberg, welche er bis 1811 leitete.***) Wie diese Beförderungen ergeben, war der Mann offenbar befähigt, aber weniger Original als vielmehr Typus des damaligen Schulmonarchen.

---

*) Henneberger, Landestafel S. 170.
**) Erl. Preuß., 5. Bd., S. 219.
***) N. P. P. Bl., 1852, S. 107.

Von mittlerer Größe und gedrungenem Körperbau, zeigte er noch keine auffallende Spuren des Alters. Den Kopf bedeckte eine wenig sorgfältig behandelte Zopfperrücke, die Augen bedurften noch nicht der Brille. In der Klasse erschien er in wenig sorgfältiger Kleidung, während der Wintermonate in einem grün bezogenen Pelze und in Pelzstiefeln. Die Tabaksdose, die er stark benutzte und ein dunkelfarbiges Schnupftuch befanden sich stets in seinen Händen.

An und für sich gutmüthig, glaubte er doch die Disciplin nur durch körperliche Züchtigung aufrecht halten zu können. Die Peitsche war daher in der Löbenicht'schen Schule ein unentbehrliches Hilfsmittel. Doch vollzog der Rector die Züchtigung nicht selbst, sondern bediente sich der sog. Collegiasten, Söhnen von masurischen Landleuten, welche die Studenten der Universität bedienten und als Freischüler sich auf den Besuch der Universität vorbereiteten.

Kam nun ein Disciplinarfall vor, so trat der herbeigerufene Rector in die Classe und verkündete die Sentenz: Justement, kleiner Schelm, das kann ihm nicht hingehen, er muß dafür seine Strafe ad posteriora (oder auf's Postament) empfangen. Der Collegiast zählte die bestimmten Streiche auf, nachdem er den Delinquenten über die Bank gestreckt und dann schloß der Rector die feierliche Handlung mit einer Mahnung an die Classe.

Damals gab es in den Königsberger Schulen noch keine bestimmten Ferien. Nur hie und da wurden einzelne Tage frei gegeben, besonders an Jahrmärkten. Die Schüler gingen in besondern Fällen vom Rector „veniam erbitten", nachdem sie sich — der Fürsprache seiner Haushälterin Anna versichert hatten.

Ein anderer, Lipinski, war ein alter Soldat und 1828—1848, wo er starb, Armenschullehrer zu Königsberg, zuletzt in der Laak'schen Knaben-Armenschule, wo er 200 Knaben zu unterrichten hatte. Es gelang ihm leicht, die Ordnung zu erhalten durch eine streng militärische Disciplin; auf Commando wurde aufgestanden, niedergesetzt, Bücher weggelegt oder vorgenommen. Es ging sehr gut und die Knaben folgten ihm mit Liebe. Bei einem öffentlichen

Schulexamen in Anwesenheit der Magistratsdeputirten trieb er die Disciplin so weit, einen Knaben, der Erlaubniß erbat auszutreten — an die Magistratsdeputirten zu weisen, „weil in Anwesenheit des Vorgesetzten, diesem die Entscheidung zu überlassen sei“.

7. Unsere Burgen

sind zerfallen. Auch die Ritter sind verschollen, aber es regt sich mächtig das Streben, ihre Bauten zu erkennen, ihre Bauideen herauszuschälen und, wenn's geht, zu erneuern und zu erhalten, was möglich ist.

Die Ritter fanden bereits Burgen an den militärisch bedeutenderen Stellen vor und brachten andererseits eine Art Bauprogramm, gemischt aus Kloster und Burg mit, wie sie selbst eine Mischung aus Mönchen und Rittern waren. Das starre Festhalten an gewissen Mustern ist ein durchgängiger Zug des Mittelalters. Jeder Mönchsorden baute sein Heim strenge nach dem Muster seines Gründungsklosters, der eine nach St. Gallen, der andere nach Clugny, die Karthäuser nach der Karthause. Die geistlichen Ritterorden adoptirten diese Muster als Grundlage und modificirten sie nach der militärischen Seite hin, wahrscheinlich, wie das zuerst zu Palästina in ihren dortigen Besitzungen der Fall gewesen ist. Indem sie aber den natürlichen Gang jeder Entwickelung vom Einfachen zum Erweiterten mitmachen, schlossen sie sich gleichzeitig den Fortschritten an, welche die Gothik nach Verfall des griechisch-römischen Baustils zuerst im Osten Frankreichs, dann in Deutschland und England herausbildete. Zuletzt wurde der deutsche Orden Träger der Gothik und während die Kirchenbauten im Kölner, Straßburger und Freiburger Dom ihren Gipfel erreichten, lieferte für Profanbauten der deutsche Orden in seinen Remtern überall unerreicht dastehende Prachtstücke.

Die celtische oder gothische Urbevölkerung hatte den Preußen, wie jede unterjochte Bevölkerung, dem Sieger im Felde Helotendienste thun und die runden Schloßberge im Schweiße ihres An-

gesichtes auftragen müssen, auf denen die preußischen Reyks oder Könige in runden Holzburgen residirten, durchgängig hoch gelegenen Punkten über dem Wasser. Hunderte und Hunderte solcher Punkte, welche den Urwald beherrschten, über denselben hinausragten, im Wasser unten das nöthigste Mittel zur Erhaltung des Lebens fanden und wegen dieser Lage hoch über dem Abhange schwer zu stürmen waren, haben sich bei uns unter dem Namen Schloßberge erhalten. Käswurm hat solche Schloßberge 5 im Kreise Insterburg, 6 im Kreise Gumbinnen, 2 im Kreise Stallupönen, 6 im Kreise Goldap, 10 im Kreise Darkehmen beschrieben.*) Wenn man die Generalstabskarte überblickt, findet man überall noch Dutzende heraus. Bei Pöppeln an der Deime fand ich den deutlichsten Beweis ihrer künstlichen Auftragung. Der Schloßberg ist dort unten und oben genau kreisrund, oben verjüngt, die obere Platte genau eben, jetzt beackert, ehemals mit der Holzburg besetzt, von der keine Spur mehr vorhanden war. Dem Unterbau entsprechend muß auch sie rund gewesen und wird dann ein spitzes Strohdach getragen haben. Sie scheinen die Muster der Ritter für ihre schönen runden Eckthürme gewesen zu sein, den schönen Peinthurm in Insterburg, den sog. Buttermilchsthurm zu Marienburg, den Frike sehr hübsch gezeichnet hat; beide im Innern zweietagig, jede Etage in drei Gemächer vom Eingange aus strahlenförmig getheilt, beide in der Construction übereinstimmend.

Fast jede spätere Ordensburg, jede spätere Stadt ist an Stelle solcher alter Preußenburg, nachdem diese erobert und verbrannt war, entstanden.

Die Preußenburgen waren von Holz, die älteren Ordensburgen ebenfalls. Jene war für eine Person, diese für einen Convent von etwa 12 Rittern bestimmt; natürlich mußte diese größer werden als jene. Die Platte, auf der die verbrannte Preußenburg stand, wurde planirt und erweitert. Das war die erste Arbeit der unterjochten Preußen, eine Erdarbeit, dann wurden Bäume gefällt, die neue Burg aus Holz errichtet und mit Holzpallisaden und Gräben

---

*) Schriften der physik. ökonom. Gesellschaft, Jahrgang XIV.

umgeben. Das ist die Arbeit des 13. Jahrhunderts. Nachdem im 14. Jahrhundert die Eroberung des Landes vollendet und Ruhe eingetreten war, werden die Holzbauten in gebrannte Ziegelbauten verändert, dabei erweitert, doch das Bedürfniß wächst immer mehr, aus den einfacheren Ziegelhäusern werden größere Festungen, die besten, welche das Mittelalter aufzuweisen hat, aus ihnen gehen bei fortgesetzter Erweiterung Prachtbauten hervor. Orden und Bischöfe wetteifern im Zeitalter Winrich's von Kniprode darin, einer sucht den andern zu überflügeln.

Die Bauleute waren wieder die Preußen und die Litthauer, welche zum Zweck des Burgbaues in Dörfer nebenan gesetzt wurden, bei Insterburg die Letten nach Lettinen, jetzt Nettinen, die Preußen, nach Prußkehmen; Tag über arbeiten sie an der Burg, zur Nacht gehen sie nach Hause. Die Werkmeister nennt keine Chronik; hier und da findet man das Zeichen der Fischblase oder sonst ein Zeichen dafür, daß sie einer geheimen Zunft angehört haben, die ihre Kunst von Vater auf Sohn vererbte, einer Art Loge, der sog. Bauhütte, welche der Gothik alle ihre Baumeister geliefert hat. Ab und zu findet sich in den Ordensrechnungen eine Ausgabe an einen Baumeister, der Ordensmitglied zu sein scheint. In den Script. IV., S. 111 findet sich ein Baumeister und Maurer Nicolaus Follensteyn aufgeführt, der 1400 jährlich 20 Mark Gehalt, Kleidung und Kost und für jede Arbeit noch Accordsätze erhält; ein Maler Peter befindet sich zu Marienburg, ein Maler Albrecht zu Elbing, ein Orgelbauer u. s. w.

Das Material waren gebrannte Ziegeln; alles wurde massiv gebaut, nur die Dachetage hat Holzwerk und kann abbrennen, alles übrige widersteht dem Feuer; die Mauern sind unten meterstark, die Ziegeltreppen liegen in der Mauer selbst, die Fußböden bestehen aus Fliesen; ab und zu eine schwedische Granitsäule findet Verwendung; alle Stuben- und Hallendecken sind gewölbt, für jene Zeit bombenfest; durch alle Etagen, selbst im Kreuzgange um den Hof herum. Console, Diener, Knöpfe, Verzierungen, selbst phantastischer Art, wie es zwar selten vorkommt, aber sich reichlich an der goldenen Pforte zu Marienburg findet, wurden aus großen,

Stücken Thon, die jahrelang trockneten, wie in Marmor kunstvoll mit dem Meißel ausgeschnitten und dann gebrannt.*) So gewinnt man jeden gewünschten plastischen Schmuck aus heimischem Material.

Das Aeußere der Burg ist möglichst glatt und schmucklos, Fenster selten, Lichtschlitze in Fensterblenden gefügt ersetzen sie gegen die Angriffsseite.

Wenn nun die Lage der Burg festgestellt wurde — häufig wurde die erste Anlage verlassen, wie in Marienwerder, Königsberg, Zantir, um einer zur Vertheidung geeigneteren Stelle zu weichen, — so war das Wichtigste das Wasser. Es wurde zum Bau gebraucht, zum Trunk der Menschen und Pferde in Kriegs- und Friedenszeiten, ja seine Triebkraft wurde zum Treiben von Schloßmühlen und Münzen verwerthet. Eine der beliebtesten Angriffsarten des Mittelalters war das Abschneiden der Belagerten vom Wasser, um sie zur Uebergabe zu zwingen, wenn das Schwert, die Belagerungsböcke und das Feuer nichts nutzten.

Für den Friedensbedarf, wohl zuerst für den Bau, wurde mitten in den Schloßhof einer jeden Burg ein tiefer Trinkbrunnen gegraben, aus dem die Knechte, die Eimer an Stricken ziehend, das Wasser hoben. Aber das reichte nicht für Mühlen, nicht für die Zeiten der Belagerung, nicht für die Städte an der Burg. Für alle mußte gesorgt werden und ist in geistvoller Weise so gesorgt, wie wir es in unsern Stadtbrunnen oder oft mangelhaften Wasserleitungen noch lange nicht verstehen. Meilenweit wurde das gute Wasser durch Leitungen an die Burg geführt, zu Teichen angestaut, kunstvoll vertheilt. Fricke hat die Wasserleitung für die Marienburg, die etwa 6 Meilen lang war, und ihre Werke zum Theil abgebildet, Steinbrecht im „Thorn im Mittelalter", Taf. I. den Lauf der Bache abgebildet; daß für Königsberg, Oberteich, Fließ, Katzbach solche künstliche Wasserleitungswerke sind, kann Niemand bezweifeln. Bei Insterburg wurde die Tzernuppe zweimal zu zwei großen Teichen zum Treiben von Mühlen angestaut und ihr Wasser

*) Was man bei der Restaurirung des Hochschlosses Marienburg erkannt hat und nachmacht, s. Steinbrecht, Centralblatt für Bauverwaltung herausgegeben v. Minist. f. öff. Arb., 1885, S. 391, Nr. 38.

vermuthlich aus den Teichen des Stadtwaldes aufgesucht; sie selbst ist ein Kunstfließ. — Beschreiben wir die Bache bei Thorn.

Ein Fließ, wie der Landgraben bei Königsberg, der ebenso künstlich gegraben ist, kommt von Norden her, als wenn es im rechten Winkel in die Weichsel fließen wollte, bis an die Stadt. Da spaltet es sich und läuft nach Rechts und nach links parallel mit der Weichsel, je 500 Meter weit, bis zum letzten Hause der jetzigen Stadt, umklammert es und biegt nun erst nach Süden bis in die Weichsel (äußerer Stadtgraben). Nun kommt die Hauptsache. Etwa 100 Meter westlich, nachdem sich die Bache getheilt, wird sie nochmals nach Süden zur Weichsel abgeleitet, trennt Altstadt und Neustadt und kommt etwa 300 Meter vor der Weichsel an die Dreiecksspitze der Vorburgen, welche die an der Weichsel liegende Burg einschließen. An dieser Spitze theilt sie sich nochmals und umfließt die Burg von zwei Seiten, im Westen den Grenzgraben der Stadt füllend, ihr östlicher Theil wieder gespalten, füllt außerhalb den Burggraben, und treibt innerhalb der Burgmauern, eine Menge Mühlen und die Münze, vor dem Austritt in die Weichsel an allen Mündungspunkten durch Stauwehre geschlossen. Von der letzten Ablenkung des östlichsten Stadtgrabens nach der Burg zu, wo er in einem Fischteich ausmündet, zu schweigen. Mittelst eines Baches wird so allen Wasserbedürfnissen in ausgedehntestem Maße genügt; durch Anstauung kann das Wasser beliebig vermehrt werden.

Blicken wir auf die Skizze des Hauptmann Lüdeke vor dem achten Bande der Altpreußischen Monatsschrift, so finden wir ein ganz ähnliches System für Königsberg. Der Landgraben bringt das Wasser an den Oberteich, der an der Fuchs'schen Mühle abgedämmt, sich dort anstaut und nun getheilt wird. Der Ostarm geht durch den Schloßteich, unter der Zappa'schen Conditorei durch, kommt als Katzbach heraus und treibt verschiedene Mühlen. Der andere Arm geht westlich als Fließ um den damalige Tragheim und theilt sich hinter dem Theater; der westlichste Arm füllt den Graben an der Westseite des Schlosses, sowie den Stadtgraben an der Steindammer Brücke (wo am Rollberg eine Brücke über den-

selben gelegt war), an der Koggenstraße und lief in den Pregel. Der mittelste Arm, das Fließ, geht durch König's Garten nach dem Schlosse, treibt die Schloßmühle und strömt unterirdisch, soweit ich es erkennen kann, in den Stadtgraben.

Aehnlich ist's in Insterburg, nur bedurften die dortigen einfacheren Verhältnisse und der Mangel einer umschlossenen Stadt nicht eine so vielfältige Theilung der Tzernuppe.

Schreiten wir zum Aufbau einer Burg. Es wird beispielsweise das Haus Thorn gebaut. Man wählt einen ebenen Platz, etwa 60 Meter von der Weichsel, und baut die südliche Hauptfront, etwa 60 Meter lang, parallel der Weichsel. Zwei Thürme bilden die Flanken; der rechte ist rund, der linke viereckige scheint eine Kirche zu enthalten, sein Giebel ist oben gegliedert, wie eine solche voll Blenden. Im rechten Winkel treten die Seitengebäude an die Front, dann zu dieser parallel die Hinterseite, in der Mitte ein freier Hof mit Brunnen, rings um den inneren Hof ein doppeletagiger Kreuzgang, dessen untere niedrige, massivere Theile in die Küchen und Souterrains oder Dienerräume führen, während der obere elegantere und höhere Theil des Kreuzganges mit Säulen versehen, schlank gewölbt, mit Farben und Bildern geschmückt, dem Verkehr der Ordensbrüder diente. Hier lustwandelten sie, hier zogen sie paarweise in den sechs Gezeiten, zur Prime 6 Uhr Morgens, zur Terz um 9 Uhr, zur None um 12 Uhr, und ferner um 3, 6 und um 9 Uhr zur Vigiliae in Procession in die Kirche, welche in jedem Ordenshause mit der Altarseite nach Osten liegt, hinein. Die eine Längsseite des Quadrats ist in der Regel getheilt; rechts nach Osten liegt die Kirche, links nach Westen der geheime Conventssaal, auch gewölbt, auf zwei Säulen in der Mitte ruhend, mit Wandgemälden, Ritter darstellend und wie die Kirche, mit hohen buntverglasten Fenstern versehen. Diese schönsten Räume reichen bis zum Dach. Rechts an die Kirche stößt der Versammlungsremter an, durch eine Wand davon getrennt das Spital. Aus dem Versammlungsremter geht es durch die Ziegeltreppe in der Wand in den oberen gemeinschaftlichen mit Holzdecke versehenen Schlafsaal. Links im rechten Winkel stößt an den Conventraum

der gemeinschaftliche Speisesaal, unterhalb desselben die Küche, oberhalb desselben wirthschaftliche Vorrathsräume. Im letzten Langflügel befindet sich in der Ecke des Hochmeisters Zimmer, welches in jeder Burg für ihn reservirt blieb, daran schließt sich die Treßlerei, die Schreiberei, Rechenstube, oberhalb derselben die Kleiderkammern. Ein einziger Eingang führt in die Burg, welche nach Norden einen kleinen Vorhof mit Dienerwohnungen, Ställen, vielleicht auch einem Kirchhofe versehen ist. Um Burg und Vorhof zieht sich quadratisch etwa zwei Meter unter dem Pflaster des Schloßhofes der Parcham oder Zwinger, ein abgeschlossener, offener Raum zur Aufstellung von Vertheidigungsmannschaften oder Geräth (das Wort Parcham ist deutsch und bedeutet einen abgeschlossenen, umzäunten Raum, Parquet im Theater ist dasselbe Wort,*) ebenso Park, in Schlesien nennt man Parchent einen geflochtenen Zaun, davon „einpferchen"). Der Parcham ist mittelst steiler Mauer von einem sechs Meter tiefen Graben, der sich rings herumzieht, begrenzt. Von ihm führt in der Ostecke ein Thor in die mittlere Vorburg und aus der Burg über ihn hinweg bis hart über die Bache der Danziger, ein hohler Vertheidigungsthurm, in den man aus dem Kapitelsaal durch einen langen, auf Bogen stehenden, oben durch doppeltes Tonnengewölbe befestigten Gang kommt und der dem Schlosse seine Wasserverbindung mit der Bache sichert, sich in jeder älteren Burg immer über dem Wasser wiederfindet, und der Besatzung als Ausfallthor zur Flucht dient, zuweilen (Johannisburg, Konitz) aber auch dem Feinde den Einfall erleichtert hat. Er befindet sich in der Regel an der, dem feindlichen Angriff wenig ausgesetzten geschützten Seite und hat sowohl in Thorn, als auch in dem Domschloß zu Marienwerder, wo sein größtes Exemplar erhalten ist, als Baudekoration gedient. Grunau und die ihm folgen, haben seine Bedeutung als Privet mißverstanden.**) Aus dem Vorhof geht es in eine mittlere Vorburg, und aus dieser in eine äußere Vorburg, jede durch Mauer und

---

*) Schneck in Altpr., M. S. VIII, S. 739.

**) Script. p. P. II S. 529. Anm. 560 und besonders Toeppen, Marienwerder, der sich von letzterer Anschauung noch nicht ganz trennen kann.

Graben geschützt, die auch im Süden die Burg gegen die Weichselseite doppelt decken. Der Eroberer muß zwei Mauern und zwei Gräben übersteigen, ehe er an die Schutzmauer des Parchams gelangt. Gegen die Landseite bilden Altstadt und Neustadt Thorn, zwischen welche sich die eigentliche Burg nebst Zubehör von Süden her wie ein Keil einschiebt, weitere großartige Vorburgen; die Bürger schirmen von daher die Burg mit ihrer Habe und ihrem Leben. So dienen die Städte Preußens überall zur Vertheidigung der Ordensburgen und darum hat der Orden sie meist selbst (von Mewe ist das wenigstens erwiesen) mit Mauer und Graben umzogen, die er nach seinem Befinden ausstattete.

Die Vorburgen sind heute meistens verschwunden, in Marienburg hat man sie in Parkanlagen verwandelt und mit dem Standbilde Friedrich's des Großen geschmückt; in Königsberg erstreckten sie sich längs der Junkerstraße, Münzplatz, französische Straße bis zum schiefen Berg, Mühlenberg bis an's Mühlenthor, Kürassierkaserne, Schloßplatz, altstädtische Bergstraße, Danziger Keller,*) Postgarten, Roßplatz und wohl auch Königsgarten und sind nun meist bebaut, in vielen Städten sind sie mit den heutigen noch sogenannten Schloßfreiheiten identisch und dienten zu Wirthschaftsgebäuden, Turnierplätzen und zum Theil zu Gärten.

Mit solchen Burgen hat der Orden das Land förmlich besäet. Man betrachte Voigt's Burgenkarte und man wird erstaunen über deren Menge. Nicht zufällig und von ungefähr geschah das, sondern entsprach der noch für die heutigen Tage begründeten Ueberzeugung, daß ein schmales Land, welches von drei Seiten dem Angriff äußerer Feinde ausgesetzt ist und daneben — damals — innere Aufstände der unterdrückten Urbevölkerung und vieler hierher versetzter Kriegsgefangenen zu fürchten hatte, nicht an einer, sondern an allen militärisch wichtigen Stellen bewehrt sein muß.

Nach der Ordenszeit wurden die im Bürgerkriege noch nicht zerstörten starken Burgen dem Schicksal überlassen. Die Burg Danzig war schon im Anfang des 15. Jahrhunderts, Thorn wurde

---

*) cf. Luedecke, A. M. S. VIII, S. 606—615 u. Hensche das. Bd. IX.

im Anfange des Krieges von seinen Bürgern mit Berserkerwuth zerstört, Elbing, Christburg, Althaus, Kulm, Engelsburg, Bartenstein u. a. fielen dem großen Kriege zum Opfer. Die meisten hat der Zahn der Zeit, Wind und Wetter, die alles zernagen, fast unkenntlich gemacht. Einige wie Insterburg, Rhein und Mewe hat man zwar restaurirt, aber zu anderen Zwecken eingerichtet, und dabei die innere Einrichtung unrettbar zerstört. Einige sind der Restauration werth und bedürftig. Zu diesen gehört Ragnit, Brandenburg, Barten, Angerburg, Lyk, Johannisberg, Neidenburg, Rössel, Allenstein, Gollub, Rheden, Soldau, Heilsberg und Labiau.*) An ihnen sollte die Nachwelt der Ritter nicht gleichgültig vorübergehen, sie vielmehr restauriren und sie der Landesbefestigung dienstbar erhalten. Es lag nicht von vornherein im Plane des Ordens, die Burgen so zahlreich und dicht neben einander zu setzen; er ist nur im Drange der Verhältnisse dazu gekommen; jede Burg deutet einen Grenzpunkt an, bis wohin zu gewisser Zeit von Westen her die Ordensherrschaft reichte; denn jede war seiner Zeit eine Grenzfestung.

Das Schicksal hat sich unserer angenommen und bei unserer exponirten Lage uns eine große Zahl von Vertheidigungspunkten geschenkt. Wenn man bedenkt, daß jeder Soldat im Kriege jeden Graben, Baum oder sonstiges Schutzmittel als Deckung zu benutzen weiß, so kommt man auf den Gedanken, daß diejenigen, denen die Sorge unserer Landesvertheidigung nach der Ordenszeit obgelegen hat, von der Existenz, dem enormen Capitalswerth dieser Burgen und ihrer Beschaffenheit keine ausreichende Kenntniß gehabt haben. Napoleon fand die Marienburg sehr wohl der Vertheidigung fähig und wie das Hochschloß derselben, genau so können auch alle übrigen unserer Burgen vertheidigt werden; denn sie stimmen in der Construction mit ihm schablonenmäßig überein. Es ist schwer zu begreifen, daß mit ihnen zu Vertheidigungszwecken nichts zu machen sein sollte!

---

*) Steinbrecht, Thorn im Mittelalter. Berlin 1885. S. 3 u. 4.

8. Bischofsweisheit.*)

„Im großen Kriege war ein Bischoff zu Fischhausen, ein Herr von Schöneck, der alte Nicolaus Schlotterkopf genannt, derethalben, daß er in einer Krankheit hatte einen schlotternden Kopf gekriegt. Dieser hatte eine Zeit lang in die 300 Reisigen des Ordens bei sich, die ihm alles auffraßen und alles aussoffen, was er hatte; deren wäre er gern los geworden, konnte aber nicht das mit Fuge thun. Da leget er es mit seinem Jäger an, der kam des Morgens früh, fraget nach dem Herrn Bischoff, hätte nöthlich mit ihm zu reden, das wollten die Gäste auch wissen. Da saget er wie eine große Post wilder Schweine vorhanden, so mir bald Volk vorhanden, wäre gute Hoffnung, solche zu fangen, aber ehe man die Bauern zu Hauf brächte, wäre zu besorgen, sie möchten unterdeß entgehen. Der Bischoff kömmt hervür, lachet, hela, hela, (den pfleget er zu sagen), ein guter Braten in die Küchen, verdrieß, genieß, wenn ihr wollt helfen. Die antworteten: Gnädiger Herr, was Einem das Herz ahnet, wird gern wahr, wollt Ihr auch uns wieder einlassen? Er saget: Ei, bei dem Eide und bei meinem Orden: Das Schloß soll auch zu Tag und Nacht offen stehen; darauf hin sie hinaus! Da sie aber auf den Abend wiederkamen, war das Thor verschlossen und half kein Klopfen. Da schalten sie übel auf den Bischoff, er hätte ihnen das nicht (recht) geschworen. Der Bischoff saget: Hela, hela, liebe Gesellen, ich habe gemeinet gen Himmel sollte es offen stehen, aber nicht zu Felde. Mußten also abziehen."

9. Raubritterthum.

1. Die Burgfeste.

Wenn man in Shakespeare's Heinrich IV. (dem Graf Derby, den wir auf seiner Reise nach Preußen begleitet haben) findet, wie der Ritter Falstaf wegelagernd die Kaufleute ausplündert und Prinz Heinz dann diesem Ritter den Raub abjagt,

*) Hennenberger S. 131, auch Script. Bd 5.

so glaubt mancher vielleicht, das sei bloße Dichtung und treffe für uns jedenfalls nicht zu. Doch ist dem nicht so. Diese Zustände hat der Dichter genau nach der Natur geschildert und wie es damals in England zuging, genau so hatten wir es hier in Altpreußen, besonders an der polnischen Grenze. Gerade bei Thorn, an der Hauptverkehrstraße nach Marienburg, nisteten sich solche Raubritter bei uns ein und wenn sie verfolgt wurden, flohen sie über die polnische Grenze und wurden — von den Polen geschützt.

Das Gesetz kannte derartige Zustände und stattete den Richter zur Abhilfe mit außerordentlicher, fast diktatorischer Macht aus. Buch 5 Capitel 42 unseres culmischen Rechtes, das im 14. Jahrhundert bei uns in voller Kraft und Geltung war, bestimmte Folgendes über die Verfolgung solcher Friedebrecher.

„Waffen kann man führen, wenn man fährt durch gerichtsnot. Der Richter gebietet allen, die den Frieden geschworen haben, daß sie fahren mit ihm, wo ihm not ist in seinem gerichte und alle, die zu ihren Jahren kamen (12 Jahre alt waren) und das Schwerdt tragen können, müssen kommen, falls bei ihnen nicht echte Noth vorliegt, mit Ausnahme der Pfaffen, Weiber, Ketzer, Juden und Meißner, die nur durch Stellung von Leuten helfen.

„Wenn sie nun vor ein Haus (so nannte man die Burgen) fahren, sollen sie 3 Tage in eigener Speise sein und findet der Richter Jemand (den Räuber) auf der Burg oder in der Stadt, den soll der Richter 3 Tage fordern, daß man ihn ausliefere. Der Richter soll sich aber sehr vorsehen, daß er nicht gegen Recht verstößt. Und jagt man einen Friedebrecher oder Echter (Geächteten), dem soll alles nachjagen, das ihn sieht oder hört und begreifen sie ihn, so sollen sie ihn dem Richter ausantworten. Flieht er in eine Burg oder ein Haus, so soll ihn der Richter herausfordern. Giebt man ihn nicht heraus, so soll man jene Burg oder Stadt besetzen mit Besatz, bis man jenen herausgegeben. (Solche Execution wäre etwas für den heutigen Richter!) Flieht er in ein anderes Gericht, so soll man ihn herausfordern und über ihn richten. In welche Burg, Stadt oder Feste der Echter entrinnt, da soll der Richter laut ihn fordern. Und giebt man ihn nicht

heraus, so soll man die Burg oder Stadt verachten (mit der Acht belegen) und wenn sie sechs Wochen und einen Tag in der Acht sind, so soll man alle Leute darin ächten. Und stehen sie nicht in 6 Wochen und 1 Tag zu Gericht, so soll der Richter darüber kommen und gewinnt er die Burg, Stadt oder Feste, so soll er sie bis auf die Erde brechen (dem Erdboden gleich machen); ist es eine Stadt mit Mauern und Thürmen, so soll man sie bis auf die Erde brechen und hat sie Gräben, man soll sie eben machen und hat sie nichts von alle dem, man soll jedermann's bewohntes Haus brechen."

Ein Beispiel zur Illustration dieser Akte liefert wieder — Simon Grunau S. 563 (fol. 145[b]).

„Zur Zeit des Hochmeisters Luther von Braunschweig (1331 bis 1335) auf Pagau ist gewesen Bruder Rulandt v. Holenstein. Diesem war wohl mit Schalken, er verhing und Buben die Kaufleute aufhuben und sie straften um alles, was sie hatten. Um dieser und anderer Sachen mehr Luther (von Braunschweig) ihm Boten schickte, er wollt aber nicht kommen. Er gebot den Thornern und sie sollten ihn fangen. Aber er nahm was ihm beliebte und etliche Brüder mit ihm und sie verholten, wo sie konnten. Sie nahmen viel Thorner gefangen und sie schatzten und trieben auf ihrem eigenen Orden einen großen Jammer und war die Ursach, sie waren von den Thornern zu Unrecht beim Hochmeister verklagt, das wollten sie an ihnen rächen. Den Brüdern that ihr Hohn weh und sie berathschlagten, sie wollten den Polen, die die Buben verhielten, auch so thun. Jedoch sie erst dem König Wladislav Lokteka wollten schreiben und dies war die Meinung. So er ein berufener König und ihm wollt einen Namen machen mit deutscher Nation, er sollt um Pommerellen seine Mannheit beweisen und nicht seinen Neid und verhalten Bösewichte, die ihnen Schaden thäten. Er sollt mit den Seinen wissen, sie sollten sich ihres Schadens ergötzen. Auf die Meinung der König Antwort schrieb, aber der Bote ward erwürgt auf dem Wege und die Briefe verbrannt.

Und die Brüder meinten, daß sie der König verschmähte und

sie auf, und wollten suchen die Buben, wenn sie sie erspäheten und sie sollten auf einen Edelhof sein bei Crussiwitza. Und sie kamen dahin und fanden niemand, denn auf den Nackel hatten sie ihr Nachtlager. So war der Pfleger von Bergslau mit Bruder Hellwich v. Trotten und dieser entzündete den Hof und ihn verbrannte mit vielen guten Leuten und zogen weiter und brannten um und um. Die verbrannten Polen auf und wegelagerten des Pflegers mit den seinen und ihn erobern und wie die Kröten an die Spieße steckten und so schmählich tödteten vor ihren Schaden. Nach diesen die verbrannten Polen sich zu Hauf schlugen und kamen in Preußen und verliefen die Schlösser Briglau, Wentzlau und Freidecken und sich wehrten. Zur Not die Brüder sie belegten und stürmten, sie konnten aber nicht erlangen. Darum der Hochmeister müßt ihnen gerecht werden für ihren Schaden, da räumten sie die Schlösser. —

2. Ein Raubritter nimmt den Bischof gefangen.*)

Wickbold v. Dobelstein (vom Papst de Velstey genannt), ein Rheinländer, aus Nossen bei Cöln, war Landsmann und 1352 Caplan Winrich's von Kniprode, dann 1353 Domherr in Culm und zuletzt 1363 durch Urban V. zum Bischof von Culmsee ernannt. Winrich war sein Freund. Das während der Regierung desselben durch den Bischof Johann von Heilsberg über Preußen ausgesprochene Interdict erzürnte den Hochmeister so, daß er — der Grunau zufolge ein heftiger („unsinniger") Mann war — deswegen den Bischof Johann durchstechen wollte.

Wickbold gerieth mit der Bürgerschaft Culms in Streit, weil er trotz der gegentheiligen Bestimmung der Culmischen Handfeste, den Schultheiß, den jene wählen durften, eigenmächtig einsetzen wollte, einige Bürger gefangen nahm und die Jurisdiction für sich beanspruchte. Beide Theile appellirten an Papst Urban V., der ihnen einen Richter anwies, aber bald darauf starb. Gregor IX. (1370—1378) gab als neuen Richter den Auditor Fabri, welcher zur Vervollständigung der Information des Papstes zu Avignon

*) Simon Grunau S. 297. Script. III, S. 96 Anm.

dem Official von Pomesanien die Producte seitens der Stadt sammt den Fragstücken der Gegenpartei behufs Anstellung eines neuen Verhörs und Einsendung des Resultates binnen 2 Monaten zuschickte.*) 1373 giebt der Bichof dem Ritter Siegfried v. Sellbach die Vollmacht, von Nikolaus Cordelitz von Thorn die gesammten Einkünfte der bischöflichen Tafel (3440 Mark) zu erheben und will außer Landes gehen. Da wird er im April 1375 gefangen genommen, Johann v. Posilge erzählt dies:

„In diesem Jahre, dem nächsten Tage nach Ambrosii, ward Herr Wickboldus, der Herr Bischoff von Culmsee gefangen von Herrn Hans v. Cruschin und seinen Volgern (Peter v. Schweinichen), die ihn gen Dobrin führten, jenseits der Drevenz, und hielten ihn gefangen (nebst seinem Caplan Nicolaus v. Colberg) acht Wochen lang in Wäldern und in Büschen, und sollte er frei werden, so sollte er geloben, daß er sie von dem Banne bei seiner eigenen Kost sollte ledig machen und ob er das nicht thete, so soll er ihnen geben 4000 Mark. Darnach zog er aus dem Lande und kam nicht wieder.“

Der Bischof schrieb wirklich an den Papst, daß Johann von Cruschin und Genossen zu seiner und seines Caplans Verfolgung „gerechte Veranlassung“ gehabt, daß er es günstigen Falls ebenso (!) gemacht hätte, daß der Hochmeister nichts davon gewußt hätte, daß er ihnen alles Geschehene nachsehen und auf den Rechtsweg dieserhalb verzichten, auch sie gegen sonstige Sitte nicht als excommunicirt verkündigen, vielmehr ihre Absolution beim päpstlichen Hofe erstreben, oder im Falle des Mißlingens 4000 Mark zahlen werde, alles unter vielem Dank für die Freilassung.

Aber Gregor XI. erließ eine Bulle de dato Avignon, den 5. Februar 1376 an die Bischöfe von Camin, Pomesanien und Ermland dahin:

er habe mit allergrößter Entrüstung von der Gefangennehmung des Bischofs Wickbold von Culm, dessen Caplans und einiger Diener gehört und ihm sei das erwähnte Schreiben Wickbold's

---

*) Theiner, M. P. I, 687.

mit dessen Bitte um Absolution für seine Beleidiger zugegangen. Er könne derartiges aber in keinem Falle zulassen und trage ihnen auf, die Gefangennehmer sammt ihren Begünstigern zu excommuniciren und ihre Söhne bis in das zweite Glied für unfähig zur Erlangung von geistlichem Lehn in Stadt und Stift Culm zu erklären.

Wickbold resignirte 1385 auf sein Bisthum und lebte seitdem in seiner Heimath Cöln und im Kloster Altenberg, wo er 1398 starb (in monasterio Veteris montis ordinis Cistersiensis).

Dieses Verbrechens Uebelthäter aber kamen in ähnliche Weise (similiter) eines schechten Todes (mala morte) um.

Der Nachfolger Wickbold's war Graf Richard v. Sayn. Sein Vorgänger war Johann Schadeland (1360—1363).

10. Ein Bürgerleben im 15. Jahrhundert.*)

Jacob Lubbe ist 1430 zu Gr.-Lichtenau im Marienburger Werder geboren, woselbst sein Vater Landbauer war. Dieser gab den Sohn, als dieser erst 10 Jahre alt war, also ohne alle Schulbildung und ungefirmt, zu dem ihm anverwandten „Krämer" Sanau nach Danzig in die Lehre. Er bewies sich recht brauchbar, wurde von seinem Principal mit Aufträgen bis nach Antwerpen gesendet — anscheinend war Sanau Enggrossist und handelte mit Tuch**) oder Spezereien — und später sogar im Handel „zum mitgesellen" angenommen. Der mystische Zug, der das Mittelalter beherrschte, machte sich auch bei ihm geltend; er bewies überall große Frömmigkeit und kam sogar als gereifter Mann auf

*) Nach Lubbe's eigener Beschreibung Script. IV, S. 692 und Altpr. Monatsschrift 11, S. 242, Dr. Stribitzki.

**) Dabei möchte ich an die damalige Gewohnheit solcher Kaufherren erinnern, ihrem Schilde einen Vers hinzuzufügen; in Königsberg finden wir vor einem Tuchladen folgenden Spruch: An neuem Tuch und menschlichen Anschlägen geht vieles ein: Nicht wie du wilt dein Anschlag hoch — zurück ein gut Theil läufet noch, — ein ungegangen Tuch geht ein — und auch die süßen Träume dein. Erl. Preuß. S. S. 476.

den Gedanken, Mönch zu werden. Doch brachte ihn sein Lehrherr und die Zusprache einiger Schwarzmönche aus dem Kloster davon ab. Auf diese warf die nahende Reformation bereits ihren Schatten im Voraus: sie befunden, daß es Gotte und der heiligen Kirche nutzer würde sein, wenn Lubbe in den Ehestand trette, die weil er schon bejahret war und zum Priesteramt ungelehrt. Einer schlug ihm seine nahe Verwandte, die Kramer'sche, zur Ehefrau vor, welche ihm sehr gefiel, denn sie war reich an Leib und Seele. „Im Namen Gottes Amen," beginnt er seine Chronik, „sprechen wir allesammt Gott sei Dank. Item in dieses Buch schreibe ich, was ich gedenken soll und Zeugniß geben von mir (wie es wohl die Scheppen jener Zeit führten, um später daraus Zeugniß abzulegen).

Im Jahre 1465 auf St. Görgens Tag, da die Glocke zwelfe hatte geschlagen des Mittags, da ward mich Barbiche gelobet und wir trunken straks das Lobelbier. Den Sonntag nach des heiligen Leichnamstage do schliff ich bey und unsere Hochzeit war zu Hinze Sanawen (der Principal Sanau richtete sie bei sich aus). Zugleich wird er „Bürger" und „Bruder in der Kramer-Brüderschaft." Als des Principals Frau, Meta, die Welt beglücken will, schreibt er: die Metten Sanawsche sandte botten meiner Hausfrau, ehe die Glocke drei schlug, daß sie „Gott berathen" (niederkommen) wollte. Als ist sie in Arbeit gewesen bis Glock 4½ war des Abends und Gott gab ihr da zwei Mägdelein. Als Hedwig, die Tochter seines Gevatters Beyerdorf, 1473 ausgestattet wurde, war er Zeuge und notirte, daß dem Bräutigam Hermann Vogler ward mitgelobet 40 Mark (Aussteuer); wenn er hat beigeschlafen, so soll er ihm geben 10 Mark; auf Pfingsten 10 Mark, auf St. Michel 10 Mark und über's Jahr St. Michel 10 Mark und soll ihr ein Bette geben, 2 Paar Laken und ein Deckbett und einen rothen Rock und ein Hoyken. (Wenn doch die heutigen Zeugen sich solche Notizen machen möchten!) Als er sich 1471 ein Haus kaufte, notirte er: Ich kaufte im Namen Gottes von der Tangenschen und von ihrem Sohne ihr Haus, da sie innewohnet in der Kramergasse für 3120 Mark. Hier ist dabei gewesen Joan Kritz und

Hintze Sanaw und der Hirre, der Tangenschen Sohn und die Tangensche und ich und meine Hausfrau. Und ich mag ihr soviel Geld geben, als ich will, das andere soll ich ihr verzinsen. Wir ließen das Haus, als wir es bezogen, auf Gottes Namen allerwege beräuchern, auch sprengen, und die Stube war stickend voll, Herr Simon und allerley Priester waren von Mittag bis Glock 7 Abends; darauf gingen die Pracher (Bettelbrüder) zum Vesper, die Nachbarn blieben bis 8 Uhr.

Wir bemerken, wie die Mönche sich in die Familien drängten und wie die Lustbarkeit, nicht wie heute üblich, spät in der Nacht, sondern bereits 8 Uhr Abends ihre Endschaft erreichte, wobei die Leute gesund blieben und sich nicht mit unnöthigen Schuldeu beluden. Auch das einfache Lobelbier bei der Verlobung verdient Beachtung.

Daß Lubbe Scheppe war, wird bewiesen durch Beschreibung einer Gerichtsscene am Sterbebette der Barbara Schönheide, wohin sich das Gericht zur Testamentsaufnahme begab. So ist geschehen des Sonnabends vor S. Jorgen anno 79 Jahr, daß Barbara die Schönheiden'sche „Das Entscheiden vor ihrem Bette thäte und hat um Gottes willen gedingt und gegeben den 4. Pfennig (der Kirche 1/4 ihres Vermögens vermacht). Hie war über Herr Jacob Rex und Herr Johann Seidinghaus und Herr Reinhold Kerkhorde und Jorge der Fürsprecher und Jacob Lubbe und Berend Pebst (5 Scheppen und 1 Advocat). Unser Freund besorgt das Begräbniß der bald darauf Verstorbenen und gab für Vigilien und sonst ungelt 22 Mark 9 gl. (Skott)."

Bei der Beerdigung des Krügers Brand giebt er aus für ein Stein Wachs 6 Mark, für 30 Priester 2 Mark, für die Schüler 9 fl., die Gruft bei den Schwarzmönchen 1 fl., für den Sarg 8 gl., für eine Tonne Bier 5 fl., für ein salve regine 8 gl., für 3 boldeke (Baldachine?) je 2 gl., auch etwas den Nonnen, welche die Lichte machten, und dem Weibe, welches „umme hat gebottene".

So war bei dem Begräbnisse ein ganzes Heer von Mönchen und Nonnen, auch singenden Schülern, zugegen, und welches Licht muß dabei gestrahlt haben, wenn ein ganzer Stein Wachs verbraucht wurde!

Als 1480 einer der Söhne seines Principals „in die Olive“ (nach dem Kloster Oliva) ging, um Mönch zu werden, suchte er ihn durch das Angebot von 40—50 Rh. Gulden zum Studiren zu bereden, wollte ihn auch adoptiren („zu seinem geistlichen Sohn nehmen“) — alles vergeblich, jener blieb dabei und wurde Mönch, was freilich viel bequemer war, als etwas lernen. Die Nonnen beherrschten das weibliche Erziehungswesen und wußten die Mädchen geschickt in ihre Netze zu ziehen. Von einer Tochter schreibt der Chronist: ihr Name war Barbara, welche sie in der Jugend zu den Jungfrauen des heiligen Dominikanerordens thaten, unter welchen sie mehr denn 10 Jahre wohnte (also etwa von 8—18 Jahre) und von ihnen lernte die Bücher lesen, nähen und was sonst den Weibern zu Nutze gedeiht. Als sie unter den Klosterfrauen wohnte, wurde sie der Welt so feind, daß sie auch nicht zu ihren Eltern wollte.

Uebrigens gab es in Preußen nicht viel Nonnenklöster. In Thorn befand sich das Jungfrauen-Kloster zum heiligen Geist, das der Regel der Cisterzienser folgte, mit eigener Aebtissin. Werner von Orseln vermehrte 1330 ihre Einkünfte gleich wie Winrich. Zu Culm gab es ebenfalls 1267 ein Cisterzinnser-Nonnenkloster. Heinrich Dusemer von Arfberg stiftete nach der glücklichen Schlacht an der Strebe ein Nonnenkloster im Löbenicht zu Königsberg und Zöllner von Rotenstein überwies ihm reiche Einkünfte; es war lange Zeit das einzige des Orts. In Danzig befand sich ein Brigittenkloster für Wittwen und Jungfrauen, welche der Augustiner Regel folgten und die Büßerinnen zu St. Maria Magdalena hießen. Sie lebten meist von Almosen, liehen aber auch Gelder aus, mit dem diesem Kloster verbundenen Mönchskloster der Bußbrüder und unter einander wegen Wahl der Aebtissin häufig in Unfrieden lebten. Eine Zeit lang nahmen sie nur Wittwen auf, später auch Jungfrauen. Doch beklagten sich die jungen Nonnen beim Comthur zu Danzig, daß man sie bedränge, die Klostervorsteher das Eigenthum verzehrten und sie darben, und man sie übermäßig lange in der Probezeit ließe. Dem Kloster stand als Ordner und Vertreter ein Probst vor, den der Hochmeister zuweilen

aus den Ordensrittern ernannte. Die obere Aufsicht über diese Klöster führte der Hochmeister.*)

Als Lubbe in die Kramerzunft aufgenommen werden sollte, mußte er zuvor Bürger werden, zu dem Behufe sein Vermögen schätzen und von der Mark 2 Pfennige zahlen. Da er 13 Mark zahlte, so besaß er 4680 Mark. In der Krämerbrüderschaft wird er „Aeltermanns Cumpan" und es findet eine Festlichkeit statt „Also ließen wir Sonnabends vor Mittfasten die Brüder verbitten auf den Sontag. Also geben wir ihnen geprickelte Erbsen und Kringel. Und da klopfte ich auf und sagte: Liebe Brüder, ihr sollt wissen, daß uns der Rath einen neuen Aeltermann hat gegeben und den andern (den Cumpan) mögen wir selbst wählen. Da ging ich und suchte den Aeltermann mit dem Becher Bier und trunk ihm zu und meine Cumpane darnach nach einander". Nach der Vereidigung der Aelterleute vor dem Rathe wurden ihnen die Statuten vorgelesen („die Morgensprache gehalten"), wie sie ihr Ding (Gericht) halten und darnach richten sollten das Jahr lang.

In der Marienkirche hatte die Krämerbrüderschaft eine besondere „Marien-Magdalenen"-Capelle und einen von ihr besoldeten Caplan. Die Capelle ist reich mit Silber- und Goldsachen ausgestattet, 3 Kelchen, einer Monstrauz, vier silbernen Kränzen, vergoldeten Kränzen, Spangen und vielen priesterlichen Gewändern.

Auf die Concurrenz auswärtiger Hausirer oder Kaufleute ist die Zunft sehr schlecht zu sprechen und wird vom Rathe dabei in jeder Weise unterstützt. Ebenso auf die Kuchenbäcker, die vor der Gasse stehen und den Zünftlern nicht aus dem Wege gehen wollen, wenn diese durch die Gasse nach der Wage fahren; der Rath setzt auf solches ungebührliches Stehen eine empfindliche Strafe. Endlich finden sich auch Sonntagsordnungen. Niemand sollte die Wein- oder Methkeller, Bier oder Branntwein Sonntags, aller Apostel Tage und an großen Festen feil halten, ehe die große Messe aus wäre, bei Strafe einer halben guten Mark.

So sucht der mittelalterliche Kaufmann seinen Stolz darin,

*) Voigt, Geschichte, Bd. 6, S. 764—768.

in seiner Zunft eine gewichtige Stellung einzunehmen und das Interesse derselben zu fördern, Schädigungen von ihr abzuhalten und ihr Ansehen gegen andere Gewerbetreibende zu heben. Von Gemeinsinn, Sorge für Andere, Theilnahme an den politischen Bewegungen der Stadt oder des Staates oder gar an geschichtlichen Ereignissen ist noch keine Spur zu bemerken und unser Erzähler läßt darüber nicht eine Silbe einfließen. Freilich hat er seine Notizen offenbar nur für sich, nicht für Dritte bestimmt und darum weniger Veranlassung dazu. Denn man würde irren, wenn man das, was wir Gemeinsinn nennen, dem Mittelalter absprechen wollte. Er wohnte in den Rathsstuben und theilte sich von dort auch den Zünften mit. Auf dem Altstädtischen Rathhause zu Königsberg finden wir über der Sprechstube, wo auch die Zünfte und das Brauercollegium sich versammelte, einen Spruch:

ingenuus vero sermone Politicus ille est,
Publica cui propriis sunt potiora bonis.
zu Deutsch: Wer sucht gemeinen Nutz, eigenen vergißt,
Ein recht politisch Mann in Wahrheit ist.
Erl. Preußen II, S. 490.

Das Leben in Familie und Zunft ist schlicht, mäßig und einfach und das überträgt sich auch auf die religiöse Anschauung über das Mönchswesen. Ohne Schwierigkeit läßt er sich davon abreden, in ein Kloster zu gehen und versucht auch einen Sohn seines ehemaligen Principals von einem gleichen Schritte abzuhalten. Dem praktischen Kaufmann, der selbst keine Gelegenheit hatte, etwas Wissenschaftliches zu lernen, und der in der Praxis sich von der Pike heraufgearbeitet hat, scheint nicht sein Kaufmannsstand, sondern das Studiren der schönste Beruf zu sein; er will den jungen Mann, dem er das empfiehlt, zu seinem geistlichen Sohne machen.

Ueber das Zunftleben und die Morgensprachen im Kneiphof zu Königsberg sind die Protocolle von 1440—1801 auf der Bibliothek der Kaufmannschaft zu Königsberg (Nr. 106) aufbewahrt und hat Frischbier in der Altpr. Monatsschrift XVII, S. 74 bis 128 eine sehr lesenswerthe Zusammenstellung gemacht. Auch

darf ich nicht unterlassen auf den vorzüglich geschriebenen, die Reformationszeit in Danzig trefflich und genau schildernden Roman „Johannes Knade's Selbsterkenntniß von C. Quandt, Hamburg bei Oemler, ein starker Band, zweite Aufl. 1882", der in vorstehendes Thema einschlägt, aufmerksam zu machen.

11. Frauenleben.

Das stille Walten der Frau im Hause ist kein Stoff für die Geschichte und was wir darin von Frauenthätigkeit hören, nehmen wir mit einem gewissen Subçon auf. Eine Aspasia, Cleopatra, Messalina, Dido, Helena, solche und ähnliche Erscheinungen pflegen darin häufiger zu sein, als die Mutter der Grachen oder Maria, die Mutter Jesu. Wie sollten in dem Preußen Frauen gedeihen, dessen erste Jahrhunderte Junggesellen beherrschten, während in den letzten das Elend darin wohnte. Die stolze Pracht weiblicher Jugend, welche sich für den Mittelpunkt der Welt hält, verblühte bei uns oft unbewundert und mehr als anderwärts neigten sich bei uns die frommen Seelen der Frauen der Kirche zu; die Jungfrau, welche nicht frühzeitig der Gatte heimführte, entschloß sich kurz und bündig und ging als Nonne in eins der vielen Klöster, die wir besaßen.

Wenn die Frauen von Culm einmal nicht das Verdienst derer von Weinsberg erreichen sollen, und es eine Fabel sein soll, was Voigt II.; 584 erzählt, daß der Pommernherzog Swantepolk 1244 Culm belagerte, die Männer herausgelockt und niedergemacht, deren Frauen aber die Panzer ihrer Männer angelegt und nun den Wachdienst auf den Wällen so tapfer versehen haben, daß der Belagerer abgezogen — wenn das, wie Schulz A. M. S. 12, S. 52 ff. will, eine Fabel ist, so weiß man nur über einzelne Frauen Preußens etwas zu erzählen.

Bezeichnend für die kirchliche Richtung ist das Leben der heiligen Dorothea, die als Klausnerin zu Marienwerder starb. Schon als Kind von 7 Jahren war sie, wie Grunau erzählt,*)

*) S. 310.

stiller geberde und ihre Gedanken dahin gerichtet, daß man sie lehrte die heiligen Evangelien, die sie in der Predigt gehört, viel mal und stets bedachte. Niemand wollte sie Antwort geben und mit Niemand reden, als mit Vater und Mutter. Man sah sie selten essen und doch gleichwohl war sie die erste und letzte, auch geschickteste in aller Bauerarbeit (zu Montau, wo ihr Vater ein Bauer war). Nimmer legte sie sich, sie hatte denn vorher beweinet das Leiden Jesu. Alle Freude der Welt legte sie ab und wenn sie merkte, daß man sie wollte zum Tanze holen, stieß sie ihren Fuß, daß er blutete und blieb daheim. Dennoch führte sie ein Handwerker heim, nahm sie noch jung als Gattin nach Danzig und sie gebar 9 Kinder. Aber den Mann, der die Seelengüte selbst gewesen sein muß und alle Kinder bis auf die letzte Tochter, die sie in ein Kloster gab, ließ sie verkommen und gewiß nach unbeschreiblichem Gram elend dahin sterben ohne häusliche Sorge, ohne weibliche Pflege, aus lauter mystischer Schwärmerei. Wunderbare, starre Verzückungen bemächtigten sich der Grübelnden mitten in häuslicher Arbeit, wenn sie zu Markt ging, Fleisch oder Fisch zu kaufen, blieb sie stehen, starrte eine Zeit lang das Fleisch, die Eier an und kam dann vergnügt nach Hause, als ob sie ihre Pflicht gethan. Dann nahm sie den Fisch, aber statt ihn zu schuppen, stierte sie ihn mit frommen Blicken an und — brachte ihn schließlich ungeschuppt, unausgenommen auf den Tisch. Gänseeier sah sie mit „lieblichen Augen" an, ohne zu merken, daß es solche wären.*) Ihr Mann begoß sie mit Wasser, um sie aus der Verzückung zu reißen, sie fühlte es nicht und als sie später fand, daß sie naß war, wußte sie nicht woher. Mehr außer dem Hause, in Kirchen und Klöstern, fühlte sie gar nicht, wie sehr sie die edelsten Pflichten der Hausfrau, zu der sie die Natur berufen und mit Sanftmuth und Geduld ausgestattet hatte, gröblich vernachlässigte. Sie unternahm Pilgerfahrten nach Pesken, Cöslin, Aachen und Rom und ließ sich schließlich im Dom zu Marienwerder in eine ganz enge Klause einmauern, in welcher ihr durch ein Loch ihre Lebensnahrung

*) Toeppen, Geschichte der Stadt Marienwerder S. 142.

und Nothdurft gereicht wurde, während sie durch ein anderes in Gesichtshöhe den Altar erblicken konnte. Sie fand wirklich einen frommen Mann, der sich davor hinsetzte und ihre frommen Visionen und Erleuchtuugen als baare Wahrheiten niedergeschrieben und sie dem, der daran Geschmack findet, als Lectüre erhalten hat*) und starb nach etwa 1¼ Jahr darin, bloß um eine Heilige zu werden, was indessen frommer Wunsch blieb.

Ihr Beispiel bestach noch mehrere Dorotheen und Elisabeths und bestimmte sie zur Nachfolge, doch versagen wir uns, auf diese Verirrungen einzugehen. Daß solche Blüthen nicht bloß unser Preußenland trieb, sehen wir aus der Legende der heiligen Elisabeth von der Wartburg.

Wie der Mädchenunterricht ganz in der Hand der Nonnen war, haben wir im Leben Jacob Lubbe's erfahren, auch daß sie dort lesen und nähen lernten und sehr fromm wurden.

Wie sehr die Frauen des Mittelalters aber auch weltlich gesinnt waren und den Rittern bei Spiel und Tanz ihre Huld bewiesen, sehen wir aus der Beschreibung der Kriegsreise Albrecht's von Oesterreich und den Festen zu Thorn, die uns dort Suchenwirt's schwungvolle Feder beschrieben hat.

Gereifte Frauen, die des Lebens Glück genossen hatten, pflegten zur Sühne für ein unbedachtes Wort oder eine übereilte Handlung zum Schluß in's Kloster zu gehen und ihre Tage darin zu beschließen. Eine hübsche Anecdote, die als Belag dafür dienen mag, erzählt Grunau**) von der Mutter Meinhard's von Querfurt, welcher unsere Weichseldämme aufgeführt hat, Jutta, welche nach Hennenberger (S. 53) das Bisthum zu Culmsee gestiftet haben soll und dort als Heilige begraben liegt. „Auf dem Schlosse Querfurt," sagt er, „bei Halle und Magdeburg, wohnte ein Graf, Carl genannt. Dieser hat eine Frau der Ehren fromm, des Mundes aber zum Lästern sehr behende. Es begab sich, daß eine Ritterin im Lande ein Paar Kinder zugleich erhielt. Dies legte

---

*) Scriptores II, S. 190 ff.

**) Grunau, S. 280.

die Gräfin so aus, daß sie mit zwei Männern geliebt hätte. Der Graf, ihr Herr, sprach: Nein! Sondern Gott und die Natur vermöcht' es, das und noch viel mehr. Da sprach die Gräfin: Gott hin, Gott her, je mehr Männer, desto mehr Kinder! Nun sprach der Graf: Frau, dies Wort wird dir von Gott gedacht werden! Die Gräfin ward von ihrem Herrn gesegnet und sie gebar — 9 sone! Indeß war der Graf nicht zu Hause und die Gräfin sieht die 9 Kinder und gedenkt, wie sie die Ritterin geachtet hatte, würde auch sie geachtet werden. Sie schickte ihre Schließerin, acht zu ertränken. Der begegnete der heimkehrende Graf und fragt sie, was sie da trüge. Meine Frau, sagt diese, gab mir acht Mangölchen, das sind Hündlein, die Mutter starb ihnen in der Geburt und ich soll sie ertränken; und als der Graf sie sehen wollte, nahm sie „den Lauffer", der Graf ihr nach, gebot ihr Schweigen und ließ die Kinder von ihr in's Dorf bringen, wo er sie ernährte. Am dritten Tag kommt ihm die frohe Botschaft, daß ihm ein Sohn geboren!

Im siebenten Jahr ließ er alle 9 Knaben gleich kleiden und führte sie der Gattin vor. „Sage mir, Fräulein, welches ist dein Sohn?" Die Frau merkte den Handel und sprach, ich habe mich gegen Gott nach euren Worten versündigt und tröste mich, wenn die Kinder alle einander ähnlich sind, so sind sie von einem Vater, das ist, o gnädiger Herr, von dir. Der Graf, wie sie hintennach begehrte, zog sie in ein Frauenkloster, Engelthal genannt, und büßte da, was sie gesündigt hat mit ihrem Munde."

Das Frauenheim und die Gegenstände, welche den Frauen lieb zu sein pflegen, waren nicht so sehr verschieden von den heutigen. Ob das Haus, die Zimmer, die Küchen, Treppen und Vorrathskammern wie heute hell, weit und luftig waren, oder wie im Mittelalter eng und finster, wo man aus dem untern, dem Handel gewidmeten Raume durch die finstere schmale Wendeltreppe an einer Leine sich in die Höhe zog, dann in einen finstern Hausflur mit stockrabenschwarzer Küche trat und rechts und links in die beiden niedrigen Haupträume mit kleinen Bleifenstern schaute — was liegt daran, wenn nur der Segen des Friedens darin ruhte.

Der Blumen Duft, ihrer Farben Pracht war den Frauen des Mittelalters versagt; denn erst lange nach der Entdeckung Amerika's im vergangenen Jahrhunderte ist unsere heutige Blumenfreude Gemeingut des Volkes geworden. Aber an Kleiderpracht und feiner innerer Ausstattung der Wohnräume hat es jenen nicht gefehlt.

Im Zeitalter des Zunftwesens, braucht man sich nicht zu wundern, daß jeder Stand auch äußerlich das Zeichen seiner besonderen Würde blicken läßt. So durfte nur der Rathmann, damit man ihn schon von weit erkenne, einen Marderpelzkragen tragen und einen langen Mantel, im Sommer aber einen Hut mit 3 Knöpflein und einen silbernen Gürtel mit Degen tragen. Winrich von Kniprode vergönnte den Kaufleuten goldene Ringe mit ihrem Zeichen (darinnen ein Kreuzlein enthalten sein mußte)*) und eine seidene Jope zu tragen. Dem gemeinen Mann gab er zu tragen Lindisch Tuch mit silbernen Malgen, d. h. Heften am Koller der Jope zu tragen, welche eine Hand breit offen sein sollte. In Thorn verbot eine Kleiderordnung von 1387 den Bürgern seidene Kleider und dem Gesinde der Ordensritter silberne Gürtel.

Die Frauen „begnadigte" Winrich, sie durften Sammethauben tragen, wie die Fürstenhüte sind, doch nur die Rathsfrauen und Kauffrauen. Aber — klagt der Mönch jetzund (1526) ist diese Hoffart gemeine. Den Jungfrauen bewilligte er gnädig, sie möchten einen Perlen Kranz tragen, so sie Rathsleute Kinder wären und die andern tragen von vergoldetem Silber eine Krone und vor ihrer Brust ein vergoldetes Vorspan.**)

Alle die kleinen Siebensachen, ohne welche die Frauen einmal nicht leben können, schützte ihnen das Gesetz und ließ ihnen als solche als „Gerade" auch nach des Mannes Tode.***) Schaafe und Zuzucht, Gänse, Kasten mit erhabenen Laden, alles Garn, Betten, Pfühle, Kissen, Laken, Handtücher, Becken, Leuchter und alle weiblichen Kleider, Ringe und Armhefte, Tzapil (Kopfkranz oder Gürtel),

---

*) Simon Grunau, S. 612.

**) Siehe die Kleiderordnung für Königsberg, Meklenburg N. P. P. Bl. VIII, S. 365 und 379.

***) Kul. Recht ed Lemann Buch 4 Art. 50 u. 51, S. 118.

Saltir (Gebetbücher von Psalter) und alle Bücher, die zum Gottesdienst gehören, Sessel, Stühle, Laden und Kisten, Tepte (Teppiche) und Umhänge, Decklaken und Rücklaken (Stuhlrücklehndecken) und weibliches Gebände (Bänder) und mancherhand Kleinod, als Bürsten, Scheeren, Spiegel und alle ungeschnittene Leinwand. In einem weiteren Sinne (wenn der Mann die Gerade der Frau vor gehegtem Dinge versprochen hatte), gehörte noch mehr zu der Gerade, namentlich Schreine, Garn, Leinen, Kulten (Steppdecke von Tuch oder Sammet, über das Polster des Bettes culcitra zu legen), Büchsen, ein Waschkessel, den man pflegt über den Herd oder über ein Feuer zu hängen, Kannen, Flaschen, Becher, Schalen, Schüssel, Löffel, Tischmesser, Tiegel, Mörser, Koppe (Töpfe, Becher) Leuchter, Armzierheit, Hefte, Knofiln, Gürteln.

Dieser Reichthum von Wirthschaftsgeräthen, welche das Gesetzbuch von 1394 alle aufführt, müssen im Leben im Gebrauche unserer Frauen gewesen sein und ob die Schreine und Kasten wie bei uns polirt und von feinem Mahagoniholz — oder von heimischem Holze und — wie bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts üblich, gestrichen oder gebeizt waren — was liegt daran? Das ist ebenso gleichgiltig, als ob man, wie noch Herzog Albrecht kein Frühstück, sondern bald nach 10 Uhr „Morgentisch" oder später zum Frühstück eine Biersuppe genießt, wie bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts bei uns allgemein üblich war — oder wie wir eine Tasse Mokka trinken; das sind nur scheinbare Genüsse und lassen das Wesen der Sache unberührt. Ob wir uns in Leinen oder in Baumwolle kleiden, wir bleiben doch, die Riesen oder die Zwerge, die Gullivers Reisen schildern! Mit englischer und französischer Sprache und Conversation wurden die jungen Damen des Mittelalters nicht belästigt, auch im Klavierspiel noch nicht geübt, woraus es sich erklärt, daß damals Blaustrümpfe und Emancipirte nicht vorhanden waren. Die Einfachheit des damaligen Familienlebens beanspruchte nicht die Opfer, welche eingebildete gesellschaftliche Pflichten heute von der Hausfrau fordern. — Damenkaffees kann es nicht gegeben haben, weil es noch an dem belebenden Kaffeegeist fehlte und das Braunbier seine Stelle vertrat. Die geselligen

Zusammenkünfte würden sich beim Mangel von Poesie, Theater, Musik und aller schönen Künste nach unserm Geschmack langweilig gestaltet haben, wenn nicht die derbe Komik, wie sie uns z. B. in dem Volksschriftsteller Simon Grunau entgegentritt, kleinere Kreise in munterer Laune gehalten und so die Geselligkeit mehr gefördert hätte, als gemachte Witze unserer Tage.

Bei der Anspruchslosigkeit jener Frauen und da das ewige Naturgesetz der Liebe auch ihre Herzen gefesselt haben muß, werden wir jene für glücklicher halten müssen, als die unsrigen, deren Lächeln oft nicht die schweren Sorgen erkennen läßt, die sie bewegen. — Die Noth, welche viele Mädchen unserer Tage in's Unglück treibt, wurde im Mittelalter durch die Klöster gemildert, die Büßerinnen der Freiheit, über die Simon Grunau S. 185 spöttelt, scheinen nicht selten gewesen zu sein.

Erwähnt muß noch werden, daß die vaterlose Jungfrau jener Zeit bereits mit 12 Jahren „zu ihren Tagen kam", damit heirathsfähig wurde und das Maß von Selbständigkeit erlangte, welche das Mittelalter den Frauen überhaupt zutheilte. Die Jungfrau bedurfte eines Vormundes nur zu Processen; bei gerichtlichen Verhandlungen über ihr Vermögen, insbesondere über Grundstücke (erbe) mußte sie ihre nächsten Verwandten zuziehen, die ihre Vorsprecher waren und das blieben, bis sie heirathete und damit in die Vogtschaft des Mannes trat. Gegen Gewalt schützte das Gesetz; wer dagegen fehlte, wurde lebendig begraben (Cul. R. II, 40). Untreue einer verlobten (hingeschworenen) Braut an ihr und dem Verführer hart gestraft; beiden werden vor die Stadt geführt und mit Steinen „verramt" d. h. getödtet. Nach des Mannes Tode wird dessen nächster Schwertmagen der Wittwe Vormund, bis sie einen andern ebenbürtigen Mann nimmt (IV, 49).

Den Frauen des 17. Jahrhunderts bei uns hielt der große Kurfürst in einem Rescripte vom 18. Februar 1655*) eine Standrede.

„Sonsten," sagte er, „haben andere Völker aus eigener Be-

---

*) Voigt, über Kleiderordnung, N. P. P. Bl. 1852, S. 417—448.

wegung zu geziemender Mäßigung in Pracht und Ueppigkeit sich ultro und sonder Zwang bequemt, noch öfter bei regenden sorglichen Läuften sich zu staatlichen Ordnungen und Satzungen wider Luxus und Ueppigkeit in Schmuck und Kleidungspracht gewendet und mit Einziehung der ungeziemten Pracht dem gemeinen Besten oder gemeiner Noth conformiren wollen. Unsere Unterthanen aber wählen das Verkehrte mit verkehrtem Sinn und will nunmehr ein Stand vom andern nicht unterschieden sein. Was hiebevor kaum Herr und Frau zu Ehren gebrauchet, das will jetzt dem Gesinde zu gering sein. Bürger und Bürgerfrauen stellen ihre Kleidungen also an, daß dem fürstlichen Stande fast kein Unterschied bleibet. Der Frauen Schmuck will nun nicht etwa an Gold, an dem doch schon ein bös manu pretium verlustigt wird, sich begnügen, sondern es müssen Edelgesteine, Diamanten an Hälsern, Armen und Kleidern schimmern, sollten auch Kindergelder, Gründe und allerlei Habseligkeiten darüber periclitiren, mit den Schüsseln an der Bahre die Zahlung geschehen."

„Aber wenn wir sehen," sagt der vorsichtige Voigt, „wie Luxus und Kleiderpracht auch jetzt in allen Ständen die hohe und die niedere Welt beherrschen, dünkt es uns nicht, als spräche der große Fürst in seinen Klageworten von unserer Zeit?"

Recht hat er gewiß, aber über Kleideredicte sind wir hinaus. Unsere Zeit schleift Standesunterschiede ab und läßt die Bevormundung fallen. Wer mit Festen und Kleidertand sich und die Seinigen ruiniren will, dem steht es jetzt frei. Der Culturmensch erscheint überall gleich und das Schwarz der Kleider bei Männern und Frauen, wie es in den Hauptstädten üblich geworden, dringt in die Provinzen immer mehr ein und wie die Dorfschönen sich durch bunte Trachten hervorthun, so wird neben der Sprache der Provinziale noch an der Ungewöhnlichkeit der Kleidung erkannt. Aber auch das ist im Schwinden begriffen. Das Zeitalter der Eisenbahnen schafft auch die letzten äußeren Unterschiede der Menschen aus der Welt. —

12. Bauernleben.*)

I. Bauernreichthum. (Aus Simon Grunau, S. 716.)

In der Zeit des Regiments dieses Hochmeisters (Winrich) im vergangenen Seewerder zu Niklaswalde wohnte ein Bauersmann und dieser hatte alle Gegenden inne mit seinem Vieh und er zinsete jährlich auf Marienburg 5 Last Butter, überdies von jungem Vieh und anderer Aufhaltung der Ochsen, der Fleischer von Danzig u. s. w. er sich versammelte 11 Tonnen Geld von Pfennigen, Schilling und Groschen, weil er kein Gold nehmen wollte.

So kamen gar ehrbare Gäste in's Land zum Hochmeister auf Marienburg und diese sprachen zum Hochmeister: Gnädiger Herr, Gott hat Lob und Ehre, wie euer würdiger Orden hat ein schönes Land und darinnen reiche Bauern, die auch im Silbergeschmiede gehen und solcher Reden viel. So trat hervor Heinrich Reuß von Plav Treßler und dieser sprach: und ich weiß einen Bauern, von diesem es sagt sein gesind, er habe 11 Tonnen Geldes. Und dieses ward von allen für eine Lüge aufgenommen. Je solchen von einem andern dies ward gesagt, und der Bauer jetzt vorhanden wäre, er mußt vorkommen und er es bekannte, denn er wußte wohl, verleugnet gut gehört den Herren und sprach, die 12te wäre mehr denn halb voll. Und der Hochmeister verschaffte, daß man ihm auch diese fülle, damit man sagen konnte, in Preußen wären Bauern, d i e e i n e l a s t g e l d e s h ä t t e n. Und die Tonnen waren alle neu in Maß, wie die sind, da man das grobe Salz drin verkauft. Und dies gelt dem Hochmeister Heinrich Reuß von Plauen gar nützlich war. Der Bauer war ein solcher Mann, wenn er zum Kruge wollte gehen, so nahm er 3 Käse mit sich und wenn er die vertrunken hatte, so ging er heim und sagte: ich mag nicht das liebe gelt anrühren und litt Kummer.

*) Die nachfolgenden 5 Erzählungen klingen heutigen Geschlechtern ebenso wunderbar, wie die Schilderungen der Erbunterthänigkeit im 18. Jahrhundert, über die wir den Mantel der Liebe breiten wollen. Sie sind gleichwohl nicht für Fabeln zu halten, wennschon Grunau, welcher in Lichtenau gewesen sein muß, sie nach seiner Art ausgeschmückt haben mag.

II. Bauernübermuth. (Nach Simon Grunau.)

1. Von einem Mönch, der mußte Eier legen. S. 717.

Im großen Werder liegt ein Dorf, Gr.=Lichtenau genannt, und in dieses Dorf kam ein weißer Mönch von Danzig (Carmeliter) am Montag vor Corporis Christi terminiren gefahren in der Zeit dieses Hochmeisters (Winrich) und er kam in den Krug, da die Bauern fröhlich waren, diesen Mönch ereten mit Geschenken und er ward trunken und die Bauern ihn narrten, mönchten und solche Cappentedinge viel machten. Der Mönch ward zornig und nannte sie Esel, Ochsen, Säue, Ackerschollen und solcher Versprechung viel. Die Bauern wurden heimlich schollig und sie durften ihm nichts thun; denn sie fürchteten den Bann. Aber der Mönch sich vor Niemand fürchtete und sprach: So ich euer nicht mehr schonte, ich wüßte wohl was ich thäte. Die Bauern wurden es zu rathe und nahmen einen großen Hopfensack und ihn im Hause vor die Stubenthür sperrten und ihn hielten vier starke Bauern. So gingen andere in die Stube und zogen von Leder und schlugen im Finstern auf einander und war eins, daß sie den Mönch wollten verjagen. Als der Mönch merkte der Bauern Schlagen, er auf und damit er nicht wurde irregularis und läuft zu der Stubenthür hinaus und läuft in den Hopfensack. Die Bauern hinterher und hingen den Mönch so im Sack über das Feuer und machten einen Rauch. Von diesem wird der Mönch ungeduldig, flucht mannigfaltig, als er sah, daß sie nichts drauf gaben, er hub an zu bitten, da sprachen die Bauern, die Henne kakelt gut Ding, darauf fielen die Bauern und sprachen und wahrlich, es sei denn Sache, ehe die Henne nicht wird Eier legen, eher kommt sie aus dem Neste nicht; und dies wehrte lang, so lief eine alte Frau auf den Boden und wirft dem Mönch Eier heimlich in den Sack. Davon ward der Mönch erfreut und sprach: laßt mich raus, liebe Herren, ich habe 4 Eier gelegt. So meinten die Bauern, daß der Mönch sich be—— hätte und sprachen: würde er eins von denen essen, so wollten sie ihn auslassen und er sprach, ja! Man ließ ihn heraus und sie brieten ihm die Eier und er aß eins und

er ging weg und kam heim und — starb. Aus diesem wart nichts; denn geistliche Leute sollen nicht fluchen, von denen sie das Almos erheben zu leben.

2. Von den Lichtenau'schen Bauern. S. 720.

Diese Lichtenauer hatten einen frommen und gelehrten Priester zu ihrem Pfarrer mit Namen Wolfram Lidau. Dieser sie in seinen Predigten strafte und ihnen verkündigte, wie sie Gott strafen würde und solche Worte viel und die Bauern nahmen es zu Herzen und gedachten ihm auch eine Büberei zu thun; sie baten ihn zu der Wirthschaft zum Kindelbier, zum Johannisbier und was da sonst für Freuden waren, aber er kam nirgends. Und es sich begab nach dem Tode des Hochmeisters Conrad und sie tranken Pfingstbier und so war das ihre Sitte, wenn sie eine Tonne Bier geledigt hatten, so bracht man sie in's Haus mit dem Hefen. Zu der letzten Collation kam eine mächtige Sau unter die Tonne und stieß sie um und soff sich so trunken an den Hefen, das sie da lag und grunzte. Die Bauern aus Eingebung des bösen Geistes schickten eilends zum Pfarrer, er sollte eilends kommen und einer kranken Person das Sacrament geben. Dies thaten sie auf die Meinung, würde sie der Pfarrer im Krug schelten, sie wollten es ihm bezahlen, weil er ihnen prophezeit hatte, wie sie Gott würde strafen. Und er kam gar ehrbarlich mit dem Sacramente Jesu gegangen. Die Sau hatten sie in ein Bett gelegt. Der Pfarrer kam und erkannte bald ihre Bosheit, ließ sich jedoch nichts merken und hieß sie alle entweichen, indem er heimlich nahm in den Busen das Büchslein mit dem Sacrament und rief die Bauern zu Hauf und sprach: liebe Kinder, die Person ist sehr krank, daß sie auch nicht ein Wort sprechen kann, darum ich will hier lassen das Sacrament stehen und will die heilige Oelung holen, ich hoff' Gott möcht ihr die Gnade verleihen und wie sie es einwilligten und der Pfarrer ging in die Kirche und setzt das Sacrament weg und auf ein Pferd und fand den Hauscomthur von Marienburg zu Neuteich und es ihm erzählte. Bruder Andreas v. Weitzelin hieß der Hauscomthur und er mit vollem Rennen und 4 Knechten

kam gegen die Lichtenau und findet den glökner noch da knieen und er klingelte und die Bauern saßen und trunken, auf welche er hieb und schlug, jedoch die Bauern nahmen Ueberhand und ihn mit seinem langen Barte über die Stubenthür in ein Loch nagelten und ließen ihn so hängen. Als aber seine Knechte sahen, wie ihr Herr ward von den Bauern übermannt, liefen sie davon und brachten alles Hausgesinde von Marienburg und kamen gerannt. Nach vielem Morden und Erstechen sie fingen die Bauern alle und führten sie auf Marienburg, wo ihrer gar viele starben im Gefängniß und sie mußten bauen den runden Thurm an der Nogat (Noyte) auf dem Schloß Marienburg, heißt noch der Lichtenauer Thurm (oder schiefe, Buttermilchsthurm).

3. Wie die Lichtenauer einen Jacobsbruder brieten. S. 713.

In dieses Dorf kam ein Jacobsbruder gewandert und ging bettelnd von einem Hause zum andern und man gab ihm nicht zu seinem genügen, so ward er zornig und kam in den Krug gegangen und findet da die Bauern alle beim Biere und diese ihn schnakten und er ward trunken. In trunkner Weise sprach er: ich bin gewesen gott unverwüst viermal zu Rom, einmal auf St. Michaelsberg, dreimal zu St. Jacob und komme nun vom Finstersterne, da liegt die liebe Herr, der kleine St. Jacob und da habe ich geläutet die große Glocke von Lindenblättern gemacht; welch Jacobsbruder die läutet, mit jeglichem Anschlage er eine Seele erlöst und solches Berühmen viel, so bin ich doch mein Tage nicht gekommen unter schalkhaftigern, verdamtern, unbarmherzigern Bauern, als die in diesem Dorfe sind, da man mir weniger gegeben, als hier; darum in der Kraft des heiligen St. Jacob ich fluch in (ihnen) alles Unglück, den Donner und den Tod so lange bis ich mein gebet wieder für sie thue und solcher Schalksworte viel machte. Die Bauern wurden aus der Predigt zum Zorne bewegt und berieten sich, einer sprach: du seliger Glöckner der wunderlichen Glocken zum Finsterstern, was gelüstet dir zu essen, damit du von uns wendest deinen Grimm und Fluch. Er sprach, bringt mir ein

Stück Gebratenes. Die Bauern ihn nahmen und ihn banden an einen Wiesenbaum nackend und ihn zum Feuer legten, wie einen Braten und ihn so umwendeten, sie ihn mit heißer Butter betropften, damit die Haut alle auflief. Als dies ward lang getrieben, sie nahmen ihn ab, sie beschütteten ihn mit kleinem Salz und er ging vor das Dorf und starb. Dies blieb auch ungestraft, denn Bettler sollen gute Leute mit Lügen nicht dringen. Der Krug heißt noch heute die Hölle.

4. Wie sie einen Kesselbießer (besserer) in ein Pferd banden.

In dieses Dorf nach Gewohnheit des Landes kam ein Kesselbießer, diesen schrien höhnlich an die Bauern im Kruge, der eine sprach, da kommt ein Regenvogel, der andere, es wird kaum fehlen, es wird ein Ungewitter diesem nachfolgen und solcher Worte viel. Der Kesselbesserer ward unleidlich und schalt und nannte sie Gottesverräther, ehrlose Buben und solcher Worte viel. Die Bauern von Natur böse ihm einen solchen Fund funden. Am Tage zuvor war ein mächtiger Gaul vom Schlosse da gestürzt und blieb todt, den Kesselbesserer sie baten, er sollte das Aas ausschleppen, wenn man gesehen, wie Marienburg, Neuteich und Dirschau mit ihren Kindern und Knechten besetzt wurden, sie von den ihren Niemand wollten das Aas lassen wegführen, sintemal die Raker und Pferdeschinder mit den Kesselbesserer gezecht wären, sie wollten es ihm lohnen, er sollte es ausschleppen. Von diesem anmuten ward der Mann ganz zornig und sprach: In 100 000 Teufel Namen, ich bin ein guter Handwerksman und wen wir tödten, so mußt ihr doch die Fische im A..... sieden und so essen und der Worte genug. Mit kurz, sie nahmen ihn und steckten ihn in das Pferd und ließen ihm das Haupt außen und die rechte Hand und gaben ihm eine Keule in die Hand, um also die Hunde abzujagen und er lag so den dritten Tag und willigte ein das Pferd auszuschleppen und es auch that. Nach diesem ging er weg und die Bauern blieben ungestraft, denn Kesselbesserer sollen nicht gute Leute Bösewichte heißen.

13. Sprache, Mundart, Eigenart, Unart und Sprichwort.

Caro macht auf die Sprachbildung in Litthauen aufmerksam. Dort sprach im 14. Jahrhundert die Klasse der wenigen Herrschenden polnisch, fast ebenso viele Colonisten von Norden her sprachen in den Städten deutsch, von Süden her in der Ukraine, um Nowgorod, sprach die Mehrzahl der eingewanderten Kaufleute armenisch, die große Masse des Volkes, das dicke Untergehölz, welches diese wenigen überragenden Sprachstämme füllte, sprach russisch. Dieser Umstand, der sich bis in unser Jahrhundert fortentwickelte, hat in demselben die Russificirung Litthauen's unendlich gefördert. Es kommt nirgends darauf an, welche Sprachen die wenigen Gebildeten sprechen, sondern wie die große Mehrzahl des Volkes spricht.

In Altpreußen hört man, nachdem das Preußische verklungen, nur drei Sprachen, das Deutsche, Litthauische und das Polnische. Alle drei haben verschiedene Idiome. Der Litthauer an Deime oder Gilge versteht den Landsmann bei Memel und Prökuls kaum, welcher kurisch spricht. Der Masure um Lyk und Ortelsburg spricht ein mit vielem Beiwerk, preußischen und litthauischen Brocken gemischtes Polnisch; westlich von Neidenburg beginnt man das reine Polnisch zu reden, und dieses wird auch auf der linken Weichselseite gesprochen. Die Weichsel ist eine scharfe Sprachgrenze für das Polnische, wie die Deime für's Litthauische. Auf der ganzen linken Weichselseite spricht das Volk gemeinhin polnisch, nördlich von Danzig, hinter Zoppot, kassubisch, was auch polnisch ist. Auf der rechten Weichselseite schließt eine Linie von Gollub, Strasburg, Dt.-Eylau, Osterode, Allenstein, Wartenburg, Bischofsburg, Rastenburg, Drengfurt, Angerburg bis Mierunsken das Polnische gegen Norden ab. In den Städten ist es freilich auch südlich von dieser Linie überall von der deutschen Zunge verdrängt; zu Herzog Albrecht's Zeit wurde in Lyk zum ersten Male deutsch gepredigt. In Barten wurde 1750 die polnische Kirche abgebrochen, 1820 hatte man schon die Erinnerung daran verloren und

sprach dort kein Wort polnisch.*) In Bartenstein war noch 1829 ein polnischer Prediger, der aber nicht mehr der Sprache mächtig war. Polnisch und Katholisch pflegt bei uns identisch zu sein. Die Vor- und Rückschritte des Litthauischen sind bei Mehlauken oder Insterburg behandelt.

Auch das Deutsche bei uns zerfällt in viele Sorten; in Hochdeutsch und Niederdeutsch oder Plattdeutsch, beides wieder in viele Mundarten und Spielarten. Das reinste Hochdeutsch, in Vocalen, Consonanten deutlich, nicht singend, nicht gedehnt, sondern rein, richtig und klar spricht man in Marienwerder, theils weil dort hochdeutsche Colonisten sitzen blieben, theils weil der Gegensatz zum Polnisch jenseit der Weichsel die deutsche Zunge veredelte und klärte.

Auch der gebildete Königsbarger, Albinger, Donziger**) oder Hailsberger wird von Dritten ebenso leicht erkannt, wie der jemütliche Sachse oder der Perliner. Der Ostpreuße mag noch so rein und gebildet sprechen, an der Aussprache der Vocale wird er erkannt, a läuft in o, o in u oder au, e in ä, ei oder i über, man kann nicht mehr unterscheiden, woher. Nicht überall wird man das auf die Colonisten zurückführen dürfen, welche mit ihrem besonderen Vocalismus an den betreffenden Orten in Ueberzahl sitzen blieben; oft ist es ein Festhalten am Alten, an der Sprache des culmischen Rechts, an der alten Gerichtssprache, die mit derjenigen des Nibelungenliedes fast identisch war und bald tiefer, bald heller vocalisirte, als wir es thun. Wenn der Vatter von Albing mit der Schnallpost um de Ack nach Barlin fährt, so möchte man glauben, er sei Mennonit und diese Mundart stamme von diesen Einwandrern her, die man vorzugsweise so sprechen hört. Das Ohr ist so gefügig, man braucht's nur ein paar Mal zu hören, gleich spricht man es erst ein wenig, dann immer mehr nach, bis man der Gewohnheit zum Opfer gefallen ist und nun die Mundart nicht mehr merkt. Schwer ist's zu sagen, worauf es zurück-

---

*) Hoffheinz in A. M. S. IX, S. 448, cf. Hennig, Preuß. Wörterbuch 1785.

**) Eine Menge Danziger Ausdrücke, die aber auch sonst in Preußen vielfach verbreitet sind, hat gesammelt Seidel, N. P. P. Bl. 1852, S. 27—36.

zuführen ist, daß der Natanger (um Gr.=Wolfsdorf oder Uderwangen) spricht:

e Mensch hest goa medallnich estach tit, no Boate op e joamarkt tefoare, oder daß der „Hailsberger“ sich rühmt seiner Kailchen (Klöße), vom halb Scheffel ains! Es sind nachweislich so viele, ja meist Schlesier und Sachsen, hierher als Colonisten gekommen, aber nirgends hört man eine Spur des schlesischen oder des neueren gemüthlichen sächsischen singenden Dialects. Holländer sind gekommen nach Pr.=Holland, und sonst, namentlich als Mennoniten, (die sich dort bereits eingelebt hatten,) Vlamländer und Lübecker oder andere Hanseaten in die Seestädte; ich meine, das ist der Grund, warum wir in Königsberg, Elbing und Danzig so viele Anklänge an ihre Sprache finden.

Bis in die erste Hälfte dieses Jahrhunderts hat die große Mehrzahl des Volkes, namentlich die arbeitenden Classen in den Städten, die Landbevölkerung platt oder niedersächsisch gesprochen. Das war unsere alte Gerichtssprache, das war die Sprache der sächsischen Einwanderer, die das heutige Sächsische noch nicht kannten. Ein feines, auf Reisen in Deutschland geübtes Ohr würde in den Resten davon vielleicht noch erkennen den Hannöverschen, den Hamburger, Holsteiner, Mecklenburger oder andere Dialecte. Für uns ist das nicht leicht, und da weder praktische Fragen damit verbunden sind, noch Sprachgesetze an solchen zufälligen Mischungen und Ueberbleibseln erkannt werden, so wird es genügen, auf diese Fragen hingewiesen zu haben.

Die Mundart gleicht dem Echo. Man hört es im Walde, kann aber nicht feststellen, wer gerufen. Was liegt daran? In einzelnen Fällen läßt es sich aber doch erkennen. Daß in den Hafenstädten holländische Klänge wegen des Verkehrs mit Holland erkennbar sind, wird Niemand leugnen. Hervorheben müssen wir aber, wie mit rapider Geschwindigkeit die niedersächsische Sprache, welche nach Mittheilung meiner Großmutter bei den Gebildeten zu Königsberg Ende des vorigen Jahrhunderts noch ganz üblich war, in unsern Tagen abnimmt. Damals vertellte sich die fru Oberwäger Danielzek mit meiner Großmutter ganz gemüthlich

glowe Se sicherlich Fru Geheimräthin, komme se u. s. w., platt, heute hört man in den Städten nicht einmal die Dienstmädchen unter einander so sprechen, höchstens Magd und Knecht auf dem Lande haben die Mundart beibehalten. Die Eisenbahn, welche die Menschen aller Länder durcheinander würfelt, ist die feindliche Macht, welche diese Mundart verscheucht.

Nun bilden sich in jeder Gegend gewisse Sprachsonderbarkeiten, an denen man sie Meilen weit erkennen kann und von diesen hat Hoffheinz a. a. O. die nachfolgenden zusammengestellt. Ex ungue leonem, den Ostpreußen erkennt man*) an dem

er war gern gekommen, aber er könnt nich — du mußt artig sind, auch wenn die Eltern nicht zu Hause sein — er hat ihn begegnet — du darfst ja nich, wenn du nich willst.

(können für dürfen): du kannst jetzt nach Hause gehen — du darfst (brauchst) nicht kommen;

„wo" für das Relativum: die Kleider, wo ich dir gab — für statt vor: mich ekelt für Würmer, mich graut im Finstern, das Brod ist vor (für) dir. Buchstaben werden ausgelassen oder unnütz zugesetzt: die Thür, der Jung, die Nas (so spricht man in Wiesbaden), die Kirch, die Bäum, die Füß; sie dacht, sie hatt; erst hatt wir Kaffee getrunken; Abendbrot aß wir zu Haus; statt Schirm sagt man Schirem, statt Karl — Kardel (offenbar holländisch).

Im Gegensatz zu dem scharfen Anziehen der Zunge beim Aussprechen des s im Anlaut, wie es der Holsteiner, Hamburger, Mecklenburger thut, — was hier nicht eingedrungen ist, lassen sich volle Zischlaute hören: sch wie schww, ein schwhwarzes Schwhwein, ein Schtuhl (offenbar aber hängt dies mit dem in den Schriften des 15. Jahrhunderts vorkommenden czwanzig czwei zusammen). Brodche un Fleischche, nei und nu; Topp (Topf), Fund, Ferd (Pfund, Pferd; pf ist uns peinlich) — Der Herr ist all auf, de Kirch is zu — is de Frau mit? — die Kinder haben viel auf. Die Messern, Tellern, er schmiert die Stiefeln. Wir kommen nicht

*) Größtentheils nach Hoffheinz a. a. O.

in die Hausenthür, wenn wir keinen Hausenschlüssel haben; Luchtentrepp (Bodentreppe) Ostenwind, die Mädchens, auf dem Acker liegen Steiner, Dinger, komm man rein! geh doch rummer; schmeißt ihn raußer, er geht um die Eck rummer un kommt hernacher von hinten wieder reiner. Einer hat durche Lippen. Der Hund läuft „mang“ die Hühner (wunderbare Form von mengen). Mit „entzweigen“ Stiefeln kann man nicht gehen. „Was vor eine?“ Sone Arbeit kann ich nicht brauchen. Horchen = gehorchen. Der Junge kann den Spruch, er ist man ängstlich, er mag sich für den frischen Lehrer fürchten. „Harr Gott, is der schlimm!“ Der Prediger ruft: Du bist ärde und sollst wieder zu ärde wärden. E Mensch is doch nich e Hund. Gebt mir ne Hubel (Hobel) und den Spohn (Spahn). Der Stähner (Stöhner) hat nichts. Wir essen Gelbmähren und fahren Hählschlitten; das ö sprechen wir schlecht und sagen: Heker heren Sie mal, es ist kestlich, das Hundchen. Einer hat „kaine Frainde“, der ander kurirt mit „heulenden Kreitern.“ Der Kenig hat eine Keile, es ist doll, zum Deiwel, sput dich man, daß du nicht rausgeschmissen wirst! Sie ist nicht ferm in der Kinderlehr (Religionsunterricht), er wird Apteker (Krämer), die Instleute werden Gärtner oder gar Gärtnerer, Sahne in Schmand, Kohl in Kumst gewandelt. Das schlacht nach ihr! Quantsweis rebbelt sie sich auf und hat nicht mahl Pareskén. Laß doch den Kardel nach ihr gehen! Sie hat ja sonst Angst, so seelen mutterwind=allein, in pech=theer rabenschwarzer Nacht splitter fasel=nackt allein! Ei klettern, ei laufen, ei Katerschinchen, (Thorner Pfefferkuchen) geehrter Herr? Ei, wenn die Frau sieht?

Wenn der Sachse sagt, „ei Herr Jeses!“ ruft der Preuße „wahrhaftig!“ oder „i wo!“ „na nu“; spricht jener „ai, du mein Kutester“, so ruft dieser „i, erbarm dich! In dem Wetter — erbarm dich, es ist schrecklich!“ Noch mehr Unsinn — erbarm dich! Man wünscht uns bei nachtschlafender Zeit eine wohlschlafende geruhsame Nacht! „Potztausend!“ oder „Schockscheffelhageldonnerwetter!“ ruft Einer; der Andere gratulirt seinem Freunde zum Geburtstag, daß die ganze Lawendelgasse, Schüsselgasse oder Rothe Strümpfengasse wickelt und wackelt! Mit besonderer Hingebung

haben sich viele der Sammlung altpreußischer Redensarten und Sprichwörter unterzogen,*) wir geben nach Frischbier's Wörterbuch eine Blumenlese daraus.

Muß doch lauschen, was sie plauschen — Koddere on Plunder — mien Sähn, doa wascht doch nich foaz plinze — se plinzt seck oft de Oge rot — man muß sich die Plauz aus dem Leibe ärgere — plauksch fiel er hin — bums, pardauz, schmakeks, schnigges, schwapps — da ös ön Wief, dö geit vor Ohle, dey glitscht und platscht väl Vater uth — eh stölpt den Schmandtopp öm, un da war gleich so 'ne großmächtige Plarr — nu plachandert mal eene Hex ön der Gegend herom, — es regnet, daß es man so pladdert — er ist man ein kleines Kruschke — schmeckst du prächtig on kost nuscht, ach wenn en Kübbel voll wä. — Sure Komst schmeckt got, äwer hei mot schwinsch afgemakt sön. Sure Komst mit Premke — mi es labberig to Mod — e lewe ohne lew ös wie e Hund ohne Zagel — fer solk Lewe schon lewer verheirathet sön — de Mönsch ward alt wie e Ko on lehrt ömmer mehr dato — jeder schrabt sein Schettelke allen.

Den Kukuk redet man an: Kukuksknecht — segg mi recht — segg mi währ — op e Här — wie viel Jahr — dat ök noch löwe war. — Kukuk op de grene Wes, — wie viel Jahr soll eck noch lewe? — Kukuk op e grene Hassel — wevel Jahr war eck noch wasse — Kukuk op de grene Ficht — wie vel Jahr war eck noch blewe unbefrigt?

Den Gesang der Lerche ahmen sie nach: Driw, Peterke, driw, driw! Hast e gode Werth, dann bliew, bliew, ös he schlömm, denn tek wit, wit, wit, weg, weg, weg!

Pflanzen und Thiere haben ihre speciell altpreußischen Bezeich-

---

*) General v. Auer, Heimathsklänge 1860, Boek Idioton Prussicum 1759; Hennig, Pr. Wörterbuch 1785; Lehmann, Volksmundarten der Provinz Preußen, P. P. Bl. XXII, 5—63; Mühlich, Sammlung Pr. Provinzialismen (ungedr.), besonders die preuß. Volksschullehrer, darunter vorzüglich ihr Führer H. Frischbier, Preuß. Sprichwörter und volksthümliche Redensarten, 2. Aufl., Berlin 1865, zweite Sammlung, 1876 und derselbe, Preuß. Wörterbuch, 1882, 2 Bände.

nungen, welche Frischbier auf die allgemeine Naturgeschichte zurückführt.

An gewisse Ortschaften knüpfen sich Redensarten: Plibischken: Unser Herr Kanter von Plibischken — ist geritten nach der Stadt, — graue Erbsen in der Lischke — die er selbst gedroschen hat. Draupchen bei Insterburg: Piptrurig — hei kömmt ut Piptrurig — o nei, o nei, du Pinkepank, du makst mi mine Kopp so krank. Pillkallen: Die Pillkaller stochern sich in den Zähnen, wenn sie Milch gegessen haben. Insterburg: Wer aus Insterburg kommt unbekneipt, — aus Gumbinnen unbeweibt, — aus Pillkallen ungeschlagen — der kann von großem Glücke sagen. Ermland: Macht man nich vil Krintowinto, — sonst geh öch nach bei ö Herr Farr — da wörd ma wohl di Töffschein gäo. Elbing: Wi hadde to möddog Mos möt äwergekrischt; wem die Kau gehört, dei packt er bi'm Zägel; wenn ene Ko den Zagel hewet, so hewe se em alle. Mewe: Die Küh, die am meisten brüllen, geben die wenigste Milch. Königsberg: Er steht davor, wie die Kuh vor'm grünen Thor. Kuhmehnen: Drink ut on komm on nömm de Hanschke äwer Schuller un dann trinke wi doch noch dei ganze Nacht dorch. Elbing: Den letzten biten de Huing. Junge Lüd, de spiele gern, ohle Lüd, de bromme gern; ök Herr, du Herr, wer ward de Löschke dräge? Löwenhagen: Ön Löwehage ös e Knake to gnäge fer e Hund. Se plinkt mi to on kikt mi von de Sied so luchtern an. Medenau: Drink ut on göff noch ene! Mühlhausen (Klein Abdera, gleich Domnau): In Mühlhausen, wo sie die großen Kailchen kochen und die lange Suppe machen, wo sie mit dem Langholz querüber hereinkommen; dot gölt ön Milhusen; die Milhusener schieben im Winter ihr Rathhaus auf Erbsen, im Sommer auf dem Pelz umher. Aus Domnau Verstand holen, in Domnau wachsen die größten Kartoffeln. In Nikolaiken liegt der Stinthengst an der Kette. Wer nicht wagt, kommt nicht nach Wehlau, wer zu viel wagt, kommt nach Tapiau; in Pröbbernau ist die Welt mit Brettern verschlagen; Rückgarben (bei Schippenbeil): Hei heft et önnerlich wi de Rikgarw'sche Kinder; geh nach Sarkau

Kräge bite; die Schaakener ziehen sich Pareskenan, gehn zur Kirche und singen: ein Wohlgefallen Gott an uns hat.

Endlich ist zur Veranschaulichung litthauischer Verhältnisse nachstehender Reim aus Kieselkehmen (bei Gumbinnen) anzuführen:

Wet se, Schwester Robeleitsche
Gistern bi de Mertineitsche
Un da wer de Abromeitsche,
Biebereitsche, Buttgereitsche,
Christopeitsche, Danieleitsche,
Ehrenteitsche, Grigoleitsche,
Mischereitsche, Kennigkeitsche,
Kämereitsche, Losereitsche,
Skribuleitsche, Schneidereitsche,
Un de schwarte Jodeleitsche;
Wet se, on de Mertineitsche
Ingesäpe, un wat deit se?
Up de Jodeleitsche geit se,
Möt dem strompjen Bessen schleit se,
Bet de Standar kommt un leit se
In de Kalus; em Torkles geit se,
Hinnerdrin de Abromeitsche,
Biebereitsche, Buttgereitsche,
Un de schwarte Jodeleitsche, —
Wet se Schwester Robeleitsche,
Was häd da de Mertineitsche?
Schand had da de Mertineitsche!

Dies sind Namen, die wir in Insterburg bei Landleuten in der Regel hören.

14. Die Kunst.

1. Malerei.

Das Stadtmuseum zu Königsberg.

Um der Kunst Freunde und Jünger auch unter dem grauen Himmel Ostpreußens zu erwecken, bedarf es der Muster, des Beispiels und darum war es eine dankbare Aufgabe, welche sich der Kunstverein Königsberg 1833 setzte, von den periodisch wiederkehrenden Ausstellungen Andenken zu erwerben und sie zur dauern-

den, unveräußerlichen Aufbewahrung in einem Museum zusammenzufassen. Dasselbe befand sich von 1838 in einem alten Gebäude des Altstädtischen Marktes neben dem frühern Stadtgerichte, bis der Oberpräsident v. Schoen ihm 1842 seine jetzige Stelle im obersten, dritten Stockwerke des Akademiegebäudes anwies. Hier befindet sich dasselbe in zehn Zimmern, welche den ganzen Stock einnehmen nnd zwar die etwa 12 Fenster fassende Vorderfronte, während ein Theil der Zimmer sein Licht von der Hofseite empfängt. Die Ausstattung ist einfach, die glatte Decke eine imitirte Stuckmalerei darstellend, der Fußboden gedielt. Gleichwohl macht es einen ebenso würdigen, wie freundlichen Eindruck. Bis auf die Marmorbüsten Friedrich Wilhelm's III., der kaum erkennbar ist und des Directors der Akademie, Rosenfelder, welcher in frappanter, wohlgelungener Aehnlichkeit als Meisterwerk neben die Büste v. Farenheid's in Beynuhnen zu stellen ist, und wenige Damastwebereien, enthält dasselbe nur Gemälde, von denen 55 älteren Schulen vom 14. Jahrhundert ab angehören und aus den Königlichen Galerien zu Berlin herrühren, 48 meist der niederländischen Schule angehörige, Geschenk des Präsidenten v. Hippel sind, während der Rest von etwa 190 Bildern die eigentliche Schöpfung des Kunstvereins sind, die derselbe meist in den Jahren 1863—1885 käuflich erworben hat. Neben dem Director Rosenfelder und dem Buchhändler Theile verdankt der Verein dieselbe hauptsächlich der liebevollen Pflege, welche der Kanzler v. Goßler ihm geschenkt hat.

Das von den Mitgliedern des Kunstvereins zu seinem 50jährigen Amtsjubiläum gestiftete lebensgroße Bildniß desselben, gemalt von Neide, aufgestellt im Portraitsaal (Zimmer III) ist billig das erste, welches wir begrüßen. Seit einem Jahre der Geschichte angehörend, spricht Milde und Ernst aus diesen sanften Zügen. Gern hätten wir seine Erscheinung statt in der steifen, unkleidsamen Uniform des Chefpräsidenten, in der an ihm gewohnten kleidsamen einfacheren Tracht wiedergefunden, in welcher wir nebenan die imposante Figur des Oberpräsidenten von Horn (gemalt von Heidek, neben ihm das Actenstück der „Uebernahme der Kriegsschuld auf den Staat 1873"), oder den Burggrafen von

Marienburg von Schoen (gemalt von Wach), ferner Bessel (gemalt von Rosenfelder), sowie v. Hoverbeck (gemalt von Graef) und Emanuel Kant (gemalt von Heydek), erblicken. Diese und andere Portraits, zum Theil in Lebensgröße, sichern dem Museum einen dauernden historischen Werth.

Das imposanteste Gemälde der Ausstellung ist ohne Frage Rosenfelder's Besitznahme der Marienburg, ein Colossalgemälde, welches die ganze Wand füllt und in den Costümen, den Gesichtscharakteren, in Farbenpracht und Lebhaftigkeit der Composition nicht bloß der preußischen, sondern jeder Kunst zur Zierde gereichen wird (Nr. 249 in X).

Da sitzt schmerzerfüllt Ludwig von Erlichhausen im lila Unterkleid mit dem weißen Mantel und dem Hochmeisterringe; nebenan sein treuer Hund und zwei Pagen mit blondem wallenden Haar, Figuren von weiblicher Schönheit. Vor dem Tische, an welchen sich die gebräunten Söldnerhäuptlinge mit ihrem Scheine herandrängen, steht lebhaft gesticulirend, sie beschwörend, mit dem Gelde noch zu warten, die sympathische Erscheinung des Spittlers Heinrich Reuß von Plauen. Ihn unterstützt der treue Bürgermeister der Stadt, Blume, der bald darauf für die Sache des Ordens — in damaliger Zeit ein seltenes Beispiel! — sein Leben ließ. In der Mitte die wettergebräunten Gesichter der Söldnerhäuptlinge Czirwonka, Nachwal, Gewalt u. a., so lebhaft, als hörten wir sie nach ihrem Mammon rufen.

An ihn möchten wir reihen Piloty (München), Aebtissin des Frauenklosters Chiemsee (Nr. 273), welche durch ihren Muth das Kloster der Plünderung entzieht und Pauwels (Dresden) Protestantenverfolgung der Niederlande (274). Dann dürfen wir nicht vergessen Schultz (Danzig) Domkirche zu Königsberg, Quaglio's Dom zu Frauenburg und Campanella's Chor des Kapuzinerklosters Piazza Barberini in Rom oder Stilke Auszug der Christen aus dem heiligen Lande.

Dann ist das Museum reich an landschaftlichen Schönheiten, Leu, Norwegen Nr. 250, von Kalkreuth, Lac de Gaube, Berendsen,

ein Morgen auf hoher Alp, Scherres', ostpreußische Hütte und Moorlandschaft Ostpreußens, eine „Ostseelandschaft mit untergehender Sonne" und „Rügen" von Dücker (277a u. 277).

Allerliebst componirt und lichteffectvoll ist Piotrowski's „Ein Wörtchen" (Nr. 282 in II), mehrere Studienköpfe Defregger's; Andreas Hofer von demselben ist eine großartige, aber weniger ansprechende Composition.

Es sind noch so viele hochinteressante Gemälde, daß wir sie nicht alle einzeln aufführen können und nur noch das hauptsächlichste erwähnen: Spangenberg, Luther's Einzug in Worms, Schmidt, aufkommendes Wetter, Lindenschmidt's Walter Raleigh, Camphausen, Begrüßung Blücher's und Wellington's, Lessing, Mönch am Sarge Heinrich IV., Schrader, Tochter Jephtah's, Delaroche, Rettung aus der Bartholomäusnacht (210), Schorn, Cromwell in Dunbar, Hübner's Auspfändung (167), Köhler's Findung Moses, J. Brandt, Auszug ukränischer Kosaken (285), Jacob's Scheherasade (169), Louis Blanc Kirchengängerin u. a. m.

Alle diese neueren Werke sind Originale. Der Charakter des ganzen Museums spricht sich in der Pflege der neuesten Malerei, des Modernen, aus, das durch Großartigkeit der Composition und Farbenpracht imponirt und überwiegend in Portrait und Landschaft, Bilder aus der vaterländischen Natur und Geschichte zur Anschauung bringt. Dieser patriotische Charakter ist sein schönster Schmuck.

Derselbe ließe sich jedoch noch in etwas ausgedehnterer Weise ausprägen. Es giebt noch eine Menge Stoffe und Gegenstände, welche sich nicht bloß für die Kunst vortrefflich eignen, sondern auch der Rettung und Sammlung bedürfen, wenn sie nicht untergehen sollen und wir wüßten keine Stelle, als den Kunstverein unserer Provinzialhauptstadt, welche geeigneter wäre, sich dieser Ausdehnung seines Programmes zu unterziehen. Wir haben eine Menge Burgen, welche romantisch schön liegen und doch noch nicht Gegenstand malerischer Darstellung geworden sind, ich erinnere an die Burgen Neidenburg, Rössel, Bischofsburg, Allenstein, Rheden, Gollub. Dann haben wir eine Menge höchsteigenthümlicher schöner

Landschaften, die noch kein Pinsel dargestellt hat, vermuthlich, weil sie im eigenen Vaterlande zu wenig bekannt sind. Ich erinnere an die Orte Gilge, wo litthauische Häuser, Landschaften und Trachten, auch Frauenerscheinungen dankbare Stoffe liefern, an die vielen eigenthümlichen Landseen und Schluchten in Litthauen und Masuren, den Mauersee, Gusianka u. a. An diesen Stellen finden heimische Künstler eine reiche Zahl Stoffe von eigenartiger und ansprechender Landschafts- und Naturschönheit.

Was wir bei dem Besuche der Kunstausstellung schmerzlich vermißten, war der Anblick der Marienburg, die wir nur in einem als solchen zu wenig hervortretenden Gemache auf dem Rosenfelder'schen Bilde und im Hintergrunde des Schoen'schen Portraits als Skizze erblicken. Statt Constantin's Baptisterie hätten wir sie hier lieber gesehen. In einer vaterländischen Sammlung darf Maria mit dem Jesuskinde im Schutze des Haupthauses inmitten der Todten und Lebendigen mit ihrem Segen nicht fehlen.*) Zur Ausschmückung der Burg haben alle Kreise, die Prinzen, die Officiere der Armee, Städte, Stände, Gymnasien, die Geistlichkeit ihr Scherflein mit Freuden beigetragen. Dasjenige der preußischen Maler steht noch aus und ist wohl absichtlich bis auf's Letzte verspart. So dürfen wir hoffen, daß dieselben die mehrfachen halbverlöschten Gemälde der Remter, über deren Reste Büsching**) berichtet, wieder herstellen helfen und mit einem größeren Wandgemälde die jetzt ziemlich monoton weißen Wände dieser Prachträume beleben. Wenn hier ein Vorschlag gemacht werden darf, so dürfte für den Huldigungssaal kaum ein Bild geeigneter sein als das: inmitten der Förderer der Kunst, der hochherzige Gönner der Marienburg, König Friedrich Wilhelm IV., um ihn die Förderer, Helfer und Bauleute, v. Schoen, Schinkel, Gilly, Fricke, Häbler, Gersdorf, Hartmann, Costenobel, Büsching, Schulz, die beiden Hüllmann, Voigt, Eichendorf und Schenkendorf in lebensgroßen

---

*) Vgl. auch über die Maria das Altarbild Büsching, Schloß Marienburg S. 29.

**) Das. S. 72, ferner ein Bild im Vorsaal von Meisters Gemach über dem Kamin u. a.

Figuren bei der Einweihung des Remters am 20. Juni 1822 versammelt.*) —

2. Die Plastik.

Beynuhnen.

Wie das Mädchen aus der Fremde hat sich in das Land der Pferde und Litthauer die griechische Kunst verirrt und den blauen, lachenden Himmel von Hellas verlassend unter unserm blassen Himmel ein Heim gewählt. Es ist ein so seltener Gast, daß derjenige, welcher bei ihm nach Goethe's Ausspruch „die Kunst, insbesondere die der Alten, mit Enthusiasmus erfaßt", sich in den Verdacht der Uebertreibung bringt. Wenn schon der Führer dieser Stätte, des Schlosses Beynuhnen bei Darkehmen, uns im Motto diesen Enthusiasmus anempfiehlt, so wollen wir, nachdem wir diesen Standpunkt getheilt und daraus zur Ruhe gekommen sind, uns doch bemühen, mit sachlicher Objektivität zu berichten. Beynuhnen ist eine Schöpfung, zu welcher man heute schwerlich ein Pendant antrifft. Antike und moderne Skulptur, klassische Malerei, Bau- und Gartenkunst sind hier zu einem schönen Ganzen sinnig verschlungen; Natur und Kunst wetteifern mit einander, das Leben zu veredeln. Um eine ähnliche Verbindung der Kunst mit dem Leben anzutreffen, muß man zurückgreifen bis in's Mittelalter, in's 16. Jahrhundert, zu den kleinen Höfen Italiens, zu den Este's und Medici's, nach Ferrara, das mit Florenz wetteiferte, und von dem der Dichter, der es in seinem „Tasso" treu schilderte, sagt:

„Groß ist Florenz und herrlich, doch der Werth
Von allen seinen aufgehäuften Schätzen
Reicht an Ferrara's Edelsteine nicht."

Dies Wort trifft annähernd für unsere Zeit noch zu. Die

---

*) Von denjenigen 16 Aquarellansichten der Marienburg, welche Professor Schulz auf Veranlassung Schoen's trefflich ausführte, befinden sich 9 im Schloßarchiv zu Marienburg; die übrigen, sowie jene 9 auf Wunsch Friedrich Wilhelm's IV. in Oel wiederholten Ansichten, theils in der Privatwohnung des Königs, theils im Schlosse Bellevue; zwei davon sind auf Kosten des Königs in Kupfer gestochen. F. Bergau Vortrag und Virchow und Holzendorf. G. V. Vorträgen 133. S. 34.

großen Schätze des alten und des neuen Museums zu Berlin, des Zwingers zu Dresden gehören im Grunde mehr dem Künstler von Fach, der sich an ihnen bildet und damit seine Kunst fördert. Das Publicum scheint Nebensache, Staffage zu sein. Der Laie bewundert sie, bemüht sich, sie zu erkennen, aber er ermüdet schließlich in dem, ihn seines Umfanges halber fast erdrückenden Genusse; vom Leben getrennt, vermag ihn die Kunst kaum ganz zu fesseln. Der Laie genießt jede Art derselben erst dann wahrhaft, wenn er sich ihrer in Ruhe uud Behaglichkeit erfreuen darf, wenn eine gewisse Beschränkung des Gebotenen den Genuß nicht zur Arbeit werden läßt. Ihm ist die Kunst Erholung, nicht Selbstzweck. Diese Beschränkung in der Fülle, die uns Beynuhnen bietet, ist einer seiner Hauptvorzüge. Der andere größere aber ist der, daß es die Kunst näher führt dem Leben und der Natur, und diesen hat schon Lehrs herausgefühlt. Sie heimelt uns in diesen ideal gehaltenen und doch zum Aufenthalt von Menschen bestimmten Räumen an; die kleinen Tempel im Park, die Standbilder in den Veranden und Orangerien hören auf, etwas uns Fremdes, Fernstehendes zu sein; es scheint uns, als gehören diese Figuren selbstverständlich zu den Plätzen, als lebten sie in ihrem natürlichen Elemente. Die Illusion regt sich, sie hilft uns, dem Künstler auf seinem Wege folgen, sie läßt uns, wenigstens der Hauptsache nach, seine Gedanken ahnen. Ob Original oder Kopie, hier ist es gleichviel: die Idee des Schöpfers des Werks wird aus beiden gleich erkannt. Doch findet sich hier auch eine Menge werthvoller Originale.

Betreten wir diese Sammlugen, die ihr Schöpfer, Herr Rittergutsbesitzer Dr. von Farenheid*) dem Publicum in den Sommermonaten Freitags gastlich öffnet.

Es zieht uns zunächst zu den Kunstschätzen dieses modernen, eleganten Schlosses, das wie eine prangende weiße Kamelie im saftigen Grün des Parkes ruht. Vorbei an dem Tempel der Griechen treten wir in den Park und werden von einem Knaben

---

*) Die Voreltern desselben waren ebenfalls hochverdiente Leute; seines Vaters Verdienste 1813 lobt von Schön; ein anderer Vorfahr hat unser — zu Unrecht nach Reaumur benanntes Thermometer erfunden.

in Erz begrüßt, der muthig eine Gans schleppt oder bändigt (Capitol), von dem knöchelspielenden sinnenden Mädchen (Berlin), einem dornausziehenden Kinde (Capitol) und vom Bachus mit der Weinrebe (Tegel). Entgegen leuchtet uns ein großer Stern herrlicher Teppichbeete, auf denen rother Flox und Adonisröschen vorherrschen. In der Mitte des Sterns liegt ein überlebensgroßes Marmorbild, eine ruhende Nymphe.

Wie der Inhalt, so ist auch das Aeußere von antiker Würde. Das helle, fast weiße Schloß ist zweietagig mit plattem Zinkdache, der etwas vortretende Mittelbau (Fronton) hat oben drei Fenster, unten zwei, in deren Mitte der Haupteingang liegt. Jeder der beiden Flügel hat unten und oben je fünf Fenster Front, den Mittelbau überragt ein Frontespice, bekrönt von Statuen, Akroterien (Stirnziegel) und Vasen. Jeder Flügel ist 90 Fuß lang, rechts ein dreifenstriger, einstöckiger Anbau, links eine Karyatidentreppe in den Garten führend. Der Styl ist mittlere Renaissance, nirgends ein Rund- oder Spitzbogen, überall griechische Architektur.*) Die Wandflächen, eingefaßt von scharfmarkirten Eckpfeilern, beleben flache Wandpfeiler mit Capitälen (Pilaster), die mit den Fenstern abwechselnd die beiden Geschosse der Façade gliedern. Ein ionischer Architrav (Oberschwelle, der über den Säulen der Länge nach liegende Steinbalken) nebst Fries (Mauerstreifen über dem Architrav) ruht über der untern Pilasterreihe der Facade. Die Frontons (oberes Architrav) sind durch Akroterien, Palmetten und Greife eingefaßt; die Ecken des Hauptgesimses tragen Gewandstatuen, Copien nach Antiken. Die Pilaster der Façade sind in dorischen, die der Flügel in korinthischem Styl gehalten. Mächtige Candelaber auf den Wangen der Haupttreppe flankiren die kunstvoll aus Eichenholz geschnitzte Thür. Der architektonisch angelegte Rasenplatz gestattet die ganze Länge von 248 Fuß der Gartenseite zu übersehen. Die ganze Breite des Frontons nimmt eine aus dem Festsaal in den Garten führende

---

*) Nach v. Bujack-Ramberg, dem Schwiegersohne des Herrn von Farenheid in der Zeitschrift für bildende Kunst 1868. Den Kunstausdrücken füge ich ihre Bedeutung für die zahlreichen Wallfahrer dahin aus Insterburg und Umgegend, denen sie nicht immer geläufig sein werden, bei.

Freitreppe von rothem Sandstein ein. Auf den Treppenwangen lagern zwei molossische Hunde, von denen das Original des einen zu Florenz, das andere als Gegenstück darnach gearbeitet ist.

An der Karyatidentreppe*) des westlichen Flügels hat Professor A. Wolf, dessen schaffende Hand fast in allen Räumen des Schlosses erkenntlich ist, die Frauengestalten modellirt und in Chamotte ausgeführt. Sie tragen einen ionischen Architrav, den mit Rosetten reichverzierten Fries und ein reich ornamentirtes Kranzgesimse, alles dem Erechteion nachgebildet, nur in leichteren Verhältnissen.

Vom Schloßplatz treten wir durch die Hauptthür in's Vestibul, das 43 Fuß lang, 26 Fuß breit und 20 Fuß hoch ist, mit einfacher Pilastergliederung der Wände. Dem Eingange gegenüber führt in der Mitte der Längewand eine mit Rosetten eingefaßte Thür zum Festsaal, links zum Antikensaal. Die entgegengesetzte Wand öffnet sich in ihrer ganzen Breite, zwei ionisch-römische Säulen, deren Piedestal und Schaft von grauem, Basis und Capitäle von cararischem Marmor, tragen das Gesims, dazwischen die Treppe zum oberen Geschoß. Die Wandflächen sind in Giallo-Antiko gemalt, die Pilaster und Gesimse mattgelb, die Einfassungen der Thüren weiß, ihre Flügel von dunklem Holz. Den Fußboden decken Platten von schwarzem belgischen und weißem carrarischen Marmor. Die Räume des Schlosses stehen denjenigen großstädtischer Bildergalerien an Umfang wohl, aber nicht an Schönheit und Ausstattung nach. Der spiegelglatte Marmor des Fußbodens, die pompejanischen Farben und Formen der Wände, die Stukkatur der Decken giebt den Metropolen nichts nach. Fast scheint die Pracht der Zimmer neuer, moderner, geschmackvoller. Ueberall ist die feine Künstlerhand v. Farenheid's zu merken, die eben ordnete, umstellte, schmückte. Dem aus dem Vestibül Tretenden erscheint die colossale Zinkstatute des Antinous, der mit tiefsinnigem Ernste umschaut und diejenige (der im Original zu Berlin befindlichen) archaistischen Ceres.

---

*) Nicht Kanephoren, wie man bei uns meint.

Dem Eingange gegenüber befindet sich ein quadratischer Raum 36 Fuß Seite und 21 Fuß Wandhöhe, durch dessen beide Fenster Ströme des Lichts aus dem Garten kommen; mit Pilaster gegliederte Wände tragen ionische Kannelüren; schlank vom Podest emporsteigend tragen sie in den Kapitälen Statuen der Venus, des Apollo, der erhaben einherschreitenden Ceres, eines Adonis und des Bachus, sämmtlich von Alb. Wolf gefertigt, lehnen sie sich an die Wandpfeiler, deren kräftige Kapitäle das Gesimse tragen. Zwischen die Statuen sind in die Wand Reliefplatten in die Mauer eingelassen, auf denen blühender Akantus seine Arabesken zeichnet. Die Balken der reichen Stuckdecke treten wie bei den Cassettendecken der Alten hervor, die Details dem Erechteion nachgebildet. Besonders schön erscheint die große Rosette im Mittelpunkt. Ein grünner Schimmer auf den Flächen hebt die weißen Statuen hervor. Feine Goldstreifen heben die Perlschnüre und sonstigen Ornamente des Saales ab. Das Parquet von einfachem Getäfel umgiebt ein breiter Mäander (gebrochene Linienverzierung), in der Mitte eine kunstvoll ausgelegte Rosette.

Man wird mich nicht der Uebertreibung zeihen, wenn ich den Festsaal mit solcher Ausschmückung für ein Meisterwerk des Künstlers halte.

Nach Osten reihen sich die Kunstsäle, nach Westen die Wohnräume an. Zu jenen gelangt man durch den Porticussaal, so genannt nach dem die Breite der Wand einnehmenden, nach dem trasyllischen Monument zu Athen construirten Porticus, dessen zwei dorische Säulen in antis den Architrav und den mit Siegeskränzen geschmückten Fries tragen; die Wände sind in stumpfem Braunroth gehalten, die Fenster halb abgeblendet. Dort grüßt uns die auf hohem Postamente stehende überlebensgroße Nikebüste, wie sie vor den Siegern von Marathon einherzog, das strahlende Auge schaut über die jubelnde Menge; der Kopf ist von der Akropolis copirt (jetzt zu Paris in der Sammlung Laborde), von Wolf ergänzt. Im Mittelpunkt die colossale Büste des Antinous aus dem Palast Braschi. Zu beiden Seiten die liebreizenden Statuen der Venus von Ostia (Original im britischen Museum) und der

Ino=Leukothea (München, Bild inniger Mutterliebe). Ferner der Colossalkopf des Lucius verus (Original in Paris), der in brillanter Arbeit das Gemisch von Energie und Genußsucht der römischen Stutzer zeigt.

Im Antikensaal dämpfen röthlich=gelbe Vorhänge das Licht der colossalen Fenster und zu beiden Seiten reihen sich die Figuren an, die bräunlich grauen Wände tragen Wandconsolen mit herrlichen Köpfen, unter dem Gesims ein Reliefrries, Bruchstück aus dem panathanäischen Festzug. Ein Verzeichniß aller Antiken hier aufzustellen, würde ermüden und der Führung durch den Meister selbst vorgreifen. Denn dieser, Herr v. Farenheid, hat seinerseits ein beschreibendes Verzeichniß der Abgüsse seines Schlosses (4. Auflage 1884, Königsberg bei Koch & Reimer) veröffentlicht, und darin mit derjenigen Liebe, mit welcher er diese Kunstschätze herbeischuf und aufstellte, deren 204 Nummern ausführlich beschrieben, wozu Professor Lehrs Erklärungen des Zeus von Otrikoli, der Diana von Versailles und des Apollo Giustiniani hinzufügte. Es finden sich darin fast alle klassischen Statuen, Köpfe und Figuren in feinen zarten Copien, deren Originale die großen Musen schmücken und den griechischen Meistern (Phidias) zugeschrieben werden. (Nachzuweisen ist das bekanntlich nicht.)

In der Mitte schreitet Apollo weit aus, daß der Mantel schwebt, die Leier in der Linken, blickt er begeistert nach oben. Der so milde und so frappante Ausdruck der Begeisterung ist tief ergreifend. Dem kalten Stein hat der Künstler den Schein des Lebens, der Bewegung, erhabener Begeisterung abzuringen gewußt. Im Jahre 1495 zu Antium entdeckt, wurde das Original vom Papst Julius II. dem Belvedere des Vaticans einverleibt.

Mehrfach vertreten ist Standbild und ein Kopf des Antinous, jenes Lieblingssclaven des Hadrian, von ausgesuchter Schönheit, den dieser für einen Gott erklären und unzählige Male in Marmor verewigen ließ, für die Kunstgeschichte höchst werthvoll als das Ideal männlicher Schönheit, wie Venus für den Begriff weiblicher Formenschönheit. Das Original des kleineren Kopfes befindet sich auf dem Capitol zu Rom, während das des colossalen Kopfes sich

im Louvre zu Paris befindet. — Da ist Jupiter von Otrikoli, der Sinner und Erfinder, im Original zu Rom im Vatican, hier Hinterkopf und Hals neu ergänzt, Merkur vom Belvedere, die Büste des Telamoniers Ajax (Original im Vatican), Aeskulap (Louvre), Bacchus (Capitol), Heros (Louvre), Alexander (soloriens, vom Capitol), Diomedes (Berlin), junger Bacchus (Tegel bei Berlin), Silen mit dem Bacchusknaben (Louvre), indischer Bacchus (Museum nazionale zu Neapel), junger Herkules (Louvre), Faun (Berlin), Ulysses (England), Achilles (München), Büste des sterbenden Alexander (Florenz), Büste des Bacchus (Palast Richelieu), Torso des Herkules (Belvedere), Torso des Laokoon, — nach Plinius von Agesander, Polydor und Athenodor, 1506 auf dem Esquilin in den Thermen des Titus aufgefunden, die Moiren aus dem Giebelfelde der Athene Parthenos (England), Statue des Hermes mit dem Bacchusknaben von Praxiteles (Olympia), Apollokopf (Basel), Broncestatuette des Apollo (Petersburg-Strogawoff), Portland Vase aus den Gräbern der appischen Straße, Broncestatuette des jugendlichen Bacchus (Neapel), Brustbild des Achilles (Louvre), des Herkules Victor (Rom), Colossalbüste des Lucius Verus (Paris), Brustbild des Brutus (Capitol), die Ringergruppe aus Florenz, der Nero (Louvre), Cicero (Madrid), Cäsar (Berlin), Herodot (Neapel), Thukydides (Neapel) und viele Andere.

Größer und vollkommener ist die Zahl weiblicher Schönheiten, auf die einzugehen wir uns versagen müssen, Copien aller Sorten der Venus, Diana, Juno, Niobe, eine Menge Reliefs, worunter wir das von Orpheus und Eurydice hervorheben, auch die Bronceabgüsse der Michel Angelo'schen Figuren vom Grabe der Medici (die melancholische Nacht aus der stillen Capelle zu Florenz).

Im Kupferstichsaal, dessen Wände zart lila gehalten, mit Trimeaux-Polster, mit goldenen Löwenfüßen, graziösem Kronleuchter, roth angehauchtem Blattgesimse geschmückt sind, finden wir den Morghen'schen Stich des Nachtmahls von Leonardo da Vinci mit seiner herrlichen Gruppirung und der nicht minder bewunderungswürdigen Perspektive, den Jordan und die heiligen Stätten im Hintergrunde hingehaucht, Keller's großen Stich nach der Disputa

aus Volgata's Schule von Athen. Von diesen Meistern bis zu den klassischen Leistungen Toschis scheint kein neuerer Meister des Grabstichels zu fehlen.

Doch wir sind noch lange nicht am Ende, der kostbarste Theil harrt unserer und der Leser wolle es dem Altpreußen zu gut halten, wenn er sich nicht so schnell davon trennen kann. Eine Reihe kostbarer Originalgemälde ist in verschiedenen Sälen aufgestellt, eine Iphigenie von Aulis von Padovanino, den Opferstoß empfangend, stirbt sie, während ein Jüngling sie beklagt und Agamemnon schmerzvoll das Gesicht verhüllt, die Jungfrau im Moment des Sterbens, unter den Augenlidern eine Thräne, ein Original: das aus dem Palast Manfri zu Venedig herrührt. Die venezianische Schule ist ferner durch eine treue Copie nach der Grablegung Titian's im Louvre vertreten, dann eine solche von Correggio's Christuskopf auf dem Schweißtuche der heiligen Veronika, mit den alldurchdringenden Geisteraugen. Von Raphael ist der schwebende Christus aus der Verklärung, weiter ein Original Sodoma's heilige Familie, aus Rom gekauft, weiter eine Original-Madonna von Sassoferrato in dessen schlichter Manier, dann ein Original: ein Dominicho, das Christuskind auf dem Arme steht Joseph mühebeladen da, das Kind hat etwas Messianisches (das Bild einst Eigenthum des Papstes Clemens XIII. aus dem Hause Rezzoniko, ist aus dem Nachlasse dieser Familie erworben). Im letzten Zimmer (32 Fuß im Quadrat, rothbraune Tapete, dunkelgrüne Möbel, rundes Sopha in der Mitte) finden wir Diana Colonna in weißem Marmor von A. Wolf copirt, mit dem forschenden Jägerblick in die Ferne, Venus von Arles von Affinger copirt, von Piehl in Rom die Marmorbüste der Venus vom Capitol, ferner ein Original: die Portraitbüste der Kaiserin Faustina aus einem Palast Venedigs. Dann Gemälde: die heilige Justina von Moretto (aus der Galerie des Belvedere zu Wien), Murillo's heiligen Antonius und die Magdalena, ferner die Madonna de la Sedia, eine Maria von Guido's Hand und eine Madonna von Guerzino, beides in Bologna erworbene Originale. Neben den Grabmälern der Medicäer erblicken wir überrascht und

lebhaft erfreut die schöne Marmorbüste unseres Mäcen selbst, der sein mildes geistvolles Auge auf die Gäste richtet. Ihm gegenüber in der Ecke zieht uns ein kleines Gemälde an, vielleicht eines der schönsten der Sammlung. Da spricht Virgil zu seinem Schüler Dante und zeigt auf die dunkeln Schatten, die im Wirbelwind umherfliegen. Auf seinen Ruf sondern sich zwei schöne Gestalten daraus ab und senken sich herab, es ist Franziska da Rimini, die sich an ihren Geliebten, Paul v. Malatesta, den Bruder ihres Gatten anschmiegt und wie zur Rede ihr thränenvolles Auge uns zuwendet. Wir sind im zweiten Kreise der Hölle Dante's, wo die Fleischessünder, die die Vernunft einst unterwarfen ihren Lüsten, dadurch büßen, daß sie als Schatten beständig gleich dem abgefallenen Laube vom Wirbelwind im Dunkel der Hölle herumgejagt werden, aber sobald sie angerufen, dem Frager Rede stehen müssen über ihr Vergehen. In feinem, wahrem Bilde vergleicht der Dichter derartige, für's Leben werthlose Menschen mit abgefallenen Blättern, die ohne eigenen Trieb von äußeren Winden bewegt werden.

Franziska war einem ungeliebten, mißgestalteten Gatten angetraut, der in Remini, einem kleinen italienischen Staate, herrschte. Freundschaftlich verkehrte sie mit Paul, des Gatten Bruder, der ihr in Liebe nahte. Im Verbrechen wurden sie von dem Gatten überrascht und beide mit einem Stoße seines Schwertes getödtet. Auf Dante's Anruf kommen ihre Schatten herangeflogen:

Gleich wie ein Taubenpaar die Lüfte theilt
Wenn's mit weit ausgespreizten Schwingen
Zum süßen Nest herab voll Sehnsucht eilt,
So sah ich sie dem Schwarme sich entringen,
Und durch den Sturm zu uns sich niederschwingen.

Diesen Moment hat der Maler erfaßt und dargestellt. Franziska steht dann Rede über den Grund ihres Vergehens:

Wir lasen einst, weil's beiden Kurzweil machte,
Von Lanzelot, wie ihn die Lieb' umschlang.
Wir waren einsam, ferne vom Verdachte:
Das Buch regt in uns auf des Herzens Drang,
Trübt unsern Blick und macht uns oft erblassen.
Doch eine Stelle war's, die uns bezwang;

Als in ersehnten Augenblicks Erfassen
Ein Kuß ereilt, ein Lächeln ohne Wehr,
Da that auch er's, der nie mich wird verlassen,
Und küßte zitternd meinen Mund auch er.
(Gesang 6, V. 120—136.)

Zur Entschuldigung Franziska's läßt sich anführen, daß solcher Leichtsinn damals in Italien üblich gewesen zu sein scheint. Ich finde, daß am 21. Mai 1425 Markgraf Nicolaus III. zu Ferrara seine Gemahlin Parisina Malatesta und deren Verführer, seinen natürlichen Sohn Hugo, enthaupten ließ, ein Stoff, den Lord Byron zu dem Gedicht „Parisina" bewogen hat (Azzo ist Nicolaus III.).

Doch wir verlassen diesen Tempel der Kunst und eilen nun, in freier Natur in dem großen, modern und hochfein gehaltenen Park, dem Gott des Lichts zu leben, das lachend auf die vielen Baumgruppen fällt. Wie wir durch den grünen Sammet des weiten frischen Rasens vor dem Schlosse dahinschreiten, fällt der Gruß der Abendsonne auf einen aus dunklem Laube herausblickenden kleinen griechischen Tempel. Wir treten hinzu und blicken durch das Gitter. Ein künstliches blaues Licht fällt auf die Gruppe des Laokoon und seiner beiden Söhne und beleuchtet ihren Todeskampf. Der Priester, der die Trojer vor der Kriegslist mit dem Pferde warnte, seinen Speer gegen dasselbe schleuderte, daß die darin versteckten Waffen klirrten, hat dadurch den Zorn der Schutzgöttin der Griechen, der Athene, erregt. Als er mit seinen Söhnen am Strande opferte, sendet sie über's Meer die furchtbaren Schlangen, welche die Söhne erfassen und als der Vater ihnen zu Hülfe eilt, auch diesen packen, umklammern und schließlich erdrücken!

Die schöne Gruppirung, das Ebenmaß, der Ausdruck des verzweifelten Todeskampfes eines unglücklichen Vaters haben Lessing bestimmt, gerade aus dieser Gruppe die Grundregeln griechischer Plastik abzuleiten und zu erkennen, durch welche besondere Mittel jede Kunst wirkt. Die Musik bringt im Tonfalle, die Malerei durch Gruppirung, Form, Licht und Ausdruck und die Plastik bloß durch die Form den Kunsteffect hervor, während die Schauspielkunst als die erhabenste der Künste die Mittel aller dieser

einzelnen Künste benutzt und dazu noch in Wort und Gesang die edelste Form der Darstellung besitzt. Wie dem Schriftsteller nur ein Mittel — das Wort — zu Gebote steht, so hat die Plastik, obwohl ihr nur ein Mittel zu Gebote steht, es bisher doch zu hoher Vollendung gebracht.

Da steht schmerzbewegt Niobe, die sich einst gegen Latona vermaß, die Zahl ihrer lieblichen Kinder allzu laut zu preisen; jetzt schützt sie ängstlich die letzte Tochter vor dem Pfeile Apollo's und Diana's, der verletzten Latona Kinder. Wie viele schönen griechischen Sagen eine allgemeine menschliche Lehre, Warnung oder Erfahrung als Kern tragen, der noch heute beherzigt werden kann, so ruft Niobe glücklichen Müttern eine Warnung vor Uebermuth zu; wie bald kann grausames Schicksal ihren Stolz beugen. Wir armen Sterblichen stehen nicht minder als die Griechen in der Gewalt des Schicksals und wie Niobe kann einen jeden von uns in jedem Augenblick der Diana Pfeil mitten in's Herz treffen. Die Griechen benutzten die Gruppen daher passend als Denkmal für Frauengräber. Seitwärts umrahmt vom dunkeln Laube ruht am Rande des spiegelblanken Wassers die blendend weiße Figur des Narcissus, sein Spiegelbild im Wasser beschauend, in das er, der die schöne Echo verschmähte, sich nun sterblich verliebte. In Sehnsucht sich verzehrend, berührt ihn der Todesengel, doch als die Nymphen den Leichnam bestatten wollen, finden sie statt seiner die schöne, weiße Narcissusblume von kalter, starrer Schönheit.

Zur Rechten am Rande des Teiches, dem Schlosse gegenüber, winkt uns Diana von Versailles mit dem Hirsche. Ihr herrlicher Fuß von natürlicher Größe erregt die Bewunderung. In classischer Ruhe fühlen wir das volle Ebenmaß heraus.

Zwei Sitze dem Schlosse gegenüber laden schließlich zur Ruhe ein, sie sind mit großer Kunst wie für den Maler*) gestellt. Vom ersten blickt man auf die feine Westseite des Schlosses und die vier Karyatiden, welche den Balcon tragen, von dem andern prä-

---

*) Es fehlt in Königsberg nicht an Photographien des Schlosses und der Statuen. (Verlag von Gräfe u. Unzer.)

sentirt sich voll und breit die Front des Schlosses in zarter, moderner Form, auf der Plattform Statuen, die Wacht haltend.

Wir haben in unserer Nähe manche geschmackvollen Gärten, Georgenburg, Schloß Gerdauen, Korklak, besonders aber die großen herrlichen Parks von Dönhoffstädt und Kadienen. Diese übertrifft nun der Beynuhner Park, welcher das schöne Environ der Kunst bildet, an Frische, Abwechselung der Gruppen und auch an Pflege bei weitem. Aber er selbst steht weit den dunkeln Tinten des Neustädter Parks nach und kann erst in Jahrhunderten einholen die wundervolle Fülle und die Abwechselung des schönsten Gartens in unserm Osten, dessen Genuß ich einem Jeden gönnen möchte, des „großen Gartens“ am Kloster Oliva, worin Gruppen, Springbrunnen, Wasserfall, Grotten und Blumenpracht mit einander wetteifern, doch alles dieses übertroffen durch einen malerischen Durchblick zur See durch eine breite hohe Allee. Man hat diesen bei Münsterwalde nachgeahmt, wo man die Allee hinab durch das breite Weichselthal auf die rothen Zinnen Marienwerder's den erfreuten Blick sendet. Die weiten schattigen Gänge führten uns zu einer weiteren Ueberraschung: Es ist das Grabmal Ulrich v. Sulpius', das mit frischen Blumen gekränzt zum Schlosse hinüberschaut, daneben auf einer Säule die Thorwaldsen'sche Spes, wie sie in Tegel die Grabstätten der Gebrüder Humboldt schmückt.

Mit der Erinnerung an das Denkmal der Freundschaft nehmen wir Abschied von dieser Perle Ostpreußens. Möchte sie doch nicht das Schicksal Ferrara's theilen, dessen Blüthe mit Alfons II., dem Beschützer Torquato Tasso's, die fühlenden Herzen der Mitwelt bezauberte, aber als sich sein kunstfreundliches Auge schloß — dahin schwand, um nie wiederzukehren.

3. Das Theater in Preußen.*)

Nicht in einzelnen Possenreißern, Tummlern, Improvisatoren (blinden Liedsprechern) oder Seiltänzern kann man die Anfänge

*) Nach August Hagen, unserem hochverdienten Kunstkenner, N. P. P. Bl. 1850, S. 218 ff.

des Theaters erblicken. Erst die Darstellung einer Handlung mehrerer Personen repräsentirt etwas Theatralisches. Das tritt zuerst in den Puppen- oder Marionettenspielen auf, deren ältestes im 11. Jahrhundert im Elsaß nachweisbar ist, wo in einem Bildwerke der Aebtissin Herrad von Landsperg eine colorirte Federzeichnung erscheint, eine Action zweier kleiner Ritterfiguren darstellend, die von oben mit Schnüren dirigirt werden. Auf dem Tische, worauf diese Handlung vor sich geht, finden sich die Worte: In ludo monstrorum designatur vanitas vanitatum. Hagen meint, diese Figuren hätten ursprünglich Morionetten geheißen, nach dem Bedienten Mohr, welcher darin vorzukommen pflegte, bevor es einen Hanswurst oder Kasperle gab, und seien daher eine deutsche Erfindung. In Preußen findet sich 1599 im kurfürstlichen Hofe ein Mann, welcher die Geschichte vom verlorenen Sohn „figurenweis" agirt, auch Jeremias Schmidt tritt 1601 daselbst mit seinem Possenspiel auf.

Zu den Mitteln, durch welche der benachbarte livländische Orden die Heiden bekehrte, gehörten — nach Töppen N. P. P. Bl. V, 411 — auch die Origines Livoniae, geistliche Komödien, welche 1205 zu Riga auf offenem Platze aufgeführt und den Heiden verdolmetscht wurden, in denen die Kriege Gideon's, David's und andere Stoffe aus den Testamenten aufgeführt wurden. Es ist möglich, daß die zahlreichen, jetzt immer mehr verschwindenden und bereits unkenntlichen Jerusalems, wie eins bei Königsberg noch besteht und ähnliche bei Danzig, Elbing, Marienburg, Graudenz und Riesenburg bestanden haben, ähnlichen Zwecken dienten. Auf einer Erhöhung stand ein Spital und die Ritter, durch ihr Gelübde zur Eroberung des heiligen Grabes verbunden, sollen diesen Act nach dem Verluste desselben wenigstens symbolisch ausgeführt haben; ob auch vor Zuschauern, ist zweifelhaft.

Im 14. Jahrhundert arbeiteten sich von Paris aus die Mysterien durch die ganze Christenheit und ihre pomphafte Wunderlichkeit lockte die Zuschauer reichlich herbei. Fastnachtsspiele und Schülerkomödien, meist moralischen und geschichtlichen Inhalts, in der Regel mit derber Komik gewürzt, reihen sich auch

bei uns an dieselben an. Gott Vater, Christus, Maria und als Komiker der Teufel treten in den Mysterien auf, das Theater ist der Markt, dessen eine Seite die mehrstöckige Scene bildet, unten die Hölle, zur ebenen Erde die lebende Welt, darüber das Paradies, der Himmel. Die Logen sind die von Schaulustigen dicht besetzten Fenster an den übrigen drei Seiten des Marktes, das Parterre das Marktpublicum; man sieht, unsere kleinen Städte mit viereckigen Märkten waren für diese Mysterientheater wie geschaffen. Die Passionsspiele zu Ober-Ammergau sind noch deren Ueberreste. Daneben führte man die Moralitäten und durch die Clercs a la Bazoche die Passionsspiele auf, in welchen „die Kinder ohne Sorge" Enfants sans sousi wirkten. Reuchlin übertrug diese Comödien aus dem Französischen in's Deutsche; der Advocat Patalin erhielt sich aus ihnen bis in's 18. Jahrhundert und aus ihnen hat Shakespeare seinen Petruchio, seinen Dromo genommen. Wie bei diesem, so führten auch bei uns diese Fastnachtsspiele nur Männer auf. Die Komiker waren zuerst die Teufel, durch Sebastian Brand wurden es die Narren.

In der Reformationszeit blühten die Fastnachtsspiele und man feierte darin den Jungbrunnen, der alte Weiber jung mache, zerrte die Schwächen der Mönche und Nonnen, sowie eheliche Zwistigkeiten an die Oeffentlichkeit, um die Lachmuskeln zu reizen und trieb seinen Hokus-Pokus mit der Geistlichkeit. Es haben sich nur Inhaltsangaben der Fastnachtsspiele, insbesondere bei Simon Grunau erhalten.

Eins derselben ist offenbar die Geschichte von Conrad Landgraf von Döringen, der sehen wollte, wie sein Vater, wie man sagte, nach dem Tode im Lande herumspukte (S. 183). „Ein Schwarzkünstler fand sich, der den bösen Geist locken wollte, sie ‚schwuren sich einander Wahrheit zu halten'. Der Teufel nahm ihn auf seinen Hals und führt ihn in die Hölle. Da saß ein scheußlicher Geist auf einem Brünnen (dem bekannten Jungbrunnen) und sprach: Was bringst Du? Der sprach, ich bringe unsern guten Freund, der will sehen seinen Herrn, den Landgrafen Ludwig von Döringen. So nahm der Teufel eine Bazaune und schrie mitten

in den Brunnen und rief Ludwig den Fürsten. Ueberlängs kam er mit grausamen Flammen aus dem Brunnen: Allhier bin ich, unselige Creatur! Da sprach der Schwarzkünstler: Euer Sohn will nicht glauben eure Verdammniß. Ludwig sprach, sag ihm das und das, daß ich (hier fängt Grunau an zu dichten) um der Kirchengüter bin verdammt, und will wieder in den Brunnen. Der Schwarzkünstler kam wieder, wie ein Eis" (offenbar mit Mehl bepudert, wie unsere Clowns) u. s. w.

In Elbing wurde ein Pfaffe dem Gelächter preisgegeben, der es mit einem Weibe hielt. An anderm Ort sah man fünf Pfaffen einen Pflug ziehen und welches Feld sie bestellten, erkannte man an den nachfolgenden Nonnen mit Kindlein auf dem Arm. In Danzig veranstaltete ein Maler Michael Schwarz, Mitglied des Artushofes, mit den Reinholdsbrüdern eine Komödie, in der ein Spielpapst und ein Spielkaiser, auch Luther vorkam. Luther flucht, es versammelt sich ein Haufen, der Bücher verbrennt, auf den Spielpapst mit Fingern zeigte und in Versen seine Witze auf die Geistlichen macht; der Spielpapst bannt Luthern und dieser jenen wieder. Zuletzt fuhr der Teufel mit Luther ab. Das Spiel, die Maskirung mit der grauen Kappe wirkte so lächerlich, daß sich mancher den Bauch vor Lachen schüttelte. Ob auch der Maler verbannt wurde? gewiß ist, daß das Theater mit solchen Komödien die Reformation kräftig unterstützte. Als Brismann sein Reformationswerk in Königsberg begann, überboten sich die drei Städte in solchen Spielen. „Sie hatten 1503 ein köstlich Spiel angerichtet, die eine Stadt von den Ceremonien nach lutherischer, die andern von den Ceremonien nach römischer Weise. Es war auch so merklich angerichtet, daß wenn es wäre öffentlich gespielt worden, sie miteinander in ein Handgemenge gerathen wären." 1578 waren in diesen drei Städten drei Stücke beliebt, vom Paradies, vom reichen Mann und dem Lazarus und vom Tobias mit seinem Sohne. Die Bühnen waren in den Junker= oder Artushöfen, gewöhnlicher in Remtern und Gemeindegärten. Eine Schauspielertruppe, die Zirkler, in Lübeck, erkoren sich alle Jahre ihre Fastelavensdichter und bestellten ihre (Schau=) Burg oder Theater.

Die Spielenden waren nur Männer, der Dichter war zugleich Regisseur und stand es ihm frei, den Gesellschaftsmitgliedern den Tanz zu verbieten. Wenn in Königsberg vor dem Herzog gespielt wurde, bediente man sich der Larven und die Komik war zum Theil von der Verkleidung bedingt. Bald kommen die Akteurs in Pracht und Herrlichkeit, bald wie Adam und Eva im Stande der Unschuld. Die Kosten trug der Herzog. Er befahl dem Maler Blesch „zehn Männerkleider zu vergolden und zu versilbern". Reiter erschienen, wie heute bei Renz ohne Pferd mit Pferdekopf, Schabrake bis zur Erde und Roßschweif. Auf einer Abbildung des Schembartlaufens in Nürnberg, einem Fastnachtsspiel Karl's IV., bewachen solche Reiter den Platz, auf welchem sich Tänzer gruppiren. Markgraf Albrecht Friedrich ging in Fischhausen beim Burggrafen, wo er den Trank empfing, nach welchem er blödsinnig wurde „selb zwölf Mummen". Schon im 17. Jahrhundert beschränkt der Rath in Danzig diese Lustbarkeiten der Handwerker.

In den Schulen wurde von Anfang an der Todestag des Papstes Gregor des Großen (12. März 604), des Vaters der Schulen mit einem öffentlichen Aufzug gefeiert, bei welchem man das „Greger" ein silbernes Scepter vorantrug und viele Personen zu Pferde, in weißen Hemden, mit Fahnen vor die Wohnung des Bischofs und des Herzogs zogen. Im Zuge befanden sich Apollo mit den Musen, die freien Künste, Bischöfe, Feldherrn, man sang lateinische Gesänge und wurde gastlich aufgenommen. Später wurden an diesem Festtage Schülerkomödien gespielt, so zu Königsberg 1549 ein Stück vom verlornen Sohne. Zuweilen wird „in Moskowiters Gemach" (einem Gemache, das vor Anlegung des jetzigen Moskowitersaales — wohl an derselben Seite der Burg — bestand) im Saale für die gnädige Herrschaft zu Hof agirt. Manche dramata sacra sind schwache Epigonen der Mysterien, z. B. die Wirthschaft von Canaa, David und Absalom, Joseph, Adam und Eva, besonders aber die Geburt Christi und der Sündenfall. Neben Gott Vater kommt Herr Han oder Hans Wurst vor, welcher zuerst 1553 in einem Stück von Peter Probst zu Nürnberg erscheint. Aber auch weltliche Stücke wurden ge-

geben, vom Kaiser Octavian, von Königin Circe, König Eduard und der Gräfin Elise, vom Tristevant und des Königs Tochter in Ihrland. Da mancher Verstoß gegen die Religion vorgekommen zu sein scheint, so verbot der Rath zu Danzig 1618 und Georg Wilhelm 1629 zu Berlin diese Komödien, die in Königsberg schon früher aufgehört hatten.

Wie die Dichtkunst, die Malerei und die Musik bei uns wie überall, erst Leben und Abwechselung gewinnt, so bald sie aus den engen Räumen der Kirchen und Schulen heraustritt, und die unendliche Mannigfaltigkeit und Dankbarkeit der Stoffe des wirklichen Lebens sie neu belebt, so gewann auch das Theater bei uns erst das Leben und den Geist, der heute in ihm wohnt, als es sich wie echte Künstler seine Sache auf nichts stellend, kühn auf den Ocean des Lebens hinauswagte, und wie die Baukunst zur Renaissance zurückkehrte, da anknüpfte, wo Sophokles aufgehört hatte, bei der Liebe, welche die Herzen der Menschen aller Zeiten regiert. Das that zuerst Shakespeare.

Nach obigen Vorläufern melden sich die Anfänge des wirklichen Theaters in den Quacksalbern, wie wir sie aus dem „Liebestrank" kennen, die um ihre Arznei an den Mann zu bringen, auf den Märkten eine Art Bühne bauten und sich anfangs einen, dann, wie der Akulist, Stein- und Bruchschneider Marquardt 1687 bis 10 Personen halten, um in komischem Aufputz die von dem Medicus gepriesenen Wunder seiner Salbe in breitem Wortschwall zu bestätigen. Solche Acteure wurden der Abhängigkeit müde und gaben für eigene Rechnung Hanswurstiaden feil. Da bilden sich die typischen Figuren Hanswurst, Pickelhäring, Jean Potage, John Clahm (Clown), alle mit der typischen Filzmütze. Den Wursthans oder wie Luther ihn tauft, Hanswurst stellen die Deutschen, den Pickelhäring (gepökelten Drägen oder trockenen Häring) die Niederländer, die beiden andern Frankreich und England, alle dieselbe derbe Figur, die auch von Shakespeare Grobianus genannt wird. Diese Figur bringen die Niederländer vor den Markgrafen und Kurfürsten von Preußen Albrecht I., der die neuen Singer 1540, einen Bernhardt u. a. gnädig aufnimmt, mit

reichen Geldgeschenken und einem Jahrgeld bedenkt und sich an ihren Späßen den Bauch schüttelt. Am Ende des Jahrhunderts war Shakespeare aufgetreten, seine Kunst zog sich von England nach dem damaligen Mittelpunkt des künstlerischen Lebens aller Branchen, den Niederlanden und von da aus im 17. Jahrhundert nach Deutschland und zu uns. Die Akteure waren Engländer — nur Männer. Da sie aber aus den Niederlanden kamen, wurden sie vielfach Niederländer genannt. Oder waren es junge Deutsche vom Comtor der Hansa? fragt Tiek. Nein, es waren Engländer, die Namen sind englisch und in Elbing erinnern die Bäume um den englischen Brunnen daran, daß dort wirkliche Engländer am Ende des 16. Jahrhunderts ihre Tuchmanufacturei, die Ostseecompagnie hatten. Da wird denn auch bei uns Hamlet in deutscher Sprache gespielt; Polonius in Corambus umgetauft, viel Lärm um nichts, Titus Andronikus in der Bearbeitung von Jacob Ayrer 1620 gespielt und in deutscher Sprache naht sich Romeo seiner Julia:

Sie vergönnen doch einem schamhaften Pilgram dero Hand zu küssen.

Julia: Guter Pilgram, ihr entheiligt euch nicht, denn solche Bilder, wie ich, haben Hände zum Fühlen und Lippen zum Küssen.

Romeo: Die Kühnheit entschuldigt mich dann — und nun bin ich aller Sünden los.

Julia: Wie? So habe ich eure Sünden empfangen?

Natürlich konnten die ersten Uebersetzungen, die Tiek als schlechte deutsche Prosa bezeichnet, nicht Sprachmuster sein, zumal sie von radebrechenden Engländern herrühren. Sie spielten zu Elbing, Danzig und Königsberg. Zuerst erscheinen sie 1605 zu Königsberg vor der Herzogin Maria Eleonore (Schwester des großen Kurfürsten, die in Insterburg starb) und erhielten 75 Mark. Von da zogen sie nach Elbing, wo der Rath ihnen plötzlich 20 Thaler verehrt, sie aber bittet, aufzuhören mit agiren, „weil sie gestern in der Komödie schandbare Dinge fürgebracht“; zwei Jahre später werden sie dort auch trotz Verwendung des englischen Kaufmanns Brakel abgewiesen. Sie spielten in Privat-

kreisen. Es bildet sich ein Protectorat, Kurfürst Johann Sigismund nimmt sie als Hofbediente in seine Dienste, und ein Theatertalent, Junker Hans von Stockfisch, ein Günstling des allmächtigen Oberkammerherrn Adam von Schwarzenberg, erhält 1610 oder 1611 den Auftrag, eine Compagnie Komödianten aus England und den Niederlanden zu besorgen. Er bringt 19 Komödianten, an der Spitze Johann Spenser und 16 Musikanten, die auf einem Rüstwagen zur Huldigungsreise mit nach Ortelsburg ziehen. — Die weiteren Schicksale unseres Theaters, das in den Gotsched'schen Schäferspielen wieder verblaßte und erst durch Lessing wiedererweckt wurde, gehören der großen deutschen Theatergeschichte an.

15. Junker Hans.

Sein Großvater war ein Panke, was so viel sagen will, als er entstammte dem kleinen kassubischen Adel, der in der Gegend von Danzig und Bülow häufig ist. Er — der Großvater — nannte sich Johannes Jarkan und besaß im 17. Jahrhundert das Gut Gustkow bei Bütow. Eine fromme Seele, studirte er Theologie, und wurde 1713 Landpfarrer in Rowe bei Stolpe. Seinen Aeltesten ließ er wieder Pfarrer werden, der Zweite wurde Seefahrer, die beiden Jüngsten ergriffen das Kriegshandwerk. Was konnte ein Panke damals Besseres thun? Was blieb dem Adel jener Zeit anders übrig?

Als Landsknechte und Söldnerführer waren sie in's Land gekommen, für Kriegsdienste hatten sie Güter, und zwar recht große Güter vom Orden zu Lehen erhalten. Der Orden verschwand, die Güter wurden ihr freies Eigenthum, aber die Herren verwirthschafteten ihre Güter. Welchen Theil seiner ehemaligen Güter besitzt heute das Geschlecht derer von Schlieben, jetzt noch eins der wohlhabendsten? Wo blieben die Quadratmeilen um Nordenburg, Gerdauen bis Königsberg zu? Genug, der Adel war verarmt. Es war ein glänzendes Elend geworden. Da schuf Friedrich Wilhelm I. sein Heer und machte aus diesem Holz das Gerüste, wie man heute sagen möchte, die Kadres. Ein

geschlossener Stand Befehlender, der sich aus sich selbst ergänzte, immer exclusiv blieb, bildete dieser Adel den Stamm seines Heeres, und seine Stütze. In diesen trat der Vater unseres Hans ein als gefreiter Corporal. In früheren Zeiten, unter Wallenstein und Gustav Adolph war die Beförderung Sache des Regimentsobristen, der darüber nach Belieben verfügte, meist aber, um Mittel zu gewinnen, die Patente der Compagnien, Bataillone und Regimenter verkaufen ließ. Friedrich Wilhelm I. änderte das in seinem Heer. Der als Corporal eingetretene Junker wurde seinen Verdiensten gemäß durch ein Allerhöchstes Patent in den Officierstand „erhoben“ und darin nach seinem Geschick weiterbefördert; weder bei diesem Könige noch bei Friedrich dem Großen hatte die Zahl der Ahnen auf die Beförderung irgend welchen Einfluß.

Den Junker David Jonathan, den Vater unseres Hans, hat Friedrich II. am 28. Juli 1747 „gut befunden, wegen seiner Ihro angerühmten guten Qualitäten zum Fähndrich bei dem zweiten und dritten Bataillon dero Königlicher Guarde Allergnädigst zu declariren und zu bestellen“; 1751 wurde er Secondelieutenant, 1759 Hauptmann, als welcher er im Lossauischen Grenadierbataillon nach der Schlacht bei Torgau in Sachsen im Winterquartier war.

Als er im Felde lag, wurde ihm von seiner Ehefrau, einer Handwerkerstochter, Marie Pflugin, zu Potsdam am 26. September 1759 unser Hans (David Ludwig) geboren. Nach beendigtem Kriege kommt der Vater in Garnison nach Königsberg und Braunsberg, und der Sohn verlebt seine Jugendjahre theils in der Siebenhügelstadt, theils an der Passarge grünem Strand. Ein Hofmeister mußte ihn, seine jüngern Brüder und zwei Schwestern erziehen, und der Vater meinte, so fehle es an nichts. Doch es fehlte gar manches, vor allem die elterliche Liebe. Man hatte im vorigen Jahrhundert und wohl auch vordem die Ansicht, daß die Erziehung nur mit Strenge recht bewirkt werden könne und die Vertraulichkeit des Kindes zu den Eltern vermieden werden müsse, weshalb die Kinder ihre Eltern bei uns stets mit „Sie“ anredeten. Es verstand sich von selbst, daß Hans ein Soldat wurde, er, dessen Vater im Kriege 11 Wunden davon getragen hatte, dessen

Oheim bei Kunersdorf gefallen war. Was sollte er auch anders werden, dem der Hofmeister so herzlich wenig beigebracht hatte. „Er kam zu seinen Jahren", wie unsere Vorfahren sagten, er wurde zwölf Jahre alt und trat in den Dienst des Vaterlandes, den unsere Vorfahren von jedem gesunden Jüngling schon in dem Alter forderten, in welchem er gerade das Schwert aufzuheben vermochte — der Vater ließ den Sohn am 1. December 1772 in das damals 16. Regiment von Borke zu Königsberg eintreten (davon „der Borke'sche Garten am Schloßteich), und schon 1773 — vermuthlich in Folge seiner Versetzung nach Braunsberg — in das neuformirte Füsilierregiment von Luk zu Braunsberg versetzen.

Hier bestand eine alte Sitte noch fort, daß nämlich die Feldprediger die Junker unterrichten mußten, und so empfing auch Hans in Braunsberg noch einigen Unterricht, doch vermochte er mit „mir" und „mich" schriftlich nicht recht fertig zu werden und beklagte es später oft, in seiner Jugend so wenig gelernt zu haben. Dagegen war er Meister in allen körperlichen Uebungen, im Fechten, Reiten, Schwimmen und Tanzen. Der hohe Chef ließ im Jünglinge die Lebensfreude nicht recht aufkommen. Caspar Fabian von Luk, Generalmajor Sr. Majestät, der in Braunsberg residirte, war, wie Hans später selbst erzählte, ein langer, hagerer Alter, ebenso langweilig wie peinlich im Dienst, ein Cato für die Junker; keinen Ort hielt er für sie geeignet, es wäre denn der Exercierplatz, keine Tugend kannte er, als den Gehorsam und die Pünktlichkeit im Dienst, nichts fand er schön, als blanke Knöpfe, kein Buch ließ er gelten, als das Dienstreglement und das Gebetbuch.

Nach drei Jahren, am 4. März 1775, erhielt Hans, der bisher Gefreyt-Corporal war, das Patent als Fähndrich mit der Verpflichtung, dero königlichen Hause treu, hold und gehorsam zu sein, seine Charge gebührend wahrzunehmen, was ihm zu thun und zu verrichten oblieget und committiret wird, bei Tag und Nacht fleißig und treulich auszurichten, bei allen vorkommenden Kriegsbegebenheiten sich tapfer und unverwüstlich bezeigen, im Uebrigen auch alle dieser Charge „anklebenden" Prärogativen und Gerechtsame zu genießen.

Zwei Jahre darauf, am 11. Juni 1777, traf das Lieutenants-Patent ein.

An einen Zuschuß von Hause war nicht zu denken; das Tractement betrug zehn Thaler monatlich. Sarkastisch pflegte er später jüngeren Officieren zu sagen: Wenn ein Subalternofficier hungert, so muß er sein Patent lesen und sich daran ergötzen und sättigen, „daß er alle Prärogativen seines Standes genieße!“

Der Friedensdienst bot auch nicht die Mittel, schnell zu steigen, im Gegentheil bot er manches Peinliche; von Lob war nicht die Rede, was man auch that, es wurde bei der Parade oder bei der Tafel „auf's Butterbrod gelegt“.

Eine Zeit aber gab's im Jahre, in der gleichmäßig dem hohen Chef, wie dem jüngsten Lieutenant das Herz im Busen schlug und wo alle voll Angst und Zittern sich gleich klein fühlten, es war die jährlich im Juni wiederkehrende Parade vor dem greisen Könige zu Mokerau unsern Graudenz, wo alle ost- und west-preußischen Truppen von ihm inspicirt wurden. Vom Frühjahr ab wurde inspicirt, revidirt, präparirt, paradirt — fast wie heute — und auf der Abzugsparade erflehte General v. Luk voll Inbrunst den Segen des Himmels, „daß der allmächtige Gott den Anfang und das Ende zum Besten wenden möge“ und erließ dann den Parolebefehl, „daß alle Vergnügungen und „anderweiten Geschäfte“ (!) aufzuhören hätten. Man sieht, es hörte Verschiedenes auf.

Man hatte guten Grund dazu. Der König, dessen Elasticität dahingeschwunden, war, wie der Geschichtschreiber sagt, herber, herrisch, bitter geworden, er verachtete die Menschen; die Beschwerden des Alters stellten sich ein, rücksichtslos gegen sich selbst war er es noch mehr gegen Andere; „er war es zufrieden, gefürchtet zu sein.“ Seine Soldaten wagten das nur im tiefsten Herzen zu ahnen, nicht einmal zu denken; leichteren Herzens gingen sie zu einer Bataille, als zu einer Revue. Oft schlug bei dieser das Donnerwetter aus heiteren Wolken ein und traf Gerechte und Ungerechte, hoch oder niedrig, gleichviel.

Im Winter 1778 zog man in den Kartoffelkrieg. Der König

hatte dem Commandirenden der ost- und westpreußischen Truppen, v. Stutterheim, mit seinen Truppen an einem bestimmten Tage in Glatz zu sein befohlen und als dieser einwendete, das Eintreffen an diesem Tage werde durch den Eisgang der Weichsel unmöglich gemacht, machte der König ihn mit seinem Kopfe für das richtige Eintreffen verantwortlich. Als unser Held bei Graudenz die Weichsel passirte, trieb der alte General mit vollem Dampfe, stand oder saß im Lehnstuhl Tag und Nacht an der Weichsel. Man traf rechtzeitig ein, man stand bis in den Juni vor Nachod in Böhmen unthätig, die Laune und Lage des Königs wurde precär. Der junge Lieutenant stand mit seinem Detachement an der Brücke bei Welsdorf Posten, wo die Person des Königs bedroht war. Der Erbprinz von Hohenlohe mahnt ihn daran und ruft scheidend: „Bleiben sie ja auf ihrem Posten, ich verlasse mich darauf," worauf jener antwortet: „Sie können sich beruhigen, Durchlaucht, ein preußischer Edelmann hat eben so viel Muth, als ein deutscher Reichsfürst." „Kommen Sie," sagt der Prinz zu seinem Adjutanten, „der Herr wird hitzig."

Am Krönungstage 1779 stand das Luk'sche Regiment in Habelschwerdt. Das Städtchen gab ihm einen Ball, die Sorglosigkeit zu einem Ueberfall benutzend, bei welchem fast das ganze Regiment gefangen genommen wurde und seine Fahnen verlor; unter den wenigen, die sich durchschlugen, ist unser Held. Der Waffenstillstand (7. März) und der Friede zu Teschen machen ein Auswetzen der Scharte unmöglich; das Regiment ist beim Könige für alle Zeit in Ungnade gefallen und unser Held einer der Ersten, die das zu fühlen haben.

In der Garnison Braunsberg, wo man wieder eingetroffen ist, plaudern die Officiere über ihre Abenteuer: von dem Stabs-Capitän v. Naugarth wird gesagt, er habe eine Altardecke aus einer Kirche mitgebracht. „Das ist ja gestohlen," bemerkt der junge Officier H. Er kommt darob in eine Untersuchung, wird freigesprochen, aber der König durchstrich, wie man sagt, das Urtheil, und schrieb hinzu: „Geplündert ist nicht gestohlen, H. kann sich zum Teufel scheeren!" Doch blieb er.

Da Naugarth sich nicht dazu verstand, den Abschied zu nehmen, wollte man nicht mehr mit ihm zusammen dienen und das Officiercorps ließ ihn das wissen. Dennoch erschien er, die nächste Wachtparade zu commandiren. Hans sollte sie als wachthabender Lieutenant führen. Wie Naugarth das Commando begann, kehrte er, im Einverständniß mit den Uebrigen, das Sponton zur Erde, wurde abcommandirt, in Arrest geführt und der Degen ihm abgenommen. Er hatte erwartet, daß jeder folgende Lieutenant es ebenso machen werde wie er, aber schon der nächste Aufgerufene folgte dem Commando ohne Weiteres. Es wurde Kriegsgericht über jenen gehalten, er schuldig befunden, zur Cassation und einjähriger Festungsstrafe verurtheilt, und das Urtheil vom Könige bestätigt.

Da saß er nun in der Veste Friedrichsburg, der Citadelle von Königsberg, kaum 20 Jahre alt, am Ende seiner Laufbahn und schaute bei seinen Spaziergängen hinaus auf die grünen Wiesen von Holstein und Haffstrom, auf den blanken Streifen Haffes und den Vorsprung, wo einst die Balga stand. Sein frisches lebhaftes Wesen hatte ihn zum Lieblinge seiner Kameraden gemacht. Jetzt wurde er ernst und dachte daran, seine Bildung zu ergänzen und auswärts Kriegsdienste zu nehmen. Ein Gnadengesuch seines Vaters schlug fehl. Er dachte im Haag Dienste zu nehmen, aber wie ohne alle Mittel dorthin gelangen? Noch lagen ihm ein Paar schöne Pistolen in Braunsberg; er bot sie seinen Freunden zum Kauf an, diese erkannten den Zweck, spielten sie aus und sendeten ihm den Erlös von 150 Thalern nebst den Pistolen mit der Bitte, diese als Andenken an seine Braunsberger Freunde mit in die Welt hinauszunehmen. Nach absolvirter Strafzeit im Mai 1781 bestieg er ein Schiff in Pillau und fuhr in die Welt, — aber nach sieben Jahren kehrte er zurück zu uns und wurde

unser General York. *)

---

*) Nach Droysen's Graf York, S. 1—18.

IV. Westpreußen.

1. Allgemeines.

Im Thorner Frieden trat Ludwig von Erlichhausen 1466 fast die Hälfte seines Gebietes einschließlich des Ermlandes, darunter seine Hauptstadt Marienburg, an Polen ab. Es geschah mit schwerem Herzen, aber das Schicksal gebot es. Dieses kleine Land, rings umgeben von Feinden, welches die Natur auf Einigkeit hinweist, worin allein sein Heil liegt, spaltete sich. Der Kulmer Landadel, voran Johann von Baysen und die Städte Thorn und Danzig, entwickelten im Bürgerkriege die meiste Thätigkeit, doch haben sie über ihre Zwecke ein politisches Schweigen beobachtet und dem Volke in langen, von Anfang bis zum Ende erfundenen Beschwerden über den Orden Sand in die Augen gestreut. Die Baysens wollten Starosten, Fürsten werden, Danzig und Thorn strebten nach Handelsfreiheit und Reichthum; indem sich Polen bis an's Meer ausdehnte, beseitigte man die letzten Handelsschranken und leitete den Verkehr des großen weiten Hinterlandes durch diese Städte. Diesen Vortheil haben sie reichlich gezogen; drei Jahrhunderte lang ging ihr Handel schwungvoll und daher rührt noch heute ihr Reichthum. Die Baysens erreichten auch ihr Ziel, wurden Starosten, aber bald an die Seite geschoben; der Bischof von Ermland ist, als er materielle Vortheile anstrebte, von Polen recht kühl behandelt, die kleinen Städte endlich wurden mit polnischer Wirthschaft beglückt, die ihre Cultur um ein Jahrhundert zurückschob und die gerechte Strafe ihres Leichtsinns war.

Die Trennung hat weder dem westlichen, noch dem östlichen Theil, wenn man von jenem Handelsvortheil absieht, Segen gebracht. Der Westen wurde von den Polen ausgesogen, alle Einrichtungen, Schulen, Gerichte, Verwaltung verkümmerten, die polnische Bevölkerung überwucherte das deutsche Element und noch heute ist die ländliche Bevölkerung dort überwiegend polnisch und katholisch. Gustav Freytag giebt im 4. Bande seiner Bilder aus der deutschen Vergangenheit (1867) eine Schilderung des Elends. Wer von den preußischen Beamten, die das Land 1772 occupirten, einem Dorfe nahte, sah nur zerrissene graue Hütten mit Strohdächern, die Häuser aus Speichen mit Lehm verklebt, ohne Schornstein, durch einen Kienspan erleuchtet. Brod wurde nur von den Reichsten gebacken, die Mehrzahl lebte von Kräutern, Hering und Branntwein. Eine Post im Lande gab es nicht, wer einen Brief schicken wollte, mußte einen Boten senden, freilich fühlte man in den Dörfern auch nicht Bedürfniß darnach, denn ein großer Theil der Edelleute konnte so wenig lesen und schreiben, wie die Bauern.

Die vielfachen politischen und religiösen Bedrückungen, die Untreue der Polen gegenüber allen ihren contractlich festgesetzten Verpflichtungen, die Hetzereien der Jesuiten, welche die Evangelischen aus ihren Kirchen verdrängten, das Thorner Blutbad 1724, in Folge dessen wegen angeblicher Entweihung einer Monstranz 2 Rathsherren und 7 Bürger hingerichtet wurden, schildert Lengnich und eine kundige Feder im Band 46 der Pr. Prov. Bl. S. 35—39.

Es muß ein eigenthümliches Gefühl gewesen sein, als die Marienburger am 14. September 1772 erwachten und auf einmal fanden, daß sie ohne ihr Zuthun über Nacht preußisch geworden waren. Am frühen Morgen hatten sich unerwartet preußische Dragoner vor dem Marienthor gezeigt. Die Schildwache der kleinen polnischen Besatzung zog den Schlagbaum herab, als aber der nächste Dragoner sein Pistol auf sie anlegte, erschrak die Wache, ließ die Kette fallen, der Schlagbaum hob sich und der Generalmajor v. Thadden zog mit seinen Dragonern, denen ein

Bataillon des Regiments v. Sydow folgte, unangemeldet in die kaum erwachte Stadt und stellte sich auf dem Markte auf.

Schon am 27. September nahm der Oberburggraf Roden und der Oberpräsident v. Domhardt in Vertretung des Königs im großen Sammelremter die Huldigung entgegen.*)

Der Osten andererseits wurde protestantisch, verkümmerte aber noch mehr, sein Handel stockte, die Landwirthschaft kam bei zunehmender Unfreiheit und Spärlichkeit des Bauern- und Arbeiterstandes zurück, Pest, Tartaren, Schwedenzüge, endlich Russen und Franzosen entvölkerten das Land.

Als Friedrich der Große bei der ersten Theilung Polens Westpreußen mit Ausnahme von Danzig wieder erwarb und beide Theile der Provinz vereinigte, knüpfte man wenig an deren Vergangenheit an. Man organisirte von oben herab Recht, Gerichte, Vertheidigung. Der Werth Marienburgs entging der Verwaltung, die militärische Nutzbarkeit der vielen andern Ordensburgen blieb ganz unbeachtet; der König legte den Mittelpunkt auf Marienwerder, baute die Festung Graudenz, richtete die Verwaltung, die Gerichte und das Steuerwesen auf ganz neuen Fuß ein. Die von seinen Truppen entblößte Provinz wurde von den Russen occupirt; sein Zorn traf sie ohne Grund. Was sollte das verlassene Preußen thun? Sich dem Feinde ohne Waffen, ohne die geringste Aussicht auf Erfolg mit bloßer Brust entgegenstellen, um wieder in den Abgrund zu stürzen, aus welchem es sich nach dem Tartarenzuge, der Pest und den Mißernten kaum nothdürftig erholt hatte? Daß es uns nie an Patriotismus gefehlt hat, haben unsere Vorfahren bewiesen, als zur Zeit der Freiheitskriege zu Königsberg die Landwehr errichtet und die Schlachten gegen Napoleon, sowohl den ersten als den dritten geschlagen wurden.

2. Die Ferse. (1884.)

Die Ferse entspringt etwa ½ Meile südlich vom Thurmberg, einem Theil der Schönberger Höhen aus Quellen in einer Höhe

*) F. Eichendorf, Marienburg, S. 72.

von 211 Meter = 634′, geht durch den von ihr geläuterten Altgrabower See, treibt, da sie auf drei Kilometer über 100′ gesunken ist und daher ein starkes Gefälle hat, die Raikaumühle, die Kullamühle, die Bendominer Papier- und viele andere Mühlen. Sie macht sich gleich von vorne herein nützlich und der Industrie dienstbar. Wir begegnen ihr wieder bei Okollen (1/2 Meile vor Pr.-Stargard), auf 116 Meter = 348′, noch immer ein Bächlein darstellend. Sie hat es auch nie bis zur Schiffbarkeit gebracht, aber doch schon andere Tage und das weite Meer gesehen, in das sie vor vielen Jahren direct einmündete. Folgen wir ihr über Owidz, wie sie gleich wieder in die alte Passion des Mühlentreibens fällt, auf den weiten Bogen, den sie um die Anhöhe von Klonovken (80 Meter = 250′) zu machen beliebt, bei Raikau vorbei (Raikauer Mühle 44 Meter) nach dem schönen **Pelplin**, dem ehemaligen Kloster der Cistercienser aus Dobberan, auch Neu-Dobberan.

Hier ruhen wir ein wenig aus.

Glückliche Jugend, in der ich hier den ersten großen Garten, den ersten schönen Dom an Feiertagen von Mewe aus am Arme der Mutter betrat. Wie sonderbar, aber freundlich kamen mir die schönen einzelnen Häuser der Domherren nach einander vor, wie berührte mich wundersam die mächtige Orgel der Kathedrale und ihre gewaltigen Klänge.

Ein ander Mal hatte ich das festliche Schauspiel, die Frohnleichnamsprocession heraustreten zu sehen, voran die Chorknaben in bunten Gewändern mit Lichtern, Weihwasser und Weihrauchgefäßen, dann eine Reihe Priester in gold-, silber-, purpur- und seidengestickten Gewändern mit prächtigen Fahnen, unter dem Baldachin der ehrwürdige Bischof selbst und hernach das Gros der Gemeinde, alles singend, betend und Weihrauch spendend, viele von der Gemeinde auf Knieen rutschend, im langen Zug die Kathedrale langsam umwandelnd. Dann wieder in dieser selbst die Pracht der hohen Säulen, die vielen Seitenkapellen, Altäre und Beichtstühle, das Gold der Candelaber und Kronleuchter, die Farbenpracht der erhabenen bunten Fenster und ihre Gemälde, der Hoch-

altar, alles das muß empfängliche Gemüther ungemein ansprechen. Es tritt uns hier der in sechs und mehr Jahrhunderten aufgehäufte Reichthum des Klosters entgegen. In Preußen waren die Klöster im Allgemeinen arm, weil der Orden in ihnen Concurrenten erblickte, sie kurz hielt und daher zwang, alle Zuwendungen, welche ihnen die Gläubigen machten, bis zur erfolgten Genehmigung des Hochmeisters abzulehnen und auch die genehmigten binnen Jahresfrist zu veräußern. Sowohl die Dominikaner oder Predigermönche, welche zu Thorn, Kulm, Elbing, Tolkemitt, Heiligenbeil, Dirschau und Danzig Klöster besaßen, als auch die Franziskaner-Minoriten-Mönche (auch Graumönche genannt), die sich zu Braunsberg, Wartenburg, Wehlau, Kulm, Thorn, Neuenburg und Danzig in zum Theil noch erhaltenen Klöstern seßhaft gemacht hatten, waren arm, lebten vom Betteln und haben um Schule und Wissenschaft (etwa mit Ausnahme des über Gebühr verschrieenen Simon Grunau) nicht die geringsten Verdienste erworben. Nur die Klöster der klugen Cisterciensermönche in Pelplin und Oliva machten eine Ausnahme. Sie hatten schon vor 1312, als der Orden den Bezirk kaufte, von den Pommerelle'schen Herzögen reiche Dotationen erhalten und behielten diese natürlich, brauchten daher nicht zu betteln und studirten in ihren reichen Mußestunden. Von ihren Aebten sind ihre Klosterkirchen reich ausgebaut und mit allem Comfort ihrer Zeit ausgestattet, und ihr feiner Kunstsinn bewährte sich namentlich in den Park- und Gartenanlagen. Noch heute sind in Oliva lange Gänge, in denen sie die Zweige der Bäume künstlich in einander geschlungen, Ausblicke, die von feinem Takte zeigen und eine akustische Flüstergrotte herrichteten, in denen sich Zwei ungestört flüsternd über Geheimnisse unterhalten konnten. Dann war in Pelplin der große Garten neben der Kirche ein wohlthuender Ruhepunkt, mit prächtigen Blumen und Anlagen machte er einen feenhaften Eindruck auf einen Knaben, der noch nichts von solchen Gärten und Parkanlagen gesehen, wie sie jetzt mit wohlbegründeter Vorliebe zur Verschönerung des Lebens gepflegt werden. Ich habe diesen Garten und den Dom dann wieder vor zwei Jahren gesehen, doch war aus jenem alle Pracht

entschwunden, der ehrwürdige damalige Bischof scheint keinen Sinn für die Natur gehabt zu haben, und in der Kathedrale hörten wir einen Domherrn und seinen Gehilfen eine lateinische unendliche Morgenandacht halb singen, halb sagen, die das Mannesohr weniger ansprach.

Wenden wir uns wieder zu unserer lieben Ferse, die bei Neu=Janischau schon auf 29 Meter gefallen ist und bei Kuhlitz die Stocksmühle treibt, so ändert diese sich hinter Fersenthal wesentlich: Sie gewinnt ein breites Innundationsgebiet von etwa 1000 Meter und romantische Ufer von etwa 150' bei deutsch und polnisch Brodden, welche sich bis hinter Mewe immer mehr erweitern, und zwischen der Vorstadt Unterschloß und dem Sitze des ehemaligen Domainenrentmeisters, Neuhoff, 2—3 Kilometer Breite erreichen. Das linke Ufer, auf dem Mewe liegt, hat 61 Meter, das Rechte mit Thymau und Pehsken 64 Meter, der Fluß selbst bei seiner Einmündung in die Weichsel liegt neun Meter über dem Meeresspiegel. Hinter polnisch Brodden treibt er wieder die Broddener Mühle und bald darauf die Jacobsmühle, eine in meiner Jugend wegen ihrer vorzüglichen Mehlfabrikation berühmte große Wassermühle am linken Ufer der Ferse.

Hier hat unser früherer Geologe Behrend an den Sandabhängen, an denen auch ich mit den vielen sonderbaren Muscheln als Knabe zu spielen pflegte, Seemuscheln=Austernbänke entdeckt und daraus den Beweis geführt, daß einst das Seegestade bis an diese Stelle gereicht hat (vergleiche Schriften der physicalisch=ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg 1865, Marine Diluvial Fauna in Westpreußen, und Nachtrag von 1867; Venus virginea, Cyprina islandica, Ostria edulis [Auster], corbula gibba u. a.).

Diese Thatsache läßt sich nicht ableugnen, die Localität spricht gegentheils dafür, daß die Ferse dereinst an der Broddener Mühle in eine Seebucht mündete, welche von Kl.=Garz, Liebenau, Sprauden um Mewe herum bis zur Jacobsmühle und dann am rechten Ufer bis an die Sandberge von Gogolewo, Pehsken und Thymau, dann aber über Jesewitz, Applinken und auf dem rechten Weichselufer bis Weißhoff reichte, wo Behrend dieselben Muscheln

fand, dann bei Weißenberg (bei Pieckel) einen Bogen machte, bis Usznitz, Parzahren, Wengern (54 m), Mahlau, Losendorf (77 m), Posilge, Lichtenfelde (Waldberg 68 m, Steinberg 73 m, Berge, welche das Flußwasser von Westen her abgespült und isolirt hat) über Adl. Bruch auf Christburg zog. Es ist dieses nicht die älteste Meeresküste, welche erst weiter östlich zwischen Strasburg und Lautenburg und bei Heilsberg angetroffen wird, sondern die zweite jüngere Etage des Meeres, das unser Vaterland in 3 Abfällen verlassen hat und aus dem Meere entstehen ließ.

Wenn man von der Weichsel aus die Ufer von Applinken und Thymau mit ihrer Steilküste, bei Thymau mit dem bis oben heranreichenden groben Kies und den vielen Geschieben von oben bis unten betrachtet, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, es mit einer alten Meeresküste zu thun zu haben. Das war sie in der That.

Denselben Eindruck gewinnt man, wenn man die Ferse von der Jacobsmühle weiter bis zu ihrer Mündung verfolgt. Man gelangt rechts auf den Schützenplatz der Mewer und findet auf der breiten Fläche desselben echten groben Spatsand, wie er nur dem Meere eigen ist, wie ihn kein Fluß führt, der sich auch auf die mit Fichten bedeckten Anhöhen zu beiden Seiten und auf der rechten Flußseite auf alle Höhen bis Thymau erstreckt.

Auf dem linken Flußufer hebt sich majestätisch die kleine aber freundliche Stadt Mewe ab, in welcher ich das Glück hatte, meine Jugendzeit zu verleben. Die Höhe, auf der das alte rothe Ritterschloß und das Magazin steht, und zu dessen Füßen die Ferse jetzt in die Weichsel mündet, blickte ehemals ebenfalls in's weite Meer und hat den Wogen desselben mannhaft stand gehalten.

Der Platz hat für den Handel, wie für die Landesvertheidigung Wichtigkeit. Die alten Preußen, welche eigentlich auf dem rechten Weichselufer seßhaft waren, hatten an diesem Punkte, wohl ihre stärkste Kraft, über die Weichsel von Mewe bis Pelplin und Stargard keilartig zwischen die Wenden (Kassuben) im Norden und die Polen im Süden der linken Weichselseite eingeschoben.

vermuthlich um mit den schon vor Ankunft des Ordens in Pommerellen mächtigen und sie vielfach begünstigenden pommerschen Herzögen Fühlung zu erhalten. Hartknoch erwähnt ihre alte Burg „Potterberg" an Stelle des heutigen Mewe. Man findet — nicht jenseits der Weichsel, sondern etwa 1—2 Kilometer nördlich von der jetzigen Burg, fast hart am hohen Uferrande über der Weichsel Reste einer alten Burg. Dort mögen die alten Preußen gelebt haben, Waisel, der 1267 von dem Pommernherzoge (Mestwin oder Sambor) in den Grafenstand erhoben wurde, Glaubune (vielleicht jetzt Glaubitz), Radic, Divan, Ramot und Tulke. Als der Orden in das Land kam und 1283 die jetzige Burg Mewe baute, mußte er gegen diese preußischen Großen Stellung nehmen. Noch 1306 stritt sich der Preuße Zeadel mit den Pelplinern herum.

Wohl zwanzig Jahre stand die neue Burg isolirt. Da bat Conrad, ein Bürger aus Rheden, um die Erlaubniß, eine Stadt daneben zu bauen. Sie wurde aus Holz erbaut, mit Gräben und Pallisaden geschützt und Conrad ihr erster Schultheiß. Dann bauten die Ordensritter die zum Theil noch heute erhaltene Mauer um die Stadt derart, daß diese eine Vorburg bildet und zum Schutz der Hauptburg gegen Süden und Westen diente. Im 14. Jahrhundert, nachdem die Holzhäuser durch Brand gelitten, baute man die Stadt in Backstein prächtig auf, mitten auf dem Markte ein stattliches Rathhaus.

Die landschaftliche Schönheit der Lage lockte den Hochmeister Winrich von Kniprode zu häufigem Besuche und der kunstsinnige Michael Küchmeister von Sternberg beschloß hier den Rest seiner Tage. Ludwig von Erlichhausen, aus Marienburg vertrieben, nahm hier 1457 von den Weichsellanden Abschied und floh thränenden Auges auf kleinem Kahn nach Königsberg, wo er seinen Sitz nahm.

Im Jahre 1463 belagerten die Danziger und Polen die Stadt, und haben sie erobert. Die Zerstörungen der Mauern, Stadt und der Vorburgen, die man noch heute erkennt, datiren von da her.

Seitdem war Mewe polnisch. Starosten, wie Poczarski hausten nach echt polnischer Art. „Zu unserer Zeit“ (1684) — sagt Hartknoch (S. 408) „hat der jetzige König von Polen, Johannes III., ehe er zum König erwählet und noch Starost zu Mewe war, in diesem Schloß ein neu Gebäude aufgerichtet und auch sonst das Schloß stattlich ausgezieret, so daß es heutiges Tages in dem königlichen Preußen nächst dem Marienburg'schen für das beste zu halten ist.“

Auch heute ist es noch eines der schönsten. Die Umwandlung desselben in eine Strafanstalt hat sein äußerliches Kleid wieder verbessert; im Innern freilich hat man, wie in Rhein, zu dem neuen Zwecke unter Zerstörung des bisherigen alles frisch ausgebaut.

An der Südwestseite des Schlosses, wo der „Parcham“ durch Mauer und Brustwehr abgegrenzt ist, liegt hier, wie bei Heilsberg, ein schöner Garten, jetzt Gemüsegarten, wie in den Schloßgraben gebettet. Dieses war ehemals der Stolz der Ritter. Nicht mit Blumen oder Orangerien war er geschmückt — das Mittelalter wußte von der Blumenpracht unserer Gärten noch nichts, da etwa mit Ausnahme der Gilke, der wilden Rose, der Kornblume fast alle unsere Blumen erst nach der Entdeckung Amerika's zu uns gekommen sind und beispielsweise eine Hyazinthenzwiebel oder eine neue Georgine im 16. und 17. Jahrhundert ein Geschenk gewesen ist, das sich Könige gegenseitig widmeten — aber der praktische Sinn der Ordensbrüder hatte Weinstock und Obstbäume hineingepflanzt. Der Wein wuchs bei uns damals in den Gegenden der Weichsel, Nogat und um Osterode und kam dort zur Reife. Die Obstbäume waren vor der Ordenszeit in Preußen unbekannt gewesen und der Orden hat sie erst bei uns eingeführt. Wie er den Baum staatlicher Ordnung bei uns pflanzte, so hat er auch Obstbäume zuerst bei uns vermuthlich aus seinen vielfachen Besitzungen am Rhein, von wo er auch seinen bessern Wein zum großen Theil bezog, hierher verpflanzt.

Vermuthlich hat er dort oder in Oberitalien (Venedig, wo der Hochmeister eine Zeit lang residirte, ehe er nach Marienburg

zog), auch die Kunst gelernt, Sümpfe durch Dämmung in fruchtbare Gegenden zu verwandeln. Wer denkt heute, wenn er von Mewe, sei es längs der Weichsel auf hohem Damme, sei es mitten durch die üppigen Weizenfelder der Niederung nach Marienwerder zu fährt, daran, daß dieser ganze Landstrich vor dem Ende des 13. Jahrhunderts lauter Sümpfe voll Miasmen und Gestrüpp war, in denen aus alter Gewohnheit, noch von der Zeit her, wo die Ostsee bis dahin spülte, Seemöven hausten, und daß die Weichsel im Frühjahr und Herbst, meist auch den Winter hindurch diese Gegenden regelmäßig unter Wasser setzte, so daß sie vollständig unbewohnbar war. In unserm Zeitalter, wo viel weniger bedeutenden Männern Denkmäler errichtet werden, sollte man einem so hoch verdienten Staatsmann, wie dem Landmeister Meinhard von Querfurt, der 1286 bis 1294 diese Dämme bauen ließ, in der Nähe seines Werkes eine Säule dankbarer Erinnerung errichten.

Von diesen Möven hat die freundliche kleine Stadt, deren wir gedachten, unzweifelhaft ihren Namen. Zwar nicht das erste Fahnenwappen, welches der Comthur Mewes von Ramungen 1410 in der Schlacht vom Tannenberg verlor, wohl aber das spätere Wappen seit 1450 war eine weiße Möve im rothen Felde und die Chronisten nennen die Stadt in der Regel in der Mehrzahl „die Mewä“.

Der Thurmberg, Kreis Behrend (1881).

Lange hatten wir gewünscht, diesen höchsten Punkt der Provinzen Ost- und Westpreußen (1050 Fuß hoch, während unser Seesker Berg nur 986 Fuß hat) zu besteigen; endlich im Sommer 1881 gelang es uns, denselben von Danzig aus zu erreichen. Eine anstrengende Fahrt per Droschke von 9 Uhr früh bis 5 Uhr Nachmittags über das ehemalige theilweise erhaltene Frauenkloster Zuckau immer längs einer neuen Chaussee führte uns an seinen Fuß, wo ein besuchtes Gasthaus zur Stärkung einlud. Während unser Seesker Berg ein isolirter kahler Kegel ist, bildet der Thurmberg den Theil eines Hochplateaus, das man die Schöneberger

Berge nennt und ist von unten bis oben mit Laubwald bestanden, so daß man von unten seinen Gipfel nicht zu überblicken vermag. Man steigt auf einem gewundenen Fahrweg durch diesen Wald zur Höhe — viel leichter als auf den Seesker Berg — hinauf, der unterwegs keinerlei Aussichtspunkte gewährt und erst ganz am Schlusse einen weiten Umblick nach Norden und Westen auf das Seen- und Hochplateau bietet, welches die Wasserscheide nach Osten, Norden, Westen und auch nach Süden bildet. Nach Norden zu blicken die Dächer von Karthaus durch das Grün der Wälder, nach Westen erglänzen der Radaunen- und der Mauschsee, zu unsern Füßen schlängelt sich gen Karthaus ein kleinerer See. Auf diesen Höhen entspringen die Stolpe, das Schwarzwasser, die Ferse, die Radaune und die Rheda, welche von da aus nach allen vier Himmelsgegenden fließen.

Das Panorama war recht frei und weit, belohnte aber die anstrengende Reise kaum. Nachdem wir noch nach der Rückkehr einen kleineren Berg auf der Südseite der Kunststraße bestiegen und dort nur ein kahles Hochplateau gefunden hatten, begaben wir uns auf den Rückweg und langten von Danzig erst bei aufgehender Sonne in unserem gastlichen Zoppot wieder an.

3. Marienwerder.

Wer heute diesen Ort besucht, wählt ohne Frage die bequemere Fahrt mit der Eisenbahn und tritt von Marienburg her unfern der katholischen Kirche aus dem Bahnhofe ein. Wie bei diesem Gefährte nicht selten, so büßt man dabei auch diesmal das Beste ein, den malerischen Anblick der Stadt von der Niederung her.

Wenn man die fliegende Fähre bei Kurzebrak verlassen hat und den Damm hinunter auf die Chaussee hinabrollt, sieht man die freundliche Stadt $^3/_4$ Meile weit immer vor sich. Von den hohen Uferbergen der Weichsel bei Fiedlitz, von Neuenburg oder Mewe lachen uns über die fruchtbare Niederung immer die rothen Mauern und Zinnen an, der hohe Dom in der Mitte, davor der

merkwürdige Bogengang, den man Danziger nennt, rechts davon das neue gothische Rathhaus, links der hellgelbe Complex, welcher die Regierung birgt. Diese vier Baulichkeiten überragen auch an allgemeinem Interesse die Stadt. Wer den Berg in die Höhe gestiegen, an der „Kunst“ — einem Brunnen — vorbei, über den Markt durch die Marienburger Straße entlang bis zur Allee nach Gorken, an dem nüchternen Sitze des Oberlandesgerichts vorbei geeilt ist, wer die Unterofficierschule geschaut und die neue katholische Kirche betrachtet hat, dem bleiben sonst fast nur einfache und schmucklose Privathäuser übrig.

Doch eine Stätte darunter ist mir unvergeßlich. Sie trägt mit goldenen Lettern die Inschrift „Introite, quos musa nascentes placido lumine viderit“ und hat vielen Jünglingen*) nicht bloß die Keime der Wissenschaft, sondern auch die milde und menschenfreundliche Denkungsart eingeimpft, welche ihre Leiter auszeichnete. Es ist das Gymnasium, welches unter des geistvollen Professors Lehmann Leitung, mit Unterstützung von Schroeder und Gützlaff und aller übrigen harmonisch zusammenwirkenden lieben Lehrer nicht bloß den Verstand, sondern auch das Gemüthsleben der Schüler durch Wort und Beispiel förderten. Welche weihevolle Stunden waren es, wenn wir Primaner beim Lampenschein in des Directors Zimmer, der an der Spitze sein Pfeifchen rauchte, andächtig zusammen saßen, Höpfner oder John (beide wohl schon im Reiche der Todten) eine Einleitung sprach und wir dann in vertheilten Rollen unsere Klassiker lesend, deren Schöpfungen mitfühlten und mitdurchlebten. Diese Stunden knüpften ein Band zwischen Lehrer und Schüler, welches beiden das Streben unendlich erleichterte und alle weiterführte, als einseitiger Druck von oben her. Später hat Töppen die Direction geführt, und wie überall, wo er hinkommt, aus der Fülle seiner Kenntnisse und seines Patriotismus so auch diesem Orte ein Denkmal gesetzt in der 1875 erschienenen Geschichte der Stadt Marienwerder und ihrer Kunstbauten. Lassen

*) Z. B. Bogumil Goltz, Julian Schmidt (geb. am 7. März 1818 zu Marienwerder, gest. 26. März 1886, schrieb Geschichte der Literatur von Leibnitz), dem soeben verstorbenen Staatssecretär v. Moeller u. a. Lebenden.

wir ihn unsern Lehrmeister sein, indem wir uns nach der Vergangenheit des Orts umschauen.

Denken wir uns fünf Jahrhunderte zurück.

Da kommt ein Bettelmönch in brauner Kutte den Fußsteig von der Weichsel her, neben dem tief ausgefahrenen breiten Wege entlang zur Stadt gewandert und gelangt an die Ecke der Kehrwiedergasse. Vor ihm liegt der breite Stadtgraben, der oben vom Graudenzer Thor den Weg am jetzigen Schützenhause vorbei neben der den Berg krönenden Stadtmauer kommt und hier nach links, nach der Kaffeetreppe zu umbiegt. Der Mann überschreitet eine Brücke über denselben und eilt durch das davorstehende zweistöckige Niederthor hindurch, den Berg neben der „Kunst“ zum Markte hinauf. An der „Kunst“ ist die Brauerei, in der die Bürger umzech für sich Haustrank brauen. Der Markt war damals noch an allen vier Seiten mit Lauben bebaut, in der Mitte das alte Rathhaus. Vom Markte führt nach Osten die breite Straße an's Graudenzer Thor. Von da ab bis gegen die Wohnung des zweiten Predigers in der Marienburger Straße läuft die Stadtmauer mit Graben, wo jetzt die Kasernenstraße sich befindet. An der Innenseite hat die einen Meter starke Mauer auf Kragsteinen einen Vertheidigungsgang — Streichwehre genannt, — etwa in Abständen von 40 Metern Vertheidigungsthürme, in welche man von dem Vertheidigungsgange aus tritt. Der Thurm ist viereckig, zweistöckig mit Walmdach, nach der Stadtseite die Wand offen und Treppen führen offen in den oberen Stock. An den Ecken sind stärkere Thürme — Blockhäuser genannt. Ein solcher, in welchem die eben verfolgte Mauer an der Marienburger Straße ausläuft, war später als Zuchthaus ausgebaut. Die Mauer schloß sich ursprünglich an die um den Dom herumlaufende an, der Graben setzte sich hart neben der Nordseite des Domes fort. Die Marienburger Straße durchbrach Mauer und Graben, man legte eine Brücke über den Graben und setzte die Straße bis an den Kreuzpunkt mit der jetzigen Grünstraße, unfern der Kanter'schen Buchdruckerei, fort. Auf diesem Kreuzpunkt stand das zweistöckige Marienburger Thor. Links ab den Berg hinunter, hart am Gestüt vorbei, um die Regierung

herum, unter dem Danziger hindurch, die Kaffeetreppe vorbei bis zum Niederthor setzte sich die ebenfalls mit Streichwehren, Thürmen und Blockhäusern besetzte Stadtmauer und Stadtgraben fort. Auf den engen Raum innerhalb dieser Mauern waren Stadt, Dom und Domschloß beschränkt.

Zwischen den beiden Ställen des Gestütes gegen Norden, wo man jetzt den Regierungsplatz betritt, führte der Weg in die Vorburg, auf dem man genau da, wo man heute weiter auf's Amtsgericht steigt, durch das dunkle, aber einzige Thor im Nordflügel in das Domschloß tritt. Erst später mit dem Dom untrennbar verbunden, bildete dieses Domschloß den Sitz des Kapitels von Pomesanien.

Der Bischof selbst hatte sein Domicil in Riesenburg. Dem Domkapitel wurde sein Sitz hier angewiesen und hier scheinen die wichtigeren Beschlüsse, bei denen der Bischof an die Zustimmung dieses seines Senats gebunden war, gefaßt zu sein. Wer in den Schloßhof aus dem finstern Eingangsthor, über welchem die Bureaus (die Trapperia) lagen, eintrat, sah den kleinen Schloßplatz vierseitig bebaut und um alle vier Seiten einen zweietagigen Säulengang herumführend. Die untere Etage desselben diente dem Wirthschaftsbetrieb, die obere, an den Wänden mit geistlichen Gemälden — Evangelisten darstellend — versehen, bot eine luftige, alle vier Flügel verbindende Stoa, in der lustwandelnd und ungestört die Domherren einherschritten.

Im rechten Flügel, dem heutigen Schwurgerichtssaale, fand man das Sommerrefectorium, im linken Flügel die Firmarien oder die Krankenstuben, vor sich in dem jetzt verschwundenen Südflügel zur Rechten den Kapitelsaal, zur Linken den Versammlungsremter, den gewöhnlichen Aufenthalt der Gesellschaft. Alle diese Räume waren im Innern hoch, geräumig und mit Sterngewölben versehen. In der Etage des Südflügels über dem Remter und dem Kapitelsaal befanden sich die einzelnen Schlafgemächer der Domherren neben einander, lauter kleine Räume mit glatter Holzdecke, aber schöner Aussicht auf die zu Füßen liegende Stadt und die Niederung bis Neuenburg zu.

Treten wir in das Prachtgemach, das Sommerrefectorium im Flügel rechts, an welchen sich unmittelbar nach Westen hin der große, nach Norden aber der kleine Danziger anschließen. Denken wir uns zurück in den Herbst 1486; es ist ein Kapitelstag hieher berufen, der Bischof Johann IV. erschienen. Nach einem Gottesdienste im Dom ziehen die Domherren, vom Bischof geführt, paarweise in diesen Kapitelsaal und nehmen auf den tuchbedeckten Steinbänken rings um denselben nach der Reihe des Alters Platz. In der Mitte steht ein Tisch für den Schreiber (Notar), davor sitzt in reich geschnitztem Eichenstuhle der Bischof.

Es ist ein von drei Mittelpfeilern getragener Saal von 80 Fuß Länge und 30 Fuß Tiefe, in dessen vier 8 Fuß hohe, $2^1/_2$ Fuß breite, bunte Fenster von der Niederung her das Sonnenlicht voll einfällt und die Seele feierlich stimmt.

Der Domherr Johann Marienwerder hat — gemäß der Canonisationsregel — den wiederholten Antrag gestellt, die Heiligsprechung der Schwester Dorothea beim Papste wieder anzuregen. Er tritt an den Tisch des Schreibers und begründet seinen Antrag in längerer Rede.

Wer ihn selbst hören will, lese sein „Leben der zeligen Frawen Dorothea clewsenerynne in der thurmkirche zu Marienwerder des Landes zu Prewszen“ im zweiten Bande der Script. S. 197 bis 350 und bis 374, wo Töppen diese culturhistorisch merkwürdigen Schriften zusammengestellt hat; wenn man die Sage vom heiligen Adalbert verfolgt, so wird man auch hieran Interesse finden. Man erkennt den Culturfortschritt von damals bis heute, wenn man auf ihr Leben einen Blick wirft: eine solche Heilige ist heute unmöglich!

Zu Montau 1347 von einfachen Leuten geboren, zeigte sie schon früh einen Hang zu guten Werken, welche darin bestanden, daß sie die Arme lange über Kreuz hielt, weinte, „wemirzte“, sich die Haut zerkratzte und in wahnwitzige Verzückungen verfiel, wobei sie glaubte, daß Christus selbst sie an den betreffenden Stellen des Körpers verwunde. Im Alter von 16 Jahren heirathet sie einen Schwertfeger Adalbert in Danzig, mit welchem sie neun

Kinder erzeugt.*) Wenn sie auf den Markt Fleisch oder Fische kaufen geht, kauft sie nichts, schaut stier auf einen Fisch und kommt vergnügt heim, als ob alles eingekauft wäre. Fische kocht sie ungeschuppt und ohne sie auszunehmen. Gänseeier sah sie stundenlang mit „lieblichen Augen“ an, ohne es zu wissen. Der Mann hat eine Engelsgeduld. Um sie aus der Verzückung zu reißen, begoß er sie mit Wasser, was jene nicht merkte. Fast immer liegt sie auswärts, in der Kirche. Sie wallfahrt nach Pehsken, Köslin, mit ihrem Manne nach Aachen und 1384 zum Eremiten nach Finsterwalde, wo sie 1½ Jahre bleibt und dann allein nach Rom pilgert. Inzwischen stirbt ihr Mann und acht ihrer Kinder. Das neunte giebt sie in ein Kloster und begiebt sich nach Marienwerder, wo sie sich einmauern läßt, in der Zelle vom 2. März 1393 bis 25. Juni 1394 lebt und dann stirbt. Der grundgelehrte Johannes Marienwerder setzte sich neben ihre Zelle hin und schrieb ihre Weissagungen nieder.

Dieser Dorothea Heiligsprechung befürwortete also Johannes Marienwerder. Die Mehrzahl der Domherren, auch der Bischof stimmen ihm bei, doch finden sich einige Opponenten, denen die offenbare Vernachlässigung der Pflichten einer verständigen Hausfrau Seitens der Dorothea ein Dorn im Auge ist. Die ermüdende Debatte zieht sich stundenlang hin, bis der Bischof aufsteht, dem ältesten Domherrn den Vorsitz überträgt und den Hauptopponenten bittet, ihm zu folgen.

Beide treten durch die Thür nach Westen in einen etwa 10 Fuß im Lichten breiten, 6 Fuß hohen, mindestens 170 Fuß langen Gang, in welchem das in's Refectorium reichlich einströmende Sonnenlicht angenehm gedämpft ist und nur durch wenige Lichtschlitze eindringen kann. Dann treten sie in ein geräumiges achteckiges Kreuzgewölbe mit Wandmalereien und allem Comfort ausgestattet. Die geöffneten Mittelfenster lassen balsamische Abendluft einströmen, welche ihnen nach der Schwüle des Tages wohlthut. Sie treten an's Fenster und erfreuen sich der

*) Töppen, Marienwerder 141 ff.

Aussicht auf das weite Weichselthal, links die Zinnen von Neuenburg, rechts die Spitzen von Mewe, schrägüber der dunkel belaubte Wald von Fiedlitz auf der Anhöhe der Weichsel. Man erfrischt sich an den Früchten und dem Weine auf dem runden Tische inmitten und plaudert gemüthlich über das Thema. Der Bischof weiß den Opponenten zum Schweigen zu bringen, und man tritt in's Refectorium zurück, wo nun der Antrag durchgeht.

Dieses Zwiegespräch fand auf dem „Danziger" statt, jenem fünfbogigen Vorbau in die Niederung hinein, dessen Thurm auf der Stelle steht, wo ehemals das Flüßchen Liebe floß. Solche Danziger findet man bei vielen älteren Burgen, sie dienten der Vertheidigung und hielten die Communication mit dem Trinkwasser fest, weshalb ihre Thürme immer über Gewässer stehen. Es war im Mittelalter ein beliebtes Manöver der Belagerer, den Belagerten das Trinkwasser abzuschneiden*) und gegen diese Gewohnheit waren sie gerichtet. Der Thurm war hohl, Knechte zogen, wie damals gewöhnlich, mit Eimern an Stricken das Wasser empor. Die Belagerten flohen, die Belagerer stiegen zuweilen in die Burg ein durch diesen hohlen Thurm, dessen Bestimmung zuweilen verkannt ist (z. B. in Steinbrecht's Thorn im Mittelalter S. 20).

Um nun wieder auf die Gegenwart zu kommen, lassen wir uns in den großen Dom führen, dem die Pietät eines seiner letzten Pfleger, Liedtke's, ein neues Gewand gegeben und ihn so hat wiedererstehen lassen, wie ihn wohl Bischof Johann IV. (1480 bis 1501) in seiner Prachtliebe ausgestattet haben mag.

Zwei Reihen achteckiger hoher Pfeiler, je fünf in einer Reihe, tragen das Sterngewölbe, etwa 200 Fuß in der Länge und 80 Fuß breit. Die Pfeiler sind rosa gefärbt, je zwei derselben verbindet ein blauer Arkadenbogen. Durch zehn hohe Bogenfenster von 40 Fuß Scheitelhöhe auf jeder Seite fällt das Licht ein, gedämpft durch Farben und $3^1/_2$ Fuß starke Strebepfeiler davor.

Die Fenster stehen 52 Fuß hoch über der Plinte und gewähren einen Raum für einen Cyklus von Heiligenbildern, die

*) Vergl. Scherr, deutsche Cultur- und Sittengeschichte, S. 189.

ringsum an die Wand gemalt sind. Unter jedes Fenster hat man — wie heute in der Votivkirche zu Wien — nach dem Muster des Klosters Emaus zu Prag einen weißrothen Teppich mit grünen Blattornamenten gemalt und nach dem Geschmacke und dem Stande der Malerei bei uns um jene Zeit Bilder gemalt; die Umrisse sind mit starken Strichen gezeichnet und in dieselben die Localfarben ohne viel Schattirung eingetragen.*) Hier ist die Verkündigung Mariä, dort die Anbetung der drei heiligen Könige, ein Bild mit den fünf klugen und den fünf thörichten Jungfrauen, die Martyrien des Johannes, dort ist Maria Magdalena und Katharina, an anderer Stelle wieder ein Papst mit dreifacher Krone, hier die Versuchung Christi u. s. w. Als man die Kirche restaurirte, hat man auch diese Bilder in ihrer Ursprünglichkeit wieder hergestellt; ohne damit den Dank der Gemeinde zu ernten. Diese durfte mit Recht erwarten, daß man sich nicht auf Kosten des heutigen Geschmackes gar zu enge an die Vergangenheit anschloß, sondern ihr einen ähnlichen Bilderschmuck nach dem heutigen Stande der Kunst biete.

Doch wir haben uns schon fast zu lange auf den Stätten der Vergangenheit aufgehalten, sehen wir uns auch die Umgegend an. Da führt eine schattige Allee nach Gorken, hier junge Bäumchen (jetzt mögen sie schon recht eingewachsen sein!) nach Rospitz oder in den Wald bei Liebenthal, wohin sich unsere Schulspaziergänge zu richten pflegten. Unten im Thal bei Mareese vorbei geht's am Ufer der Liebe — wo könnte man schöner wandeln! — zur Ziegelscheune. Jung und Alt, mit Fahnen und Janitscharen zieht hinaus im Schatten der alten Weiden auf den großen ebenen Platz vor der Ziegelscheune, deren Ostseite auf hohem Rande von alten Tannen eingefaßt ist und erfreut sich am Vogelschießen, bei Spiel und Lauf, Abends bei dem Tanze im jährlich wiederkehrenden Schulfeste, das Freunde der Jugend durch eine kleine Dotation gestiftet haben.

---

*) Töppen, S. 238.

4. Die Dome.

Im Gegensatz zu den gothischen Profanbauten, welche nur eine Reihe Pfeiler in der Mitte oder gar nur ein Pfeiler trägt, nennt man Dome die Kirchenbauten mit mindestens zwei Reihen Pfeiler, also drei Längsschiffen zwischen ihnen und den Seitenwänden eingeschlossen (Büsching).

Wir besitzen deren nur 4 (Töppen, Marienwerder, S. 206—10), nämlich den aus dem 13. Jahrhundert herrührenden Dom zu Culmsee, wo sich bis zum Anfang dieses Jahrhunderts der seitdem nach Pelplin verlegte Sitz des culmischen Bischofs befand,*) die übrigen drei aus dem 14. Jahrhundert stammend. Diese letzteren sind, entsprechend den bessern Zeitverhältnissen auch großartiger gebaut.

Der Dom für das Bisthum Samland befand sich vorübergehend in Fischhausen, dann in der Altstadt Königsberg, wurde schließlich 1333 in den Kneiphof Königsberg verlegt und sah dort seiner Vollendung entgegen, welche zur Zeit des Bischofs Bartholomäus (1359—1378) noch nicht bewirkt war.**) (Der Dom scheint noch jetzt nicht vollendet zu sein, da noch einer seiner Thürme an der Portalseite fehlt.)

Zur Erbauung der Domkirche des Ermlandes zu Frauenburg ertheilte Papst Johann XXII. 1329 einen Ablaß, die Fertigstellung trat erst 1388 ein.***) Den jüngsten Dom, der erst 1343 in Angriff genommen wurde, zu Marienwerder, haben wir bereits betrachtet. Daneben wurden in diesem kunstsinnigen Jahrhundert auch viele Stadt- und Landkirchen erbaut, beispielsweise die Marienkirche zu Danzig seit 1343 (cf. Hirsch, die Oberpfarrkirche St. Marien, Danzig 1343), die Pfarrkirche zu Braunsberg seit 1346 (N. P. P. Bl. 1846, II. 449; IX, 161), die Klosterkirche zu Oliva seit 1350 (Hirsch, N. P. P. 1850, X, 27) nach dem

---

*) Quast, zur Geschichte der Baukunst in Preußen, N. P. P. Bl. 1850 IX, 23—25.

**) Hagen, Beschreibung der Domkirche zu Königsberg.

***) Quast, Denkmäler der Baukunst in Preußen.

Brande, welche 1355 noch nicht vollendet war (Bau und Kunstdenkmäler Westpreußens S. 98).

Alle vier Dome haben je drei Längsschiffe ohne Querschiff, der Altarchor ist überall nach Osten gerichtet, und schließt zu Königsberg und Frauenburg mit gradliniger Giebelwand ab, während der zu Marienwerder, wie die Schloßkirche zu Marienburg einen polygonen Abschluß hat. In den beiden letzteren zeigt sich auch unterhalb der erhöhten Stelle, welche im Osten den Altar trägt (Altarempore) eine Gruftkirche (Krypta, zur Aufnahme von Särgen). Die Dome zu Culmsee und Frauenburg sind Hallenkirchen, in denen alle drei Schiffe gleich hoch sind; in denjenigen zu Marienwerder und Königsberg ist das Mittelschiff höher und hat gegen die Seiten falsche Fenster, Blenden. Diese Bauart nähert sich dem Basilikenstyl, der darin besteht, daß diese Seitenfenster wirklich angelegt sind, wie es in den Kirchen zu Oliva, Pelplin, Praust, Pr. Stargardt, Neuteich, Wormditt, Bartenstein, Culmsee und Thorn der Fall ist. Dieses sind wirkliche Basilikenkirchen.

Was die Bewohner der Gruftkirchen betrifft, so waren es meist die Erbauer derselben, welche einen Stolz darin zeigten, sich eine schöne Begräbnißstelle zu sichern. Dies war auch das Hauptmotiv des Bischofs Barthold dazu. Die Hochmeister von Dietrich von Allenstein ab, ruhen regelmäßig in der Krypta zu Marienburg, der sog. Annencapelle. Von den früheren wurden die Landmeister und Siegfried von Feuchtwangen († 1311) in der Domkirche zu Culmsee begraben, Werner von Orseln († 1330) ist zu Marienwerder beerdigt, in dessen Sprengel Marienburg lag. Dieses besaß damals noch keine Krypta. Luther von Braunschweig ruht zu Königsberg und Ludolph König von Weizau wieder zu Marienwerder.

Der Dom zu Marienwerder ist, wie bereits angedeutet, der einzige, welcher durch den Kunstsinn und die unermüdliche Opferfreudigkeit des Superintendenten Liedtke eine Renovation erfahren hat, der ihn jetzt als den schönsten Dom Altpreußens erscheinen läßt. Wohl darf man an dieser Stelle fragen, ist denn in Königs-

berg kein Liedtke? Der Königsberger Dom ist noch heutigen Tages unvollendet, es fehlt in der schönen Façade gegen den großen Domplatz, der Thurm auf der linken Seite, welcher, wie der Magdeburger Dom zeigt und die Symmetrie erheischt, dazu schlechterdings gehört. Vor Allem aber bedarf diese Façade der Erneuerung, damit Jedermann die edlen Formen erkennt. Auch fehlt noch das große Rosettenfenster im Mittelbau über dem viergetheilten hohen Fenster. Der Königsberger Dom als das schönste Bauwerk Altpreußens nach der Marienburg ist sorgfältiger Pflege werth!

5. Marienburg.

Schon oft hat man, um eine Anschauung der Vergangenheit zu gewinnen — wie Stacke in seiner deutschen Geschichte — auf die schönen Initialen zurückgehen müssen, denen die abschreibenden Mönche Bilder und Skizzen einfügten. Ein ander Mal greift man zu Siegelabdrücken oder Münzen, um Portraits von Personen zu gewinneu. Bei uns im Ordenslande, wo das Ritterwesen seine letzten Spiele und Feste feierte, mußte eben der Tourniere halber, das Herold-Tournier- und Wappenwesen gepflegt werden. Die Kupferstecher, welche die Wappen für die Schilde der Ritter verfertigten, haben zuweilen Schaumünzen bei Jubiläen der Städte gefertigt, die sich erhalten haben. Für die Stadt Thorn ist dies eine gute Quelle geworden, wovon Steinbrecht in seinem „Thorn im Mittelalter" öfter Gebrauch gemacht hat.

So hat sich auch eine alte Skizze der Marienburg aus ihrer Glanzperiode erhalten, die wir mit wenigen Strichen zeichnen wollen.

I. Außenansicht.

Wir kommen von Elbing. Vor uns liegt der breite Nogatstrom, gegenüber die Marienburg, deren rother Ziegelbau sich von dem grauen Hintergrund des Himmels scharf abhebt und ohne Baum, ohne Strauch, in völliger Ebene bis dicht an die Nogat heranreicht. Drei Gruppen markiren sich darin. Die niedrigste zur linken

Hand schließt rechts mit einem kleinen Thor gegen die Nogat ab und umfaßt zinnengekrönte Speichergebäude, Dienerwohnungen, Mauern mit runden, starken Thürmen, mit Spitzen wie Mönchskappen. Ein ganzes Dutzend solcher Kappen guckt bald neben, bald hinter den Speichern hervor. Durch einen Theil der Mauer (ganz links) geht die Nogat unten hindurch; hier mündet Hochmeisters Fischteich in dieselbe; gleich neben dem Nogatthor liegt die Baderei, ein einstöckiges Warmbad mit Schornstein, in welches das Wasser hineingetragen wurde.

Der mittlere Complex umfaßte die Hochmeisterwohnung und die Empfangsalons, die Prachtbauten, in denen die Elite des ganzen Ordens sich zu versammeln und die fremden Gäste fürstlich zu empfangen und aufzunehmen pflegte. Da sind links die acht hohen Bogenfenster des großen Sammel-Remters, denen gegenüber auf der Stadtseite eine gleiche Fensterreihe correspondirt, sodaß dieses größte Gemach sowohl von Osten die volle Morgensonne, als auch von Westen die Abendsonne gleichmäßig erleuchtete. Nicht wie wir bei Lampenlicht zur Nacht, sondern bei vollem Sonnenlicht feierte hier der Orden seine Feste. Mit dem Remter verbunden tritt rechts ein mehrstöckiges Gebäude etwas vor denselben hervor, unten Geschäftsräume und Dienerwohnungen, nach hinten die Hochmeisterwohnung, oben im besten Geschoß, die vier hohen Fenster des Hochmeisterremters, des schönsten und edelsten Gemaches der Marienburg, der Krone des gothischen Profanbaues der ganzen Welt, desjenigen Remters mit dem einzigen Pfeiler in der Mitte, nach welchem Jagello 1410 die bekannte Steinkugel richten ließ.

Rechts bleibt uns der höchste Theil übrig, die Hochburg oder wie die Ritter sie nannten, „die rechte Burg", die alte quadratische Burg, welche von hinten her der hohe Thurm an der Annencapelle überragt, die Vorderfront, sechs hohe Blenden-Bogenfenster darstellend, an den Ecken zierliche Flankenthürme.

Ein doppelter Mauerzug davor gegen die Nogat schützt die mittlere und die Hochburg gegen die Wasserseite. Ganz rechts erblicken wir die von Dietrich von Altenburg erbaute Brücke über die Nogat, runde starke Thore und Thürme führen von ihr in die Burg.

Wer von der Stadtseite kommt, sieht den höchsten Thurm und neben ihm an der Spitze der Annencapelle die 25 Fuß hohe Colossalstatue der Mutter Gottes mit dem sieben Fuß hohen Jesuskinde, ein Kunstwerk von italienischen Künstlern ausgeführt, und mit Glasemaille überzogen; daneben die Hinterseite des großen Remters.

Noch einen Blick auf das wundervolle Standbild. Maria steht im rothen blaugefütterten, mit goldenen Vögeln besetzten Mantel und der goldenen Krone, um das Haupt einen weißen Schleier, Jesus in rothem, mit goldenen Blumen durchwirkten Kleide, in der Linken die Weltkugel tragend*) — ein Kunstwerk, das die Ritter als Hüterin über die Seelen der Abgeschiedenen in die Mitte der Kirchhöfe stellten; hinter ihr in der Annencapelle ruhten die Hochmeister, vor ihr und um sie herum auf dem östlichen Parcham die Ritter, welche, nachdem ihnen in der Annencapelle ein Hochamt gehalten, hier unter Maria's und Jesu Augen in die ewige Ruhe gesenkt wurden.

Die Idee, hier am Haupthause des der Maria gewidmeten Ordens ihr colossales Bild aufzustellen ist eben so originell, wie künstlerisch großartig. Mit dem Gnadenblicke gen Osten hält sie Jesum der Welt hin, sie schützt und verbindet das Diesseits mit dem Jenseits, die Vergangenheit, Gegenwart und in dem Blicke zur Sonne auch die Zukunft durch die göttliche Gnade. Die neue Zeit hat in ihren überall zerstreuten kleinen Standbildern Denkmäler schaffen wollen, aber nur in der vereinsamt stehenden, von fern zu klein, von nah zu groß erscheinenden Germania auf dem Niederwald einen ähnlichen, indessen weder künstlerisch noch mensch-

*) A. M. S. VI., S. 640. Bergau, dem wir so viele werthvolle Abhandlungen verdanken, erzählt, daß die undurchsichtigen Emailpasten von 1/2 Zoll Seite pyramidal auslaufen, die goldenen auf rothem oder schwarzem Glase einen echten Goldüberzug haben; der rechte Arm erscheint zu kurz, die rechte Hand ungeschickt, weil die Verfertiger nur Flächen, nicht Figuren plastisch zu bilden verstanden; der Faltenwurf vortrefflich. v. Schoen ließ durch Gregori 1817 eine Renovation vornehmen, die mißlang. Salviati aus Venedig, der die Glasmosaik von neuem erfand, restaurirte sie 1868 ff. durch seinen Arbeiter Angelo Gagliardotti. (S. hat eine Niederlage in der Passage zu Berlin).

lich so tiefen Gedanken ausgeführt. Auch die Athene der Griechen auf der Akropolis, an sich künstlerisch größer, war nur die Wächterin und Beschützerin Athens, mit Speer und Schild Krieg und Tod im eisigen Blick sinnend, während Maria die wärmste, versöhnende Liebe und Humanität repräsentirt und sich innig an das von ihr beschützte und wiederum sie selbst schützende Haupthaus anschmiegt. Die Stelle ist vorzüglich gewählt.

II. Grundriß.

Blicken wir vom Söller des hohen Thurms herab, auf den ganzen Complex der Burgen und Vorburgen vor uns, so gewinnen wir die Contrafactur, nämlich eine Ansicht, fast einen Plan, wie ihn der um die Restaurirung der Marienburg in erster Reihe verdiente Oberpräsident v. Schoen durch den Geometer, spätern Baurath Gersdorf, dem wir auch das vorgedachte Bild verdanken, herstellen ließ und wie er von Büsching aufbewahrt ist.

Wir stehen auf der hohen Warte, mit dem Rücken nach Süden gegen die Stadt, dicht unter uns zur Rechten befindet sich Maria mit dem Jesuskinde, den Blick nach Osten gerichtet. Dicht vor uns zu unsern Füßen gegen Nordwesten liegt das alte quadratische Ziegelgemäuer, das wir Hochschloß, die Ritter aber das rechte Schloß nannten. Drei Seiten davon, nämlich die Südseite, auf der wir stehen, und die Flügel rechts und links davon, ehemals Versammlungsremter, Spital, Landmeisterwohnung, Speisesaal und Schlafgemach, sind jetzt zu Magazinen eingerichtet und werden noch als solche benutzt. Nur der Flügel uns gegenüber, nach Nordwest, befindet sich in der Restauration und wir sehen den Baumeister Steinbrecht darin beschäftigt, wie er auf der rechten Hälfte des Flügels die Marienkirche und darunter die Annencapelle, auf der linken Hälfte des Flügels den alten Capitelsaal mit den Hochmeisterbildern herstellt. Ehemals zog sich um die ganze Innenseite des Hofes ein Kreuzgang durch zwei Etagen, von denen der untere massivere und niedrige Theil den Wirthschaftszwecken diente, in die Küchen-, Kohlen- und sonstigen Vorrathsräume führte, während die höhere und

schlankere, geschmackvoll gewölbte und mit Säulen und Gemälden gezierte Oberetage des Kreuzganges die Verbindung für die Bewohner aller vier Flügel herstellte und als Corridor benutzt wurde. Durch diesen Theil gelangt man auch in die vorgedachte Marienkirche daneben, vermittelst der „goldenen Pforte“, eines mit phantastischen Emblemen, Thieren, Affen u. a., in gebranntem Stuck gezierten Eingangs zur Kirche, so genannt, weil diese Embleme ganz vergoldet waren. Der Theil des Kreuzganges an Kirche und Kapitelsaal ist theilweise restaurirt. An der Ecke des Kapitelsaales uns schräg nach links gegenüber befindet sich das in den Burghof führende schräge Thor, von welchem aus man auch durch eine Treppe vom Hofe in den Kreuzgang steigt.

In der Mitte des Schloßhofes befand sich der tiefe Schloßbrunnen, jetzt verschüttet und verfallen, eine Stelle, wohlgeeignet für ein künftiges Standbild.

An der linken Ecke des Flügels, auf welchem wir stehen, tritt in den Graben, der den Parcham der Burg umzieht, und welcher durch den in künstlicher Leitung etwa 6 Meilen weit hergeführten Mühlenbach gespeist wird, schräg aus dem Quadrat der Burg heraus der Danziger, ein Vertheidigungsgang, der, in der Regel vom Kapitelsaal ausgehend, die Verbindung mit dem Wasser im Kriege sichern sollte.

Achten wir auf bauliche Einzelheiten, so finden wir als Verzierungen, die im Allgemeinen des burgartigen Charakters halber vermieden sind, doch einzelne Striche, mosaikartige Rauten und Zickzackwinkel von roth, grün, schwarz oder gelb verglasten Ziegelsteinen, in der Regel in zweifarbigem Wechsel. Unter den Wehrgängen findet sich eine Bogenverzierung mit Weinranken. Alle alten Verzierungen sind aus gebrannten Ziegelsteinen, erst seit Dietrich's von Altenburg's Zeiten ab finden sich Verzierungen aus Stuck. Auf den Ziegeln an der goldenen Pforte finden sich Spuren einer erhabenen Schrift, die auch sonst öfter vorkommt, aber, da sie zu sehr exponirt ist, nirgends erhalten zu sein scheint (Büsching).

Blicken wir über das Hochschloß weiter nach Westen hinüber, so schauen wir, durch breiten Graben und Brücke davon getrennt,

das sog. **Mittelschloß**, welches die Prachtbauten und die Hochmeisterwohnung enthält und eben so wie das Hochschloß auf ein etwas größeres Quadrat zugeschnitten ist, wovn indessen die uns zugekehrte vierte Seite fehlt, so daß es nur drei Flügel hat. Davon ist derjenige uns zur Linken, hart neben und parallel der Nogat liegende der Hauptttheil, an den sich uns gegenüber der Nordflügel mit der Conventsküche und den Ritterwohnungen und dann der rechte Flügel mit der Wohnung des Großcomthurs schließt, welcher letztere in der uns zugekehrten Giebelseite in die Bartholomäuskirche ausläuft. Weil die Ritter Tags 6 Mal und 2 Mal Nachts kirchliche Uebungen pflegten, so legte man die Kirchen so, daß sie aus ihren Schlaf= oder Versammlungsräumen ohne viel über Höfe gehen zu müssen, bequem dorthin gelangen konnten.

Was nun den linken Flügel dieses Mittelschlosses mit den Prachtbauten betrifft, so schließt sich im Norden an die Küche links in der äußersten Ecke neben der Nogat oder vielmehr dem derselben parallel fließenden Mühlgraben, die ganz hohe Etage füllend der Sammel= oder Huldigungsremter mit 3 Säulen an, welcher von Osten her durch 7 colossale mit den bunten Wappen der Ritter bemalte, hoch vom Fußboden gelegene Fenster die Morgensonne, im Westen durch acht hohe Fenster die Abendsonne erhielt. Die Abendfenster lagen tief, so daß der Sitzende bequem durch sie auf die Nogat und das gegenüberliegende Ufer schauen konnte. An den Sammelremter schließt sich im Süden dieses Flügels quer an denselben herantretend und mit der Westseite über den Mühlengraben nach der Nogat zu vortretend, ein mehrstöckiges Gebäude, welches die Hochmeisterwohnung in der Mitte, gegen den Süden den Vorsaal, Meisters Gemach, Meisters kleinen Remter und endlich an der Nogat Meisters großen Remter von 4 Fenster Front im 3. Stockwerk trägt, zu welchem neben der Hochmeisterwohnung bis zum Ziehbrunnen ein langer Prachtgang führt.

Es würde verwirren, wenn wir alle Räume der Hochmeisterwohnung beschreiben wollten. Es genügt zu bemerken, daß sie aus mehreren Räumen, einem Vorgemach, einem kleinen Wärme=

oder Badezimmer und einem großen Schlafzimmer mit den historischen drei Wandschränken bestand, und daß man aus ihm bequem in die Capelle gegen Osten mit drei Fenster Front gelangen konnte.

III. Inneres.

Verlassen wir jetzt unsern Standpunkt und treten da, wo die Besucher heute durch den Kastellan gemeinhin zuerst hingeführt werden, an der Hand Büsching's*) in den **Sammelremter**, so imponirt der 96 Fuß lange und 48 Fuß breite, zur Zeit weiß getünchte Saal hauptsächlich durch das inmitten auf 3 je 10$^1/_2$ Fuß hohen und 15 Zoll starken roth und schwarz gekrönten schwedischen Granitsäulen ruhende Gewölbe, welches von jedem Pfeiler in 24 Strahlen zur schönen Spitzbogendecke ausläuft; die einzelnen Strahlen vom Pfeiler aus schlank in die Höhe steigend, zusammen gleichsam einen Blumenkorb bildend. An den Langseiten stehen die Rippen auf je 7 Kragsteinen aus Kalkstein, jeder eine andere Gestalt zeigend, Köpfe, Blumen, altdeutsches Viereck, keiner dem nächsten oder gegenüberstehenden ähnlich, sondern ganz verschieden. (Büsching kannte das von Steinbrecht entdeckte Geheimniß ihrer Herstellung mit dem Meißel noch nicht und dachte an unsern Formstein.) An den beiden Schmalseiten je 2 Kragsteine, alle in Pfeilerhöhe vom Boden abstehend, in den Ecken kleinere Kragsteine, überhaupt 22 an der Zahl.

Kopfgesims und Füße der Pfeiler sind von Kalkstein in sinniger Weise verziert. Am nördlichsten Pfeiler (an der Küchenseite neben der Schenkbank) Adam und Eva am Baume der Erkenntniß, daneben ihre Vertreibung, dann Adam hackend, Eva spinnend, zuletzt ein Engel, der ein Kind wiegt. Um den Fuß wechseln Larven und Blumen miteinander auf dem sonst glatt gehaltenen und nur gegliederten Untersatz ab. Der Mittelpfeiler hat am Kopfgesims eine dreifache Reihe von Blumen übereinander gelegt und ausgehauen, am Fuße ist an jeder Seite eine altdeutsche, innen mit Zacken und Spitzen geschmückte Figur, reich-

*) Schloß Marienburg, S. 71.

haltig wechselnd und schön geformt. Zwischen diesen beiden Pfeilern liegt im Boden ein 25fächriger Rost, durch den von unten her die Luftheizung dringt, welche indessen — wegen der 15 gegenüber stehenden hohen Fenster den Saal nur im Frühjahr und Herbst in angenehme Temperatur versetzen konnte, so daß wir ihn uns nur als großen Sommersalon zu denken haben. Der dritte Pfeiler ist der lustige Geselle in ernster Reihe. An seinem Kopfgesims haben sich Spielleute und Tanzende angefaßt, und umspringen ihn, mit dem Rücken an ihn lehnend. Der Fuß ist mit wunderlich verzerrten, blökenden Larven, Narrenkappen und Eselsohren geschmückt.

Die Schlußsteine des Gewölbes sind mit Blättern und Blumen geziert, nur einer ist alt und zeigt des Hochmeisters Wappen, die Flucht nach Egypten. Hieran ist eine farbige Ausmalung deutlich zu erkennen, die auch an den Kopfgesimsen der Pfeiler, den Kragsteinen und den Rippen (blaugelb) stattgefunden haben dürfte. Ueber der großen Eingangsthür Spuren eines Gemäldes, Christus der die Maria segnet. Rings um den Saal eine Steinbank. Weil die Halle nur am Tage benutzt wurde, muß wegen der vielen bunten Farben die Grundfarbe ganz hell gewesen sein, wogegen sich die farbigen Gesimse und Diener schön abheben. Der Fußboden ist in den österreich'schen Farben gelb-schwarz getäfelt.

Bemühen wir uns zum Schluß, — den großen Eingangsflur, welcher wohl als täglicher Speisesaal der Ritter gedient hat, und eine nur noch an den Fundamenten der Ostseite erkennbare Veranda hatte, links, die Hochmeisterzimmer mit den beiden Bären der Jungingen rechts lassend, — durch den großartigen Gang, bis zum runden Ziehbrunnen, so treten wir links in Meisters großen, vorne vierfenstrigen Remter, den Bergau wegen seiner grandiösen Einfachheit wohl mit Recht für das Meisterstück aller gothischer Baukunst hier und aller Orten hält. Er ist nebst dem kleinen Hochmeisterremter daneben als der Wintersalon zu betrachten und auf bessere Erwärmung eingerichtet. Das offenbar nicht gleich von vorne herein vorhandene, sondern erst später gefühlte Bedürfniß darnach, ferner die vollendetere Form und der dann schon beengte Raum, welcher

zwang, damit aus der Front hervor und über das Mühlenfließ — vielleicht an Stelle einer dort früher bestandenen Mühle hinauszutreten, sind deutliche Beweise für sein jüngeres Alter gegenüber dem Huldigungsremter. Um gleich hier ein paar Worte über die Bauzeit anzuknüpfen, über welche alle positiven Nachrichten fehlen, so ergeben innere, der Bauconstruction entlehnte Gründe, daß Dietrich von Altenburg die Marienkirche um's doppelte vergrößerte, die Annencapelle anlegte, den Kapitelsaal um einen Pfeiler verlängerte, vorschob und erhöhte, kurz noch mit den Bauten des Hochschlosses beschäftigt war. Wenn er überhaupt schon an's Mittelschloß herangetreten ist, so rühren wohl nur die Risterwohnungen im Flügel rechts nach der Stadt zu von ihm her. Die übrigen Bauten des Mittelschlosses können seine beiden Nachfolger, die nur wenige Jahre regierten, nicht bewirkt haben, und es spricht alles dafür, daß die Räume, die wir betreten wollen, aus der glücklichen 30jährigen Regierungszeit (1352—82) Winrich's von Kniprode herrühren, von dem nur Simon Grunau berichtet, daß er „mächtig bawete".*) Doch blieb noch die eigentliche Hochmeisterwohnung zurück und daß diese die beiden Jungingen vollendeten, schließe ich daraus, daß ihre Bären vor dem Eingange Wache halten. Der ganze Prachtbau stammt darnach aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts und ist erst kurz vor der Schlacht bei Tannenberg fertig geworden.

Fricke (Tafel X) hat nach Gilly's Zeichnung **Meisters großen Remter** mit einem Pfeiler, den wir an der Hand Büsching's**) betreten, in brauner Sepia prachtvoll gezeichnet, ein Bild, das fast mehr wie die Wirklichkeit jeden bezaubert, der für bauliche Schönheit nur entfernt Sinn hat. Der Raum ist quadra-

*) v. Quast ist der Ansicht, daß die Hochmeisterwohnung von Winrich gebaut sei, der den beim Münsterbau zu Xanten beschäftigten Magister Jacob etwa 1370 ein Jahr lang nach Marienburg kommen ließ; doch war dieser Meister wohl ein Maler, der „für 4 Bilder um die Thür im Chor" 3 Mark 12 Den. erhielt. N. P. P. Bl. 1852, S. 71 und 72. — Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir auf v. Quast's vorzügliche Arbeiten hinzuweisen, insbesondere dessen „Denkmäler der Baukunst in Preußen, Berlin 1852," worin sich kunstgerechte Abbildungen von Frauenburg, Rössel u. a. vorfinden.

**) Büsching, l. c., S. 59.

tisch, 45 Fuß lang und ebenso breit. Sein achteckiger, 13½ Fuß hoher, einziger Granitpfeiler ist 26 Zoll stark, es strahlen von ihm 16 Rippen schlank zum Gewölbe aus, dessen Spitze vom Estrich ab 29½ Fuß aufsteigt; die Spannung beträgt 22 Fuß. Knauf und Fuß des Pfeilers sind aus Kalkstein, ohne alle Verzierung. Sechszehn Kragsteine an den Wänden tragen die Rippen. Gegen Meisters kleinen Remter daneben ist er durch eine starke Wand ohne Thür, in welcher die Schenkbank, getrennt, an der Eintrittsthürwand sind zwei, an den beiden andern drei, bezüglich vier Fenster. In der Höhe des Pfeilers zieht sich durch die hier gleichartigen Kragsteine eine Linie um den Saal, welche die Fenster theilt, in einen quadratischen, drei- resp. zweiflügeligen Theil, unten mit Kreuzen, dann eine rothe vierzeilige Inschrift darüber,*) ein Wappen und Rosetten darüber, sowie in ein oberes zweiflügeliges Spitzbogenfenster, welches Ritterfiguren darstellt. An drei Seiten zieht sich unten um den Saal eine Steinbank. Ueber dem Eingange befindet sich eine Empore, von welcher herab die Posaunen, Pfeifer und Fiedler herabschmetterten. Von Gemälden und sonstiger decorativer Ausschmückung ist nichts bekannt, doch ist mit Sicherheit anzunehmen, daß dieser Raum nicht wie jetzt weiß getüncht wesen ist, sondern in warmen Farben (blau?) gemalt war, etwa wie Steinbrecht den Kapitelsaal des Hochschlosses ermittelt hat, dessen Färbung auf diesen Raum demnächst mit gewisser Abwechselung zu übertragen sein dürfte. In diesem Raum tafelten die Hochmeister mit den fremden Fürsten, wenn sie auf die Winterreise auszogen. Auf ihn muß man anwenden, was der Hofpoet Sühnewirt singt:

Posaunen und pfeifenschall
hört man vor jedem ezzen;
an chost werd nicht vergezzen
für ain gerichte trug man vir,
gewurzt vergult mit reicher zir,
gepachen und gepraten.

*) Von den Inschriften ist nichts erhalten, doch sind aus dem Kapitelsaal zwei Verse gerettet, welche Büsching S. 19 aufführt und die wir gelegentlich auch hier verwendet haben.

Di tisch sach man beraten
mit welchisch und mit Osterwein
chlare Rainfal schancht man ein
in gut gewezz in rechter chost
daran lag schimmel noch der Rost
Golt, silber, edelstain,
die reichhait war nicht chlain.

IV. Die Entweihung der Marienburg.*)

Ach, die Ritter sind gefallen,
Ihre Tempel sind entweiht,
Abgebrochen ihre Hallen —!

Als die hohe Veste 1457 fiel, zogen die Polen in Marienburg ein, zuerst jene Baysens als Starosten, deren Ehrgeiz es soweit gebracht. Bald wurden sie an die Seite geschoben. Im Frieden zu Thorn 1466 bedang sich Westpreußen seine Selbstständigkeit und Erhaltung der früheren Verfassung aus, sowie seine Stände, bestehend aus einem Landrath, den Starosten, Woywoden, den Abgeordneten des Adels und der drei Städte Danzig, Thorn und Elbing, dessen Vorsitz der Bischof von Ermland führte, aber dem Starosten vor dem Hochaltar der Marienkirche zu Marienburg einen Eid leistete. Dann gab es Unterstände, bestehend aus den Abgeordneten der Ritter und der kleinen Städte unter Vorsitz des Abgeordneten von Marienburg. Im Mai und zu Michael traten die Stände jährlich in Marienburg und Graudenz zusammen, bis 1569 aus der Personalunion die Einverleibung Westpreußens in Polen und die Betheiligung desselben an den polnischen Reichstagen erfolgte. Die Starosten behandelten das Land mit brutaler Geringschätzung, der Bürgerkrieg hatte fast alle Dörfer vernichtet, von 21,000 gab es deren nur noch 3013, und die Verarmung nahm immer zu. Die Regierung war darauf bedacht, diese zu fördern, damit das Land nicht die Kraft gewinne, sich wieder loszureißen.

Der Starost von Marienburg, der vor seinen Collegen den Vorrang hatte, richtete sich in dem Schlosse wohnlich ein, Heiduken

*) Nach Eichendorf, S. 48—84.

und Sarmaten bauten vor der Burg am Mühlengraben hölzerne Baracken auf; die drei Remter wurden für den König reservirt. Am 31. Mai 1623 macht Sigismund III. nebst Gemahlin der alten Burg einen Besuch, indem er von Mewe aus mit 20 Kähnen, darunter eins mit Musikanten, von künstlich erregtem lautem Jubel der Bevölkerung begrüßt, unter dem Donner der Wallkanonen einzog und dort die Hochzeitsfeierlichkeit eines seiner Trabanten mit einer Hofdame der Königin beging.

Als drei Jahre darauf Sigismund auf den schwedischen Thron Ansprüche erhob und dieselben mit dem Schwerte zu erkämpfen sich rüstete, landete 1626 Gustav Adolph in Pillau und zog, nachdem er in 10 Tagen Braunsberg, Frauenburg und Elbing erobert hatte, am 17. Juli vor Marienburg, das er sofort einnahm, Stadt nnd Schloß mit nenen Schanzen versah und den Feldmarschall Wrangel als Commandanten von Marienburg zurückließ, während Oxenstierna Statthalter von Preußen wurde. Im folgenden Jahre dorthin zurückgekehrt, machte er wieder Marienburg zum Hauptquartier und bezog im kleinen Werder ein verschanztes Feldlager, bis am 26. September zu Altmark ein sechsjähriger Waffenstillstand zu Stande kam. Im zweiten schwedischen Kriege 1655—1660 hielt Steenbock die Marienburg besetzt. Im dritten schwedischen oder nordischen Kriege trieb Karl XII. den König August II., der Livland zu erobern sich unterfing, 1703 nach Marienburg zurück, erschien am 8. December selbst in dieser Stadt und setzte es demnächst durch, daß 1705 zu Warschau statt des sächsischen Königs Stanislaus Leszinski zum polnischen Könige gekrönt wurde.

Dieser zog am 10. Juli 1708 mit Gemahlin und 18 Carossen in Marienburg ein und hielt dort vier Monate Hof, bis er sich im October zur litthauischen Armee, die Königin aber nach Danzig begab. Als 1709 Karl XII. geschlagen war, wankte auch Leszinski's Thron, August II. nahm ihn wieder ein, kam nun im Juni 1710 mit seiner Geliebten, der Gräfin Cosel, nach Marienburg und amüsirte sich daselbst drei Monate mit Bällen im Remter und Schützenfesten in den Laufgräben am schievelichten oder Butter-

milchsthurm (ganz im Norden der Vorburg). Wer gut schoß, erhielt einen Pokal mit Wein, wer schlecht schoß, Sauerkraut mit Wurst und Bier, wer gar nicht traf, mußte einen seiner Schuhe an eine Scheibe nageln lassen; derjenige der Gräfin Cosel soll sich auch darunter befunden haben. Vor der großen Kälte des Winters, der Pest und den Beunruhigungen des Stanislaus Leszinski, der abermals zum Könige ausgerufen wurde, floh im December 1710 August nach Sachsen zurück, um 1736 mit russischer Unterstützung nach Warschau zurückzukehren. Endlich am 14. September 1772 rückten preußische Dragoner in Marienburg ein, verjagten die schwache polnische Besatzung und vollzogen die Einverleibung Westpreußens mit Preußen.

Inzwischen war die stolze Burg immer mehr verfallen. Die Starosten legten sich in den Wällen Gärten an und bauten darin ihren Kohl. Mehr zerstörte der Zahn der Zeit. Im Jahre 1696 stürzte der rechte Thurm an der Brückenschanze und bald darauf der Brückenthorthurm ein. Die von Dietrich von Altenburg erbaute Jochbrücke zerstörte 1755 der Eisgang. Besonders schädlich wurden die vielen An- und Vorbauten von Handwerkern, denen die Starosten, trotz des Rechts der Stadt auf die gewerblichen Abgaben in der Bannmeile, gegen Bezahlung erlaubten, sich an und in den Vorburgen anzusiedeln und so die Abgabe zu umgehen. Allerlei loses Gesindel, Höker, Branntweinschenker und Krämer bauten sich um die Burg herum ihre Häuschen und richteten dort einen förmlichen Jahrmarkt ein. Die Jesuiten bauten ihr Collegium an, occupirten Schloßkirche und Annenkapelle, brachen diese durch und führten die sogenannte Bullerbrücke an und durch diese Capelle hindurch, so daß nun der gewöhnliche Zugang zu und von der Stadt dort stattfand. Ein betrügerischer Goldgräber grub in allen Kellern nach Schätzen und beschädigte die Mauern. Am bedenklichsten wurde das hohe oder rechte Schloß mitgenommen. Anno 1644 kanonirte bei einem Freudenfeste ein polnischer Büchsenmacher auf seinem Dache, ließ die brennende Lunte liegen, weshalb das ganze Dach abbrannte und 60 Jahre lang Wind und Wetter

das obere Stockwerk und die schönen Eckthürme zerfressen konnten. In der eigentlichen Hochmeisterwohnung des Mittelschlosses schlugen die Starosten Wände, Gewölbe und Böden ein, so daß die alten Gemächer bei der Restaurirung absolut nicht wieder zu erkennen waren und man sich auf's Rathen legen mußte. Den schönen Flur davor fand man zu hoch, zog mitten durch eine Decke und füllte die unteren Räume mit Erde voll. Am schlimmsten aber erging es dem Schlosse unter der Regierung Friedrich's des Großen, der diesen Prachtbau nie mit eigenen Augen geschaut zu haben scheint, den Schwer- und Mittelpunkt seiner Verwaltung ohne Weiteres nach Marienwerder verlegte, und statt Marienburg, zuerst Grabau bei Marienwerder, dann Graudenz befestigen ließ. In der Verwaltung herrschte das sogenannte Utilitätsprincip, d. h. es sollte möglichst alles vortheilhaft verwendet werden, das überall, nur nicht auf die ein colossales Baucapitel repräsentirenden, mit Mauern von Meterstärke versehenen, ganz massiven preußischen Burgen angewendet wurde. Das Hauptschloß wurde zu Kasernen, zu Officierstuben und Soldatenwohnungen, am Anfange unseres Jahrhunderts aber in Magazine verwandelt.

Im Mittelschloß wurde das Kellergeschoß der eigentlichen Hochmeisterwohnung zu Gefängnissen eingerichtet, das zweite Kellergeschoß zugeschüttet. Die weiten Hallen des Sammelremters wurden zum Exercierhaus verwandelt, die steinernen Sitzbänke ringsherum abgebrochen, die Fliesen des Fußbodens aufgenommen und durch Lehm und Sand ersetzt, die Conventsküche in einen Pferde- und Kuhstall verändert. Am 1. Januar 1785 erließ Friedrich der Große einen Befehl an die Marienwerder'sche Kammer, wonach die vielen in Marienburg wüste liegenden Häuser durch anzusiedelnde brauchbare Leute aufgebaut werden sollten. In Folge dessen zog man in Meisters großem Remter eine Balkenlage rings um den Pfeiler, theilte den Raum so in zwei Stockwerke und setzte — Baumwollenweber hinein, deren Rädchen nun munter da schnurrten, wo die Ritter ihre schönsten Feste gefeiert. Auch in die Hochmeisterwohnung wurden lauter Webestühle eingestellt, doch bot man manche Räume vergeblich an Fabrikanten aus, es

wollte sie Niemand miethen, bis man schließlich in Meisters großem Remter eine Armenschule und eine Spinnstube einrichtete. Im Jahre 1807 rückten wieder die Franzosen darin ein und verwandelten das Mittelschloß in ein Lazareth, den großen Sammelremter — in einen Pferdestall, die unteren Gewölbe in eine Feldschmiede.

Draußen stellte man die schwedischen Wälle wieder her und zerstörte dabei manche Besitzung. Napoleon, der im Laufe des Krieges zweimal Marienburg besucht, und Stadt und Vorstädte prüfend umritten hatte, verwarf die Arbeiten, „man habe sich da nur im Fortificiren geübt, es sei thöricht, mitten zwischen Häuser Verschanzungen anzulegen," sagte er, und ordnete eine umfassendere Befestigungslinie außerhalb der Vorstädte an. Es sollten zu dem Behufe alle Häuser längs der Nogat vom schievelichten Thurm bis zum Marienthor, also das ganze Vorschloß nebst der ganzen Wasserseite der Stadt abgebrochen und die alten (dreifachen) Mauern nebst Bewallung hergestellt werden. Auf die dringende Bitte der städtischen Abgeordneten kam der Plan jedoch nicht zur Ausführung.

V. Die Wiederherstellung des Mittelschlosses.*)

Nachdem 1802—1803 die Gewölbe des Kapitelsaales im Hochschlosse eingeschlagen und der die Magazinverwaltung störende Kreuzgang desselben, wie bei den meisten Burgen, entfernt war, machte der Oberbaurath Gilly, der auch den Südflügel des Domschlosses zu Marienwerder hatte abbrechen lassen, den Vorschlag, Hochschloß und Mittelschloß abzubrechen, um das Baumaterial

---

*) Wir folgen drei Arbeiten, nämlich Büsching, das Schloß der deutschen Ritter zu Marienburg, Berlin 1823 bei Duncker und Humblot, ferner aus dem literarischen Nachlasse Joseph v. Eichendorf's, 1866 Paderborn bei Schoening, S. 1—138 (wodurch sich der Dichter auf sein als solches verfehltes Drama — die letzten Helden von Marienburg präparirte) und Bergau, das Ordenshaus Marienburg, ein Vortrag, Heft 133, gemeinverst. Wort von Virchow und Holzendorf, 1871, und unterlassen die Citate, damit der Leser die beiden letzten billigen Werke selbst lese und weil Büsching kaum mehr zu erlangen ist.

anderweitig zu Magazinbauten zu verwenden. Doch es waltet noch ein ewiger Wille, der anders beschloß.

Während der Vater Gilly den Abbruch vorbereitete, saß der Sohn Gilly, ein genialer Künstler, der Lehrer Schinkel's, auf den Trümmern des alten Schlosses, erkannte dessen Schönheit und zeichnete es, um wenigstens das Bild der Nachwelt zu retten. Der Kupferstecher Frik ätzte die Bilder in Kupfer, der Professor Rabe lieferte weitere Aufnahmen, und es entstand daraus das bekannte Frik'sche Kupferstichwerk, jetzt fast vergriffen, das ich noch auf der Bibliothek zu Königsberg bewundern konnte, durch welches die Aufmerksamkeit weiterer Künstlerkreise mächtig angeregt wurde. In Sepia giebt es, insbesondere von Meisters großem Remter, ein erhabenes Bild, wirkt aber, wie Büsching mit Recht bemerkt, mehr malerisch, als durch historische Treue.

Während man mit dem Abbruch beschäftigt war, erschien darauf bezüglich in einem zu Berlin viel gelesenen Blatte, Nr. 136 des „Freimüthigen" von 1803 eine donnernde Philippika, „Ein Beispiel von der Zerstörungssucht in Preußen", unterzeichnet F. v. Sch.*) Minister von Schrötter, der das Zerstörungswerk

*) Im „Freimüthigen", Berlinische Zeitung für gebildete, unbefangene Leser, Freitag, den 26. August 1803, Beilage III.: Ruinen dachte ich zu finden und fand — Mehlmagazine — Zerstörung ist es im buchstäblichen Sinne; denn selbst diejenigen Theile, welche Jahrhunderte lang unverletzt gestanden haben, werden just zerbrochen. Die Seitenwände und Gypsdecken werden herausgeschlagen und statt der letzteren hölzerne Böden eingelegt, um doppelte Schüttungen zu erhalten. — Das alte Gebäude kam mir wie das Skelett eines Riesen vor. Es wird ausgeweidet und nur die kahlen Seitenwände verschont man. — Und wenn alles dieses nicht wäre, wenn das Schloß ganz unnütz dastände, wenn Niemand darin wohnen, wenn kein Gericht oder dergleichen sich versammeln könnte, so müßte man doch das Andenken der Väter ehren und nicht verwüsten.

Denkt denn unsere Generation nicht daran, daß es eine Nachkommenschaft giebt, die es einst mit ihren Werken auch so machen kann? Wer will nun aber diese Entheiligung. Der König nicht, die Kammer auch nicht. Vielleicht nur die Intendantur? Man legte dem König bei seiner letzten Anwesenheit in Preußen die Frik'schen Ansichten von Marienburg vor. Der Monarch empfand die ehrwürdige Schönheit des Ortes und wünschte sehr dessen Erhaltung. Angesehene Männer, die den Gräuel der Verwüstung an-

genehmigt hatte, fühlte sich getroffen, aber statt, wie in anderer Zeit, wo man den kühnen Schreiber vielleicht dem Staatsanwalt überliefert hätte, änderte sein für alles Große empfänglicher Sinn sofort die Maßregeln, zumal er in den Initialen den Namen v. Schön's als Verfasser des Aufsatzes zu erkennen glaubte, während derselbe von Schenkendorf herrührte. Der König und die Prinzen erwärmten sich durch Gilly's Zeichnungen, und es erging die Cabinetsordre vom 13. August 1804, welche die Erhaltung des Schlosses anbefahl. Der unglückliche Krieg, in welchem unsere Burg wieder das Heerlager der Franzosen wurde, hemmte weitere Pläne. Im Jahre 1815 war es nun v. Schön, der am 22. November 1815 beim Staatskanzler v. Hardenberg die Wiederherstellung der Burg beantragte, welche am 15. December durch den König genehmigt wurde. So wurde Schön, seit 1842 der Burggraf von Marienburg, deren Wiederhersteller. Nicht bloß durch Dritte war er am Werk, er war auch persönlich dabei und unermüdlich thätig. Bald kauft er aus dem Minoritenkloster zu Thorn bunte Fenster, bald läßt er aus den Burgen Brandenburg und Mewe alte Granitpfeiler herbeischaffen, bald aus dem ab-

---

sahen, verwandten sich bei der Kammer in Marienwerder. Auf den verlangten Bericht erhielt diese zur Antwort, daß gar nichts niedergerissen werde und daß man nur für die Erhaltung besorgt wäre. Und doch sah ich in diesem Sommer die Arbeiter mit der Zerstörung beschäftigt, doch wandelte ich nur unter Schutthaufen und während meines Aufenthalts mußte der Oberst von Viereck sein Logis, die ehemaligen Zimmer der Hochmeister, räumen, um sie abbrechen zu lassen. — Genug, um die Menschen, genug, um das Ganze zu beurtheilen. Ich mag die Ursache davon nicht aufsuchen; dem „Freimüthigen“ aber geziemt es, öffentlich über eine Sache zu reden, welche das ganze Land angeht. Vielleicht gelingt es dem Einflusse eines seiner Leser, das zu retten, was die zerstörende Hand noch nicht erreicht hat. Noch steht u. a. der merkwürdige, auf einer Säule ruhende Rittersaal, den ein Schullehrer zum Theil bewohnt, und wo man die berühmte Kugel, mit welcher die Polen einst Saal und Orden vernichten wollten, in dem Ofenloche eines Leinwebers suchen muß. Noch steht die Kirche und neben ihr Maria's colossale Bildsäule. So muß die heilige Jungfrau ihren Sitz entweiht sehen! Bald kommt die Reihe an sie; denn der Geiz kann ja wohl Glas für Edelsteine ansehen. Wer retten will und kann, der rette bald, denn Eile ist nöthig. F. v. Sch.

gebrannten Franziskanerkloster zu Danzig bunte Fliesen, bald endlich kauft er Sandstein aus Schweden. Vor allem hat er rastlos die Mittel beschafft, wobei ihn der Landrath Hüllmann, der Bürgermeister Hüllmann und der Pfarrer Häbler, ohne welche eine solche Arbeit unmöglich war, und die anderen Berather und Bauleute nach Kräften unterstützten.

Zu den verdienstvollsten Berathern, welche das historische Material zutrugen, gehört der Pfarrer Häbler in Marienburg und Professor Voigt zu Königsberg, welche beide mit einem wahren Bienenfleiß alles mögliche Detail herbeitrugen und dabei verdienstliche Werke über Marienburg lieferten. Voigt wurde zufällig hineingezogen. Unter den Baumeistern wurde es zweifelhaft, ob die großen Fenster unmittelbar in der Wand festsaßen oder zum Oeffnen eingerichtet waren und man wandte sich an Voigt, der sich für letztere Alternative entschied, und dabei aus den alten Ordensrechnungen viel Unbekanntes über die Bestimmung der einzelnen Räume aufdeckte, worüber er in seiner Geschichte der Marienburg Rechnung legte. Auch der Kunsthistoriker Büsching aus Breslau hat Vieles beigetragen.

Der künstlerische Ausführer, der den Hauptplan entwarf, war kein anderer, als Schinkel, der Schüler jenes Gilly, der die ersten Zeichnungen der Marienburg lieferte. Schinkel besuchte Marienburg 1819 und gab ein vortreffliches Gutachten über die Art der Restaurirung des Mittelschlosses, welche zunächst in Angriff genommen wurde, ab (cf. A. v. Wolzogen, „Aus Schinkel's Leben", Bd. III, S. 208—16). Derselbe äußert sich über unsere Burg dahin:

„Der Eindruck der Wirklichkeit hat nun den früher bei mir nur durch Zeichnungen erhaltenen um Vieles übertroffen, und als ich, um mein Urtheil bei mir fester zu bestimmen, diejenigen Werke des Mittelalters in die Erinnerung zurückrief, welche in diese Gattung fallen und die ich selbst in Italien, Deutschland und den Niederlanden gesehen, mußte ich bekennen, daß bei keinem so, wie beim Schlosse Marienburg Einfachheit, Schönheit, Originalität und Consequenz durchaus harmonisch verbunden sind. So findet sich

am Dogenpalast zu Venedig vielleicht viel Abenteuerliches, viel mehr Reichthum der Verzierung, aber auch viel Inconsequenz und Mißverhältniß. Die Rathhäuser zu Löwen und Brüssel sind prächtiger von außen, aber in einem späteren, sehr gezierten und mehr aus der Kirchenarchitectur entlehnten Styl. Schloß Karlstein bei Prag, der Sitz Kaiser Karl's IV., ist im Vergleich mit Marienburg ganz in roher Art ausgeführt. So würde es nicht schwer werden, mehr Vergleichungen beizubringen mit dem Besten, was aus jener Zeit noch vorhanden ist, welche zum Vortheil von Marienburg ausfallen müssen. Die Schönheit der Verhältnisse, die Kühnheit der Gewölbe in den Remtern, die Originalität und Consequenz der Façaden am Hauptgebäude des Mittelschlosses sucht man anderswo überall vergeblich."

Es scheiut von jeher Grundsatz gewesen zu sein, die faktische Ausführung einem jüngeren Techniker zu übertragen, der sich daraus eine Lebensaufgabe machen sollte. Doch scheint das Avancement die Bauleitenden in der Regel abberufen und gestört zu haben. v. Schön suchte sich den Architekten Costenoble aus, welcher kurz vorher über altdeutsche Baukunst mit Anerkennung geschrieben. Doch scheint derselbe nicht lange daran thätig gewesen zu sein. Denn wir finden bald an seiner Stelle den Bauführer Gersdorf, welcher zusammen mit dem Geheimrath Hartmann eine colossale mit schönsten Erfolgen gekrönte Thätigkeit entfaltete. Beide mußten, um weiter zu kommen, technische Erfindungen machen, und solche gelangen ihnen. Hartmann übernahm die Sorge für Ziegel und Stuck. Bekanntlich sind die Ziegel und Nonnen der Ordensburgen nicht bloß viel größer und stärker als die unserigen, sondern auch viel reiner und besser gebrannt. Solche ließ Hartmann brennen. Nach unzähligen Experimenten gelang es ihm endlich, den bildsamen und unverwüstlichen Stuck, wie man ihn im Schlosse vorgefunden, wiederherzustellen. Gersdorf führte seit 1819 unter Hartmann's Leitung die unmittelbare Aufsicht über den ganzen Bau, welchen er mit wahrhaft künstlerischer Lust und durch eine seltene Erfindungskraft auf's Kräftigste förderte. Im Winter 1819, in der Einsamkeit seines Laboratoriums, alles

Aufsehen vermeidend, entdeckte er auf's Neue das Wesen der alten verloren gegangenen Glasmalerei, das Einbrennen und die ganze Behandlung der Farben. Durch ihn sind mehrere der früheren Fensterbilder, und selbst auch die späteren und größeren vom Maler Höcker aus Breslau mit Gersdorf'schen Farben gemalt.

Als aus dem großen Muttergottesbilde viele kleine Stückchen herausfielen und dasselbe verunstalteten, ja seine Zerstörung androhten, bemühte man sich festzustellen, woraus dieselben eigentlich beständen und Büsching fügte seiner Marienburg im Anhang I (S. 78) eine gelehrte Abhandlung hinzu „über den Gebrauch der gebrannten Erde zur Bildnerei", wobei er von Egyptern, Etruriern, Tarquinius Priscus und Plinius die Deduction ableitet, daß sie gebrannte Erde, Töpferarbeit, seien, woraus die Sage entsprungen sein mag, daß ein Töpfer das Bild verfertigt habe. Aber weit gefehlt. Es ist gefärbtes Glas, die Goldblättchen auf helles Glas gelegt, alles mit geschmolzenem Glase überzogen. Gersdorf erfand die Masse wieder und ließ sie 1822 in der Glashütte zu Zechlinnen selber ausführen. Doch erfand Salviati in Venedig in unseren Tagen die Sache nochmals und ließ nun 1868 die Madonna damit restauriren.

In der Vorburg waren die Freunde des Werks auch nicht unthätig. Der Bürgermeister Hüllmann sammelte in Marienburg Beiträge zu ihrer Ausschmückung und der Prediger Häbler pflanzte mit seinen Seminaristen Bäume und Sträucher, in denen nun fröhlich die Nachtigallen schlagen, wenn beim leisen Rauschen der Nogat der Mond den dunklen Bau scharf und geisterhaft beleuchtet, wie denn Kunst und Natur immerdar geheimnißvolle Gesellen sind (Worte Eichendorf's).

Reichlich trugen der König, die Prinzen, die ganze Armee und alle Provinzen und Städte des Landes die Mittel zum Bau herbei, dieser erbot sich diesen, jener jenen Theil, natürlich nach den maßgebenden Angaben der Bauleitenden herzustellen. Ehedem zur Ritterzeit scheint es üblich gewesen zu sein, daß jeder hier zum Ritter Geschlagene und jeder vornehme Gast in den „Hallen" sein Wappen aufhängte, indem er damit ein buntes Fenster stiftete und

seinen Spruch hinuntersetzte. So bestanden denn die Fenster der Remter bloß aus solchen Wappen und Sprüchen. Ein Ritter rühmte sich, sein Wappen sei in der Halle zu Marienburg und man könne von ihm nicht verlangen ꝛc. Alle diese Wappen sind verloren gegangen. An Stelle derselben wurden in dankbarer Erinnerung an die Beihülfe verschiedene neue Wappen angebracht. In der Vorhalle befindet sich im achteckigen Granitpfeiler das Wappen des Staatsministers v. Stein. In dem Gange zu Meisters Remter befinden sich drei Fenster, deren Malerei die Kunst und Wissenschaft verherrlicht; sie sind aus den Beiträgen der preußischen Gymnasien angeschafft. Ein viertes Fenster daselbst ist das Vermächtniß des Kriegsraths Scheffner aus Königsberg, ein fünftes von der Universität Königsberg errichtet, zeigt deren Stifter Herzog Albrecht und ihren ersten Rector Sabinus, alle von Höcker gemalt. Die Ausschmückung des großen Remters verdanken wir der Munificenz der Prinzen des Königlichen Hauses. Sie ließen die große Thür im Eingange einsetzen, den Fußboden mit schwarzweißen Thonfliesen fluren und stifteten die Fenster. Sie enthalten in den untern Fensterreihen die Wappen des Königlichen Hauses, in den oberen Darstellungen, die wichtigsten Momente aus der Geschichte des Ordens. Die Zeichnungen zum zweiten Fenster sind von Wach, die übrigen von Kolbe entworfen, sämmtlich aber in Berlin unter Schinkel's Anleitung vom Maler Müller ausgeführt.

Meisters kleiner Remter daneben wurde von den ostpreußischen und litthauischen Ständen wiederhergestellt. Zu den schwarzen Füllungen der Thüren verwandte man jahrhundert alte Eichen, die man in der Tiege gefunden, die Fenster wurden mit den Wappen der Hochmeister geschmückt, welche in der Marienburg ihren Wohnsitz gehabt.

Man hatte die Seitenwände röthlich gelb, die Gewölbe weiß gefunden. In Meisters Stube hat die Stadt Königsberg die Fenster gestiftet, zu deren Andenken die Fenster mit Gemälden Königsberger Gebäude von Gersdorf geschmückt sind. Die Magistratsmitglieder sämmtlicher preußischen Städte

restaurirten auf Hüllmann's Anregung 1825 Meisters Gemach. Die Vorhalle zu Meister's Capelle restaurirte die Familie Sartovius von Schwanenfeld, deren Ahnherr einst polnischer Beamter in Marienburg gewesen. Meisters Capelle wurde durch Beiträge der evangelischen Geistlichen hergestellt; Höcker malte die 5 Fenster, von denen zwei die beiden Johannes, die übrigen Engel darstellen. Die Familie Radzivil verehrte eine Kelchdecke, der König schmückte den Altar mit einem alten deutschen Bilde, desgleichen der Kronprinz. Bei der Herstellung des großen unteren Conventsremter mit drei Säulen that sich Westpreußen hervor, es stifteten die Stadt Marienburg die eichene Eingangsthür, Danzig, Elbing, Thorn je ein Fenster und die sämmtlichen westpreußischen Kreise die übrigen zehn Fenster. Kulm richtete die Schenkbank ein, Marienwerder die Thür zur steinernen Treppe, Elbing den Fußboden, alle zusammen die Sitzbänke. Diesen wohlthuenden, sich gegenseitig überbietenden Eifer unterstützte nicht wenig die gleichzeitige Schlegel-Tiek'sche Romantik, welche die besten Geister beherrschte und für die Vorzüge des Mittelalters empfänglich machte. Im Jahre 1821 war dieser Saal fertig und wurde am 20. Juni 1822 von Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinzen durch ein großes Bankett eingeweiht, zu welchem Eichendorf dem Liedsprecher einen Text dichtete (siehe Gedichte „Und wo ein tüchtig Leben"), worauf der Kronprinz mit dem Trinkspruch antwortete; alles Große und Würdige erstehe, wie dieser Bau!

VI. Aus den Restaurationsarbeiten des rechten Hauses (Hochschlosses).

Dasselbe ist erst zum kleinsten Theile restaurirt und dem Publicum noch nicht erschlossen. Der Publication des Regierungsbaumeisters Matz im Centralblatt der Bauverwaltung p. 1882 Nr. 2 und 3, welcher von der durch den Herrn Cultusminister 1878 berufenen Renovirungscommission (Adler, Spiker, Blankenstein, Erhard) mit den Vorarbeiten betraut war, entnehmen wir Folgendes.

Die Marienkirche hat große Aehnlichkeit mit dem Dom zu Königsberg, worauf schonder Conservatorder Baudenkmäler v. Quast aufmerksam gemacht hat.

Unter der Fenstersohlbank, etwa 4 Meter über dem Fußboden, springen Consolen vor, auf welchen fast lebensgroße Figuren stehen. Darüber sitzen an der Wand eckige Pfeilerschäfte, welche unten in Baldachinen endigen, oben mit laubwerkgeschmückten Capitälen abschließend, von denen die Rippen der reichgegliederten Sterngewölbe emporsteigen.

Die Wandfläche unter dem Gurte ist mit fortlaufenden, spitzbogigen Blendarkaden besetzt. Jeder Blende entsprach ein darunter gestellter, in Eichenholz geschnitzter Sitz und ihr Feld empfing daher als Schmuck die Darstellung eines Heiligen. Diese Malereien sind durch den Maler Welter aus Köln aufgedeckt.

Die Polychronie, wovon nur ganz schwache Reste zu erkennen waren, ergab Folgendes. Die Flächen der Gewölbekappen zeigten die Farbe des Kalkes und nur die des Sterns über dem Presbyterium eine kreisförmig um den Schlußstein gereihte Inschrift Ave Maria gratia plena, deren Buchstaben verschieden gefärbt und so gestellt sind, daß jeder horizontal projektirt erst in die richtige Lage kommen würde. Ihre Form entspricht den Buchstaben auf dem Leichenstein Dietrich's von Altenburg und beweist die Gleichzeitigkeit.

Die Anzahl der zur Musterung verwendeten Farben beläuft sich auf fünf, schwarz, kobalt, caput mortuum, rother Zinnober und Mennig, alle schön frisch und leuchtend.

Dazu treten bei der Färbung der Wanddienste und der dazu gehörigen Figuren und Consolen noch grüner Zinnober, Okergelb und Gold. Diese 8 Farben sind willkürlich verwendet. Nur das Gold findet sich regelmäßig am Blattwerk der Capitäle, an den Giebeln und Fialen der Baldachine und Attributen der Statuen.

Vom Gurtgesims abwärts ist die Wand farbig, mit Kanten, Kreuzblumen, oder herabhängenden, gemusterten Teppichen ausgefüllt. Die Figuren in den Feldern sind von verschiedenen

Händen ausgeführt. Sie sind mit festen Linien schwarz oder braun umrissen und die gefärbten Flächen mit strichartig aufgesetzten Schatten und Lichtern belebt. Rankenartige Ornamente in graziöser Ausführung bedeckten den Hintergrund.

In ähnlicher Weise war die Annencapelle geschmückt.

Die Veränderung Dietrich's v. Altenburg bestand neben der Verlängerung der Capelle nach Osten etwa um das Doppelte in einer neuen Einwölbung mit höheren, reich gegliederten Steingewölben.

Die alte Capelle hatte drei Fenster nach Norden, drei Fenster nach dem Hof, ein Fenster nach Osten; eine steinerne in der Nordost-Ecke liegende Wendeltreppe führte den Meister aus der Oberkirche in die untere Capelle; eine zweite Steintreppe führte vom Hof her aus dem Kreuzgang in den Lichthof des großen Thurms und von da in die Capelle.

Das Innerne der Capelle war mit einem rothen Putze von außerordentlicher Härte versehen und dieser saß namentlich an den Blenden recht fest, woraus mit Sicherheit hervorgeht, daß dieselben schon in der alten Capelle vorhandenwaren. Zu beiden Seiten der Dienste befanden sich blaue Felder, in denen von einem weißen oben kleeblattartig geschlossenen Rahmen umgeben, auf rothem Grunde Heiligenfiguren erkennbar sind. Um die Fenster der Nordwand sind breite Streifen mit vegetabilischem oder geometrischem Ornament in schwarzer, blauer oder rother Farbe gezogen, um die Südwand dagegen wegen des mangelnden Raumes nur birnfömig profilirte Stäbe. Zwischen dieser Capelle und derjenigen von Lochstädt zeigt sich eine auffallende Aehnlichkeit Derselbe Aufriß, dieselbe Plananordnung bis auf die Sakristei; in Lochstädt eine Nachbildung der goldenen Pforte, im Innern derselbe Rundbogenfries aus gebrannten Thonplatten, der einen Theil des Hochschlosses außen unter dem Wehrgang umzieht.

Zur goldenen Pforte gelangte man zur Ritterzeit durch den Kreuzgang. Die Fortsetzung dieser für die Geschichte so inter-

ressanten Bauermittelungen liefert Steinbrecht in Nr. 37, 38 und 39 desselben Blattes pro 1885, welcher mit der Wiederherstellung beschäftigt ist.

Derselbe hat bis jetzt nur die Marienkirche nebst dem Kreuzgange daneben hergestellt und ist mit dem Kapitelsaal beschäftigt. Eine Menge Neues ist dabei aufgedeckt.

Zunächst wurde eines der alten Kirchenfenster ermittelt, nachdem der übrige Theil als der vom Oberpräsidenten v. Schön 1819 aus der Minoritenkirche gekaufte an dem Wappen der Rechtsherren und Bürgermeister aus Thorn und einer Grimailletafel erkannt waren. Man ergänzte dieses und schaffte neue Fenster mit reichem Farbenmosaik aus der Bernhard'schen Glasmalerei zu Charlottenburg an. Die Kirche hat 8 Fenster.

In dieser Westwand dieser einschiffigen Kirche, welche dieselbe gegen den Kapitelsaal abschließt und vor welcher sich die Orgel befindet, entdeckte man hohle Räume, wie man sie in der Burg Rheden bemerkt, die als eine vom Kreuzgange aus zugängliche Büßerzelle und Raum für ein sacrum sepulcrum angesprochen werden. Aus der Büßerzelle kann man durch 3 Löcher in Mannshöhe in die Kirche nach dem Hochaltar sehen.*)

Ferner fand man zu beiden Seiten der Orgel Empore, welche je 2 kleine Oeffnungen nach dem Kapitelsaal gehabt haben sollen, durch welche man, — nach Steinbrecht — ohne die Sänger zu sehen à la Richard Wagner ihren Sang im Kapitelsaal gehört habe. (Meines Erachtens waren es Abzüge der verbrauchten warmen Luft; links unten trat die frische Luft ein, im Mitteltheil unten die erwärmte; oben rechts zog die verbrauchte ab.)

Als die Marienburg 1456 an Polen fiel, blieb der Kapitelsaal unbenutzt. Ein Theil des östlichen Gewölbes fiel ein, im erhaltenen Theil des Saales wurde 1752 Korn gespeichert. Nach dem Anfall an Preußen wurde das Hochschloß in Kasernen ver-

---

*) Mich däucht, das wären Klausen, wie die der heiligen Dorothea im Dome zu Marienwerder.

wandelt und der Kapitelsaal zu Offizierstuben eingerichtet. Später 1802 wurde aus der Kaserne ein Speicher und der letzte Rest des Erkennbaren zerstört, der Kapitelsaal in mehrere Schüttböden getheilt. Als man mit der Restaurirung hier begann, mußten 400 Kubikmeter Schutt aus diesem Gebäudetheile abgefahren werden, ehe man auf den alten Bestand traf. Giebelkrönungen und Thurmspitzen fanden sich im Schutt des Wehrganges wieder und man erkannte nun Folgendes.

v. Quast's Vermuthung (N. P. P. Bl. XI), daß der Kapitelsaal beim Einzug der Hochmeister eine bauliche Erweiterung erfahren habe, bestätigte sich. Zu dem alten Saal von 1280, welcher durch einen Raum von der Kirche getrennt war, wurde dieser Raum hinzugezogen und zu den zwei Säulen in der Mitte, fügte man die dritte. Dabei wurde derselbe erhöht und seine Südgrenze weiter nach Süden vorgeschoben; es war ersichtlich, wo die alte Wand abgetrennt worden. Jeder der vier Schildbögen an der Nordseite erhielt bei diesem Umbau zwei schmale hohe Schildbogenfenster; die Seite links deren drei. Die Kragsteine sind aus dichtem marmorähnlichen Kalkstein gemeißelt; es wechseln Architektur, Pflanzen und Figurenmotive, die Dienste bestehen aus Backsteinen, Blöcken von 60 und 90 cm Stärke. Der Bildhauer Behrend, der die goldene Pforte restaurirt, entdeckte den Unterschied der Technik zwischen heute und der Ordenszeit. Während wir die Kunststeine in Formen schlagen, trocknen lassen und dann brennen, wodurch wir solche schnell herstellen, aber immer nur wenige Muster gewinnen, behandelten die Baumeister des Ordens den Thon so, daß er sich wie Marmor bearbeiten ließ. Sie formten große Blöcke, ließen diese Jahre lang trocknen, der Bildhauer bearbeitete sie gleich dem Marmor und wenn die Arbeit ausgemeißelt war, wurde sie nun erst gebrannt, wodurch beliebige Mannigfaltigkeit der Form erzielt wurde. So wird nun mit Hilfe der Terrakotte-Anstalt von March die goldene Pforte restaurirt.

Nun fehlte aber das Gewölbe. Aus kleinen Resten, conformen Merkzeichen auf einzelnen Rückseiten von Steinen und durch Nachconstruction hat die Kunst des Baumeisters Winkel und Bögen

des Gewölbes herausgefunden und das Gewölbenetz mathematisch genau und in die alten Spuren treffend reconstruirt.

Endlich die Decoration betreffend, so fand man die Wände durchweg mit sehr hartem graublauen Putz überzogen. Hart unter den Kragsteinen läuft ein dunkel in derselben Tönung gehaltenes Band ringsum. Darüber folgt ein fünfzeiliger Schriftfries von zollbreiten Zinnoberstreifen eingefaßt. Sämmtliche plastische Gliederungen sind mit lebhaften Farben bemalt. Die Gewölbedienste haben einen silbergrauen Ton, in welchem sich das Ornament, soweit es nicht vergoldet ist, hell abhebt gegen die vertieften Felder. Letztere sind in regelmäßigem Wechsel in folgenden vier Zusammenstellungen gefärbt: 1) schwarzbraun und zinnober, 2) dunkelblau und mennig, 3) dunkelbraun und hellblau, 4) zinnober und hellblau. Die Farbenzusammenstellung 2 und 4 entfalten sich auf die den Säulen entsprechenden Dienste. Die Farben 1 und 3 würden daher in die Zwischendienste zu denken sein. Die Kragsteine zeigen an den architektonischen Gliederungen die gleichen Farben, bei Blattwerk und Figuren treten die natürlichen Farben derselben, grün, fleischfarben ein. Die Fenster haben nur auf der Südseite gegliederte Einfassungen. Diese sind im Birnstab wandfarben, im Kehlstäbchen braunroth, in Kehle und Körper schwarz und blau oder braun und blau, oder roth und schwarz gestreift. Die Färbung der Rippen steht nicht in gleicher Weise fest, blau und roth scheint auch hier vorherrschend; in den Wandrippen kommt viel blau vor, an den Anfängerblöcken bemerkt man zwischen den einzelnen Rippen durchgehend einen schwarzbraunen Trennungsstrich.

Die Wandgemälde des Kapitelsaals. An den Wänden waren die Hochmeister gemalt und 1752 noch schlecht erkennbar. Auf der Ostseite schimmerten Buchstaben durch, vierzeilige Verse, je drei in jedem Schildbogen, also neun auf der Wand. Ebenso auf der Südseite, auf Nord- und Westwand fehlten sie. Beim Anfeuchten der Wand erkannte man über jedem Vers noch eine in Mennig geschriebene Schriftlinie: die Namen der Hochmeister. Auf der Südseite stand Luther von Braunschweig, auf der Westseite

H. v. Saltza, Conrad v. Thueringen, Poppo und Hanno. Unter dem Namen Conrad v. Döringen, stand der Vers, den wir oben S. 43 citirt haben.

Ueber diesem Vers Gemäldereste, da Füße, Kettenpanzer hier Balkenkreuz, Mantelfalten. Die Figuren etwa 2 Meter hoch mit reichen Baldachinen umkrönt, gerade im wesentlichsten Theil, in Kopfhöhe leider bei Einziehung des Getreideschüttungsbodens ausgestemmt. Auf der Ostseite standen die neun ersten Hochmeister, auf der Südseite ist zum Schluß eine Lücke, wohl ein Jungingen, womit die Bilder aufhören. Die Bilder sind in Tempera gemalt, der Geschichtsmaler Weinmayer setzt sie in die Zeit nach 1400. —

Wenn wir diese abwechselungsreichen Farben, die Wandgemälde, Inschriften, die Mannigfaltigkeit in der Ausstattung der Hintergründe betrachten, so erscheinen uns die wieder hergestellten Hallen des Mittelschlosses öde und leer, denn sie sind, da es über die Farbenausstattung und Ornamentik an sicheren Nachrichten gebrach, alle weiß getüncht. Wenn die Restauration des Hochschlosses soweit gediehen sein wird, daß der Kapitelsaal fertig gestellt ist, wird man nach dem Muster desselben die drei Remter, des Meisters Gemach und seine Capelle in ähnlicher Weise ausstatten müssen; denn die früheren Nachrichten, daß sie röthlich, gelb und weiß gewesen, scheinen unzutreffend; das sind die polnischen Farben, die man fand; die ursprünglichen kannte man nicht mehr. Die Vollendung des Ganzen muß, auch wenn ihr Tempo beschleunigt wird, immer noch mehrere Generationen dauern, und so gestalten sich diese Arbeiten zu Marienburg zu neuen pompejanischen Ausgrabungen, aus denen wir kaum weniger Neues lernen und erfahren, als aus Pompeji oder Herkulanum. Und wenn die Herstellung vollendet sein wird, was kaum einer der Lebenden schauen wird, wird die Nachwelt mit der Erhaltung vollauf zu thun haben und in Bewegung bleiben. Man wird an eine Befestigung der Burg denken müssen, damit dieselbe nicht, wie bisher, in jedem früheren Kriege in Lazareth und Hauptquartier verwandelt wird und das mit so viel Opfern Wiederhergestellte abermaliger Zerstörung anheimfällt.

6. Von Berlin nach Danzig. Reise des Duisburgischen Professors von Brandt 1673.*)

Der große Kurfürst erhielt 1673 zu Bielefeld den Besuch eines außerordentlichen Gesandten des Czaren, damit er mit diesem und den Polen gemeinsam gegen die Türken ziehe und die Westmächte zur Theilnahme berede. Als Erwiederung darauf schickte derselbe den Kammermeister (Regierungspräsidenten) von Küstrin, Skultetus, nach Moskau und Nowgorod. Diesen Gesandten begleitete von Brandt als Hofjunker und schrieb die Reisebeobachtungen nieder. Am 2./12. August 1673 reisen die Herren von Berlin ab, erreichen in zwei Tagen Küstrin, wo die von allen Enden hingesendeten Sträflinge Erdarbeiten aufführen, und langen über Konitz am 12./22 August in Danzig an. Der Bischofsberg ist bereits obenauf fortificirt und mit etlicher Mannschaft besetzet. Dieses Dantzig soll — von dem Tanzen der ersten Fischer den Namen bekommen haben (!), ist eine Republik, die eine eigene Regierung und den König von Polen zum Schutzherrn hat, „wiewohl ich merken konnte aus etzlicher vornehmer Bürger stolzen Reden, daß sie wenig darumb, viel weniger um andere benachbarte Herren fragten, als welche auf ihre Macht, Reichthum und Anzahl heftig stolzirten; mehrentheils sind sie papistisch. Vom Rath aber merkte ich unschwer aus der Bürger Mund, daß selbiger fast mehr von den Gewerken oder bürgerlichen Zünften, als diese von jenem dependiren sollen, welche Rathsherren vielmehr Amen-Herren genennet zu werden verdienten. Sonsten bestehet des Ortes Wohlfahrt in starkem Kaufhandel. Inwendig ist die Stadt mit sehr köstlichen hohen Kaufleut-Häusern und unzähligen Speichern herrlich gezieret, alle fast auf holländische Art aufgeführet und inwendig mit schönen Gemälden und Teppichten behangen. Unter den Bauten aber sind die Kirchen am prächtigsten, deren etliche zwanzig sind. Darunter ist die Marienkirche, auf deren Bau wohl

---

*) v. Brandt's Reisen, aus dessen Nachlaß herausgegeben von Hennin, Wesel 1702, S. 2—19.

$1^1/_2$ Jahrhundert zugebracht, die vornehmste und papistisch ist. Am Eingange an der Wand zur linken Hand fand man eine Steintafel, worin die Grundsteinlegung der Kirche auf das Jahr 1343 geschrieben ist. Am vornehmsten war allda ein überaus künstliches Gemälde mit zwei Thürlein zu sehen. Die Urheber desselben waren zwei fürtreffliche Brüder Georg und Jan von Eikel. Obgemeldes Gemälde begriff in sich das jüngste Gericht; inmitten stunde ein Engel, welcher, von allen Seiten angeschauet, dem Auge in einer Positur bliebe, zwei Menschen in seiner mit der Hand länglich hinabgefaßten Wagschale haltend, deren einer zur Rechten mäßig genug erfunden, mit dem fröhlichen Gesicht, der andere aber allzuleicht mit sehr schmerzlichen Geberden zur linken Hand angemerket wurde. Ueber dieses Engels Haupt stund der Herr Christus, die Weltkugel in seiner Hand haltend, etwa alles dasjenige, was unter ihm, war sehr künstlich und in kleiner Form sich repräsentiren. Zur rechten Seite des Engels waren die nackend gemalten Seligen mit einem dergestalt fröhlichen Angesichte ausgedrücket, daß je mehr man selbige beschaute, destomehr ihnen die Fröhlichkeit aus den Augen schiene, alle mit den Angesichten nach dem linken Thürlein gewandt, wo selbige von Petro mit Freuden empfangen und etwas höher von den Engeln zum Himmel getragen werden. Zur linken Hand des Engels waren die Verdammten in ganz widerwärtigen und schmerzlichen Angesichten abgemalt, auch mit denselben gegen das linke Thürlein gewandt, worauf die Teufel die Verdammten sehr peinlich empfangen und zermartern. Unter welchen einer mit einem in der Hand gefaßten Schilde repräsentirt, worinnen alles dasjenige, was ihm zur Seiten und unter seinen Füßen von den plagenden Teufeln geschah, in Kleinem sehr artig reflectirend gesehen wurde. Von diesem Gemälde sagt man, daß die Danziger solches im Meer schwimmend gefunden haben."

In dem Graumönchen-Kloster predigte Dr. Strauch Lutherisch. Der Bischofsberg ist mit hohen Werken versehen, ringsum geht ein breiter und tiefer Graben, welcher zur Seite des Walles mit einer dicken Mauer mächtig aufgeführt ist. Das Zeughaus übertrifft

mit Ausnahme des sächsischen alle andern Deutschlands. Es ist darin ein aufgeputzter eiserner Kerl, dessen Haupt inwendig mit Werken also versehen, daß er auf Rufen des Meisters seine Augen verkehren und den in der Hand gefaßten Degen über der Erde „schrapsen“ konnte,*) dann viele schwedische Cartaunen, hinten im Gemach im Winkel lag der schwedische König Sigismund im Todbette aus weißem Marmorstein ausgehauen ausgestreckt. Der Gemächer waren sechs. Im Winkel eines andern Gemaches sah man den Grafen von Egmont mit einem Helm im vollen Harnisch zu Pferde sitzen, welches unter der Brust das wahre Zeichen, womit dessen Kopf verwahret worden, untergesetzt hatte. Nicht weit davon stund ein anderer eiserner Mann, welcher, nachdem der Meister die inwendigen Werke im Kopf zurechte geschraubt hatte, auf dessen Worte die in der Hand gefaßte Muskette zu regieren und endlich abzulösen wußte.

Nach dreitägigem Aufenthalt geht die Reise am 15./25. August über die Weichsel und die Nehrung, Vogelsangk, Lyp, Kalenberg, Schmergron, Fegeldorf, Polsky nach Pillau, Fischhausen und Königsberg.

Eine Beschreibung der vor der Theilung Preußens üblichen Reiseroute Elbing-Braunsberg geht uns dadurch leider verloren. v. Brandt fügt Bl. 12. auch eine kleine Karte von Danzig bei, worin unter einer (nicht aufzufindenden) Nr. 20 ein Jerusalem aufgeführt ist. Offenbar ist die Radaune ebenso künstlich zu Befestigungszwecken benutzt, wie die Bache bei Thorn. Von Norden kommend wird sie geradlinig nach rechts zwischen den Bischoffsberg und das Suburbium-Schottland durchgeführt und links in vielen Verzweigungen um St. Katharina und das Brigittenkloster herum zur Weichsel geleitet. In diesen Verzweigungen muß man wohl die ehemalige Burganlage suchen. Unfern der Rittergasse zeichnet sich noch ein von Wasser umgebener Platz von ca. 1 Kilom. im Quadrat ab, wo sie gestanden haben dürfte. In der Nähe der

*) An diese Figur scheint Heine, zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland, sämmtl. Werke, Bd. 3., S. 72 (von Kant bis Hegel) gedacht zu haben.

Navigationsschule und der Fähre waren wohl Stauwerke und der Fischteich, um Katharinen und bis zum Jacobsthor Vorburgen. Der Altstädtische Graben trennte Burganlage und Stadt.

7. Danzig.

Der Kölner Geistliche George Braun, dessen theatrum urbium 1572 wir bereits bei der Baugeschichte von Königsberg angezogen, hat auch das älteste Panorama von Danzig geliefert.*) Die Zeichnung ist ihm durch A. Wachendorf, hanseatischem Secretair in London, zugegangen und, nach der Orthographie Oost-Zee, S. Jacobs Port, S. Jans Kirche zu schließen, von einem Holländer in einer Größe von 18 + 12 Zoll gezeichnet.

Die Ansicht vom Hagelsberge aufgenommen, zeigt ein Bild der ganzen Stadt vom Jacobsthor bis zum Legethor und die Umgebung.

Was zunächst die Festungswerke betrifft, so sind dieselben an Stelle der früheren, zum Theil noch erkennbaren alten Stadtmauern schon vorhanden. Der Wall vom Karrenthor bis zum neuen Thor ist 1534—1539, der vom Jacobs- bis zum Holzthor 1548—1563 aufgeschüttet**), also bereits abgebildet. Der Wall zwischen den Thoren St. Jacob und heiligen Leichnam befindet sich auf der inneren Seite der noch bestehenden Stadtmauer. Die Bastionen Elisabeth, heiliger Leichnam und Wieben sind vorhanden. Vom Holzthor bis zum Karrenthor ist die Stadtmauer noch zu sehen; es wird der Wall eben geschüttet. Das heutige hohe Thor, welches nach seiner Inschrift erst 1588 erbaut ist, fehlt auf der Zeichnung aus diesem Grunde. Dagegen sieht man den eckigen Thurm, welcher den Unterbau der sogen. Peinkammer bildet, erbaut 1574—1576.

Der Stockthurm („hooge Door“ genannt) ist noch mit seinen

---

*) Bergau, A. M. S. 169, VI., S. 519, dem wir folgen.

**) Hoburg, Geschichte der Festungswerke Danzig's, 1852, S. 20.

vier Eckthürmen dargestellt, diese wurden bei der Belagerung Danzig's 1577 zerstört und nicht wieder gebaut. Der Stockthurm ist mit dem Langgasser Thor (welches die Gestalt von 1601 hat, wie es auf dem Rathhause durch Ant. Möller abgebildet ist) und dem erwähnten Thurm (der ein vorgeschobenes Außenwerk zur Deckung des Langgasserthors war), durch Mauern und Wehrgänge verbunden. Vom Jacobsthor, welches damals und bis 1633 noch am Ende des Schüsseldammes lag, sieht man den runden Thurm, welcher 1482 erbaut und 1815 durch Pulver zerstört ist.*) Das heilige Leichnamsthor am Ende der Pfefferstadt ist vollständig mit seinen drei Thürmen dargestellt. Vom breiten Thor und dem heiligen Geistthor sieht man die breiten runden Thürme. Die Marien- und Johanniskirche befinden sich schon in ihrem heutigen Zustande, die Katharinenkirche hat ihre alte provisorische Thurmendigung mit zwei Satteldächern. Die Renaissancebekleidung mit dem Glockenspiele ist erst 1634 gebaut. St. Bartholomäus und St. Jacob haben noch keine Glockenthürme. Das Zeughaus, erst 1605 erbaut, fehlt natürlich.

Am Rande der Tafel stellen 15 Personen die damals üblichen Trachten dar.**)

Der demnächst älteste Prospect Danzig's ist der 1618 erschienene Kär'sche (Bergau A. M. S., S. 545—49), welcher in 14 Blättern meist innere Stadtansichten giebt, vom Bischofsberge aufgenommen ist und ein Bild von dem ehemaligen heiligen Leichnamsthor bis zum Legenthor bietet. Der Marienthurm und der Thurm von St. Catharina haben zwei Satteldächer. Das Langgassenthor entbehrt des Statuenschmuckes, den es erst 1648 erhielt. Viele Häuser bieten eine gothische Façade. Am Rande findet man Wagen, Reiter und Fußgänger als Costümproben.

Wenn mehr alte Stadtpläne von Danzig nicht bekannt sind, so fühlen wir diesen Mangel gerade hier weniger, als an anderen

---

*) Loeschin, Danzig und Umgebungen, 1860, S. 83.

**) Ueber Moeller's 1600 erschienene seltene Danziger Trachten, s. Hirsch N. P. P. Bl. 1847, IV., S. 239–41 und Aug. Hagen dort S. 464—470.

Stellen. Denn keine unserer Städte hat den mittelalterlichen Charakter so treu bewahrt wie Danzig, und man muß es als ein Verdienst des Oberbürgermeisters v. Winter preisen, daß er denselben festzuhalten und zu pflegen gewußt.

Wer die spitzen Giebel der Dächer und Thürme überblickt, wenn er nach dem Thurme der Marienkirche blickt, erstaunt über das mannichfaltige, abwechselungsvolle Bild, das sich ihm bietet, überall Spitzen, die eine schlank, die andere in leichter Wölbung, hier ein kleines Dächelchen, dort Figuren überragend, bald ein Kreuz, bald ein kleines Thor auf der Spitze, jede Spitze verschieden hoch, aber alle Gebäude hart aneinander gerückt und die Giebel präsentirend, welche in Blenden und Fenstern eine wohlthuende Abwechselung bieten. Schmale Straßen, thurmhohe Häuser, fünf bis sechs schmale Etagen umfassend, überall vor den Thüren Treppenvorbauten, die als schmucke Sitze das fehlende Gärtchen ersetzen, an den Treppen alle möglichen Schutzvorrichtungen, bald große Steinkugeln, bald große oder kleine Messingkugeln — so geht es überall durch das unendliche Gewirre der Gassen. Zwar drückt sich der Verkehr, Lastwagen hemmen einander, der Fußgänger glaubt zuweilen in Gefahr zu kommen, aber man gewöhnt sich daran, und wenn der rege Handelsverkehr es erträgt, fühlt sich das Auge und der Sinn erfreut und wohlthuender berührt, als von dem ewigen Einerlei breiter Berliner Straßen. Der Hauptverkehr zieht sich auch durch die schöne, breite Straße, welche vom hohen und Langgassenthor nach dem langen Markte herabführt. Dieses ist die für Danzig am meisten charakteristische Verkehrsbahn; man nennt sie eine Gasse, aber sie hat die schönste Pflasterung in der breiten Fahrbahn vom Thor bis unten zum Wasser herab und zu beiden Seiten, breite doppelte und dreifache Fliesen sichern den hier fast wie unter den Linden Berlins regen Fußgängerverkehr.

Die Hauptpunkte sind der Artushof daran, der künstliche Brunnen in Nürnberger Art davor, Neptun aus dem Dreizack die Wasser strahlend (auf Veranlassung des Raths 1620 und 1621 von einem Schüler Adrian de Vries für 12,880 Gulden gefertigt

und am 9. October 1633 zuerst spielend, nachdem der Maurer Reinhold de Clerc das Fundament und der Bildhauer Wilhelm Richter den Grundbau vollendet hatte. Hirsch, N. P. Pr. Bl. 1852, S. 161—169). Ueber alles ragt das Rathhaus, welches stolz die Mitte ziert.

Wir haben in Altpreußen zwei Rathhäuser aus dem Mittelalter gerettet, welche noch heute Muster jeder Baukunst sind und jeden Bau- oder Kunstverständigen berauschen müssen, das eine hier, das andere in Thorn. Die Hauptstadt Berlin hat sich ein ehrwürdiges Rathhaus gebaut, dessen Hauptwerth in seiner inneren Einrichtung beruhen mag: das Aeußere, sein Thurm, die Façade kann sich mit keinem dieser beiden Rathhäuser messen. Steinbrecht hat in dem von ihm 1885 auf Veranlassung der technischen Hochschule zu Berlin herausgegebenen Prachtwerke „Thorn im Mittelalter“, S. 32, 35 und Tafel XII, welche neben Photographien des Danziger und des Berliner Rathhauses vorliegen, vollendete Abbildungen geliefert, deren Anblick jeden Kunstverständigen erfreuen muß. Wenn man diese drei Prachtbauten vergleicht, so muß man für den Unterbau dem Thorner Rathhause den ersten Platz einräumen. Die schlanken, vom Dach bis fast zur Sohle reichenden Lisenen, welche die Front neben dem Kopernikusdenkmal wie die Imitation eines Faltenvorhanges erscheinen lassen, geben der Façade einen hochkünstlerischen Ausdruck. Die vielen kleinen Thürmchen an den Ecken, in der Mitte der vierseitige starke Thurm, oben jetzt mit glattem Dache, von vier runden Thürmchen flankirt, drückt die Würde des mittelalterlichen Rathlebens aus. Aber der Thurm des Danziger Hauses, wie er so schmal viereckig durch drei Etagen in die Höhe steigt, dann, mit einem Wald von Thürmchen besetzt, immer schmäler wird, zur Rundung übergeht, einspringt, sich wieder zur Galerie erweitert und nun schlank in die Spitze ausläuft — man muß ihm künstlerisch doch vor dem Thorner Thurm den Vorzug geben; die Proportionen (fast noch einmal so hoch als der Unterbau, während der Thorner kaum die Höhe des Unterbaues erreicht) sind ohne Frage edler und kühner. Das Glockenspiel, das bei jedem Zeitabschnitte hell und klar vom Thurme tönt, klingt jedesmal wie Festgeläute.

Betreten wir dann den Artushof, so finden wir darin ein Bauwerk ganz verschiedener Art. Seine breite Façade, in drei colossale durch zwei Stockwerke steigenden Fenster getheilt, oben mit der Galerie und der siebensäuligen schmäleren Front, überall mit Figuren besetzt, deutet auf den praktischen Gebrauch, dem auch der hohe, mit mancherlei Schiffchen und Kunstwerken geschmückte, große innere Börsenraum dient.

Auf das Langgassenthor mit der breiten, oberen Galerie und den spitzen Giebeln und Thürmen darüber rückblickend, schreiten wir an der entgegengesetzten Seite durch ein correspondirendes Thor, in dessen weiten Räumen die naturforschende Gesellschaft ihre Alterthumsfunde und geologischen Proben aufgestellt hat, zum Wasser hinaus und sind erstaunt, in eine neue Welt, die der Schiffer, zu treten. Da wo die Dampfschiffe nach Westerplatte anlegen, zeigen sich höchst eigenthümliche alte Thürme, Blockhäuser und Krähne, welche lebhaft an Lübeck und an die Hansa, deren Comptoir Danzig war, erinnern.

Endlich erwähnen wir des renovirten Franziskanerklosters, in dessen unteren Räumen und Kreuzgängen die Stadt ihre Feste zu feiern pflegt, während in den oberen Etagen die Kunst ihre Stätte gefunden hat. Eine Menge schöner Gemälde, meist Copien, werden von den kunstsinnigen Bewohnern reichlich gewürdigt.

Um dabei des in der Marienkirche befindlichen „Jüngsten Gerichtes“ zu gedenken, so wird dieses schöne Altarbild, den heiligen Michael darstellend, auf der einen Seite die Hölle mit einer großen Zahl verzweifelter Gesichter, auf der anderen die seligen Blicke der im Paradiese Lebenden, wegen der Farbenpracht und der vielen verschiedenen Gesichtsausdrücke, zum Theil humoristisch gehalten, mit Recht bewundert. Dasselbe ist 1467 gemalt und wurde 1473 als Kriegsbeute hieher gebracht. Mit Unrecht wird van Eyk als Verfertiger genannt, es gehört einem seiner Schüler, wahrscheinlich Memling an.*)

Man genießt die Formenschönheit Danzig's nicht bloß bei

*) Handbuch der Kunstgeschichte von Springer, 1855, S. 277.

Tage, sondern vielleicht noch mehr, wenn des Mondes heller Silberschein darauf ruht. Dann wird man den Dichter verstehen, welcher dort 1842 sang:

Dunkle Giebel, hohe Fenstern —
Thürme tief aus Nebel sehn,
Bleiche Statuen wie Gespenster —
Lautlos an den Thüren stehn.
Träumerisch der Mond drauf scheinet —
Dem die Stadt gar wohl gefällt,
Als läg zauberhaft versteinert —
Drunten eine Märchenwelt.

Von ausgezeichneten Danzigern nennen wir den von Strehlke in der A. M. S. und von Momber in der Danziger Zeitung vom 7. Juni 1886 u. ff. gewürdigten Daniel Gabriel Farenheit (geb. zu Danzig, 24. Mai 1686), dessen wir bereits S. 300 als desjenigen gedachten, der dem von Galilei erfundenen Thermometer seine heutige Gestalt und Brauchbarkeit gab: ferner Joh. Philipp Breyn, 1680—1764, Arzt daselbst, der 1731 ein Werk über die Herstellung von Tinkturen aus Wurzeln schrieb; Jacob Theod. Klein, geb. 1685 zu Königsberg, der als Stadtschreiber zu Danzig ein zoologisches System gegen Linné aufstellte; Joh. Reinhold Forster, geb. zu Dirschau 1729, Theologen in Danzig 1751. Pfarrer in Nassenhuben 1753, ein großer Naturforscher, der nachdem er das Colonialwesen in Saratow untersucht hatte, Professor der Naturgeschichte und neuern Sprachen in England war, 1772 in Begleitung seines nachfolgenden Sohnes Cook auf dessen zweiter Reise um die Welt begleitete und als Professor der Naturgeschichte zu Halle 1798 starb; sodann dessen Sohn Joh. Georg Adam Forster, geb. 1754 zu Nassenhuben bei Danzig, der Beschreiber der Cook'schen Reise und excentrischen Revolutiono zu Mainz (cf. König, die Klubbisten in Mainz); weiter den Kunsthistoriker Schnaase, endlich den Oberbibliothekar zu Dresden E. W. Förstemann, geb. zu Danzig 1822, ausgezeichneter Sprachforscher, der das Altdeutsche Romanbuch, 2 Bde., geschrieben hat, wovon wir bei unseren Betrachtungen S. 11 u. 12, 81—84 u. 117 leider keinen Gebrauch machen konnten.

8. Joseph von Eichendorf.*)

Nicht der Geburt, aber dem Leben nach ist Eichendorf ein altpreußischer Dichter. Sein Herz wohnte in Danzig, zu dem er sich wie zur zweiten Heimath hingezogen fühlte.

Zu Lubowitz in Schlesien am 10. März 1788 geboren, war er fast überall ein Coätane und Gesinnungsgenosse Schenkendorf's; beide wählten die gleiche Laufbahn und endigten als Regierungsräthe. Die Lage des Schlosses Lubowitz, jetzt im Besitze des Herzogs von Ratibor, erweckte in dem stillen, sinnig empfindenden Knaben die Liebe zur Natur und selten hat ein Dichter ihre stille Wonne so warm empfunden und so anmuthig und wahr geschildert, als er. Wo findet sich dies schöner ausgesprochen als in dem von Mendelssohn gesetzten Liede, mit welchem er von Lubowitz Abschied nimmt: O Thäler weit, o Höhen — o schöner grüner Wald — du meiner Lust und Wehen — andächt'ger Aufenthalt!

Der Dichter bezog das Gymnasium zu Breslau, dann 1805 die Universitäten zu Halle und Heidelberg, um dort die Rechte zu studiren, wo er Achim von Arnim und Brentano kennen lernte. Später machte er umfangreiche Reisen durch Frankreich, auch Oesterreich, das ihm als Schlesier besonders zusagte und lebte dann eine Reihe von Jahren auf dem väterlichen Gute der Poesie. Doch sie genügte ihm nicht als Lebenszweck. Er trat 1811 in den österreichischen Staatsdienst zu Wien, wo er mit Fr. Schlegel in Verbindung trat. Die Befreiungskriege riefen ihn wie Schenkendorf und Körner zu den Waffen gegen den Erbfeind; er machte den Feldzug im Lützow'schen Corps mit, begegnete dabei Fouqué und Schenkendorf und trat dann 1816 in preußische Dienste. In den Jahren 1821—1824 lebte er als Regierungsrath zu Danzig, und fand hier in Danzig's Umgegend, in Oliva, Jäschkenthal und Zoppot und den Wäldern, die diese von Gott begnadigte Gegend umrahmen, den Naturgenuß wieder, den er in seinem väterlichen Lubowitz verlassen hatte. Von vielen seiner Lieder weiß man nicht genau, ob sie hier oder in Danzig's Umgebung entstanden sind;

---

*) A. M. S., X., 1873, S. 488—92, nach Robert Schück.

man ist geneigt und wohl auch berechtigt, das schöne Lied „In einem kühlen Grunde ꝛc.“ auf die damals als solche noch bestehende Thalmühle bei Zoppot zu beziehen. Gleichzeitig erwachte in ihm die Vorliebe für die Marienburg, die er öfter besucht und dort die Folianten des Pfarrers Häbler studirt haben muß. Vermuthlich hat er sich damit auf sein Drama „Die letzten Helden von Marienburg“ vorbereitet, hiermit indessen keinen Erfolg erzielt. Das Drama war nicht sein Feld, das deutsche Lied ist seine Domaine. Der Dienst rief ihn von Danzig ab. Als Schön, dem er öfter in Marienburg begegnet, 1824 das Präsidium Westpreußens mit dem von Ostpreußen vertauschte, nahm er ihn als Oberpräsidialrath mit, wo er bis 1831 blieb, dann wurde er als Rath in's Ministerium der geistlichen Angelegenheiten berufen und erfuhr darin das Schicksal, das manchen andern Patrioten damals traf. Er gerieth 1844 mit dem Minister v. Eichhorn in einen Conflict und dies veranlaßte ihn, seine Entlassung zu nehmen. Gleich zog es ihn wieder nach Danzig und er lebte dort als Pensionär 1843—1847, den Calderon übersetzend und die Wonne der Natur dort noch im rüstigen Mannesalter als Fünfziger genießend. Als seine Tochter sich nach Schlesien verheirathete, schloß er sich derselben an und verließ unser Ländchen, seine Tage 1857 auf seinem Gute Lubowitz beschließend.

Als Halbromantiker hat er seine Stärke in der Lyrik, dem Inhalte nach in Anschaulichkeit der Situationen, im feingefühlten mit der Stimmung der Menschenbrust harmonisch verbundenen Naturleben, der Form nach in der Melodie der Sprache. Dramatisches Leben und handelnde Figuren zu schildern und darzustellen, ist ihm versagt, — seine Schilderung stellt immer einzelne Figuren dar, die Scene ist in der Regel die Straße, der Wald — aber in vollendeter Weise versteht er es, wie Leixner treffend sagt, „die Stimmung des Herzens im Spiegel der Natur wiederzugeben und ist unübertrefflich, wo er ein sanftes Gefühl heiter oder traurig ausdrückt. In diesem träumerischen Hingleiten der Rhythmen liegt auch der Grund jener Sangbarkeit, welche fast alle seine Lieder auszeichnen.“ Seine Romanzen (der Wachtthurm, der Knabe, der

stille Grund, das zerbrochene Ringlein, der traurige Jäger, Meeresstille) erinnern an Uhland. Seine geistlichen Lieder sind viel freier und allgemein menschlicher gehalten als diejenigen Schenkendorf's, denen der Katholicismus weit mehr innewohnt. Für die Einweihung des großen Remters zu Marienburg am 20. Juni 1823 hat er seinen „Liedsprecher" gedichtet, den ein Freund des Dichters im Costüm der alten Liedsprecher dem Kronprinzen (später Friedrich Wilhelm IV.) vortrug. Ebenso dichtete er ein Lied, als die Kaiserin von Rußland die Marienburg besuchte. Wieder als v. Staegemann 1835 sein funfzigjähriges Dienstjubiläum feierte, ließ er sein „Preußenschiff" vom Stapel und als Heinrich Theodor v. Schön 1842 den preußischen Staatsdienst quittirte, feierte er ihn im Liede vom „braven Schiffer". Seine Wanderlieder sind reizend und voll Leben und die Abschiedstafel (1813) „So rückt denn in die Runde", die wir alle gesungen haben, unübertrefflich.

9. Oliva.*)

Eine Menge Klöster besaß das mittelalterliche Mönchsthum auch bei uns, doch war es wesentlich anders gestaltet, als im Reiche. Der Orden vertrat die Funktion desselben selbst, und war eben so wie die andern geistlichen Orden, Schildträger und Garde des Papstthums, von diesem großgezogen und mit Exemtion von der Landesgeistlichkeit direct unter die Befehle des Papstes gestellt. Nur in der Hoffnung des künftigen Nutzens unterstützte den Orden der Maria die päpstliche Hand und drohte ihm, wenn er des uneingedenk wurde.

Der Papst war weit ab und seine Macht verblaßte im Ordensland. Seine andern Trabanten waren Concurrenten des Ordens und diese hielt er kurz. Ohne seine Zustimmung durften sie keine Reichthümer gewinnen und deshalb blieben sie bei uns arm. Die

---

*) Nach Hirsch, N. P. P. Bl. 44, S. 1—73 und Baudenkmäler Westpreußens, S. 96—122 (Danzig, bei Kafemann, 1884 ff.) Um die Kunst- (und Handels-) Geschichte Westpreußens hat Hirsch hervorragendes Verdienst erworben.

Dominicaner oder Predigermönche gingen vor ihm bekehrend nach Preußen voraus, warben im Reiche für ihn Streiter und besaßen Klöster zu Thorn, Kulm, Elbing, Heiligenbeil, Rössel, Dirschau, Danzig; die Franziskaner Minoriten-Mönche hatten wie in Polen, so auch hier gute Dirnste geleistet und besaßen Klöster zu Braunsberg, Wartenburg, Wehlau, Kulm, Thorn, Neuenburg und Danzig; die Karmeliter in Danzig, die Augustiner Eremiten in Heiligenbeil und Konitz, die Karthäuser, welche allein im Marien-Paradies-Kloster zu Charthaus saßen — alle waren sie arm an Gütern dieser Welt und wenn auch die Hochmeister bei jedem Besuche ihnen Geschenke zufließen ließen, wenn ihnen auch regelmäßig jährlich 2 Mark gegönnt wurden und Ulrich v. Jungingen bestimmten Klöstern jährlich 30 Mark zubilligte, so lebten ihre Einsassen doch im Wesentlichen vom Betteln und die Dürftigkeit der Mönche blieb nicht ohne Einfluß auf ihre geistige Thätigkeit, die darniederlag und sie nicht anregte, wie sonst überall durch Klosterschulen auf den Unterricht des Volkes zu wirken. Nur zwei Klöster standen anders, die Cistercienser zu Pelplin und zu Oliva, die von den pommer'schen Herzögen vor der Ordenszeit bereits so reich mit Gütern ausgestattet waren, daß sie nicht nur selbst wohl situirt waren, sondern daß sie auch an Wissenschaften und Künste, Gewerbefleiß und Gartenpflege denken konnten. Sie ragen über alle unsere Klöster weit hervor.*)

Wohl nicht allein, weil der Oelzweig ein Zeichen des Friedens ist,**) sondern mehr, weil den Cistercienser-Mönchen des pommer'schen Klosters Colbatz bei Stargard die Anpflanzung des Oelbaums in unserm Norden gelungen sein mag, nannte der Abt des Hauptklosters bei der Visitation die im Schutze der alten Burg Danzig Anfangs des zwölften Jahrhunderts errichtete Zweigniederlassung voll Freude Oliva. Die Ordensregel verpflichtete sie, ein Gewerbe zu treiben und unsere Cistercienser wählten den Land- und Gartenbau. Die verschlungenen dunkeln Gänge, die hohen Wände, die Aussicht zur See, die Flüstergrotten und Wasserfälle, die uns noch

*) Voigt, Geschichte Preußens, Bd. 6, S. 756—764.

**) Wie Baudenkmäler Westpreußens, S. 96, angenommen

heute im Parke zu Oliva anheimeln, sind ihr Werk und auf den Bänken um den Springbrunnen haben wohl fünf Jahrhunderte hindurch Geschlechter aller Nationen Erquickung gefunden. Herzog Sambor von Pommern stattete das neue Kloster 1178 mit ziemlich bedeutendem Landbesitze und 7 Dörfern aus und sein Neffe Swantopolk verlieh ihnen zahlreiche Gerechtsame zur Erleichterung der Wirthschaft ihrer ausgedehnten Ländereien. Er sowohl, wie sein Nachfolger Mestwin II. und deren Gemahlinnen (cf. die genealogische Tabelle in Script. I, S. 796) ruhen in der Gruftkirche des Klosters. Doch kam das Kloster bei den vielfachen Kriegen mit den Preußen und dem deutschen Orden erst 1309, als dieser Pommerellen kaufte, zum Gedeihen und die 150jährige Ordensregierung war auch für diese Stätte die Quelle gedeihlichster Entwickelung.

Mönche und Halbmönche (Laienbrüder, Conversi) wetteiferten in der Pflege des Klosters und schon 1380 bestand dasselbe aus sieben — anfangs selbstverwalteten, später in Emphyteuse ausgegebenen Gütercomplexen, auf deren jedem die Bewirthschaftung zunächst von einer klösterlichen Curie unter einem Vogt oder Kornmeister geleitet wurde, und die neben den Wirthschaftsgebäuden auch eine Capelle, ein Refectorium und Zimmer zur Aufnahme des ganzen Convents enthielten. Drei dieser Curien lagen südlich, drei nördlich vom Kloster.

Im äußersten Süden lag die Curie Radostof (jetzt Rathsstuben) südlich von Dirschau bis Felgenau und Raykow reichend; daneben Mönchengrabin (im Gegensatz zu dem dicht daneben belegenen Herrengrabin), ein fruchtbarer Wiesencomplex, den das Kloster in 30jähriger Pflege aus einem ihm 1317 vom Orden geschenkten Sumpfe in Cultur gebracht. Westlich auf der Höhe die Curie Sukczin, welche auf einem Berge über der Kladau belegen, bis Praust, Langenau und Kohling reichte, im Norden Starin (jetzt Straczin), wo die Aebte seit dem 16. Jahrhundert ihren Sommeraufenthalt zu nehmen pflegten. Die Curie Most auf dem Plateau von Oxhoft (jetzt Breek), welche die mühlentreibende Sagorz mit ihren Schmelzöfen bewachte, endlich die Kurie Tuchow, welche die Höhen von Wittstock, Banin und

Barnewitz mit deren fischreichen Seen beherrschte. Die reichsten Anlagen bot das Kloster selbst nebst der unmittelbaren Umgebung. Wo wir jetzt gegen die See, die Saspe, den Strießbach, den Glattkaubach und die Fließe von Carlikau und Zoppot entlang kahle Felder sehen, war während der Ordenszeit dichter Wald, und alle diese Flüsse wurden zur Anlage von Wassermühlen und Eisenhämmern fleißig benützt. Danziger Bürger fühlten sich durch die balsamisch milde Luft, durch den Anblick des Meeres seit dem 15. Jahrhundert mächtig angezogen und bauten sich in Strieß und Zoppot ihre Lusthäuser, Hermann v. der Becke baute eine Mühle am Strießbach, Johann Connert 1540 den nach ihm benannten Conradshammer. Eisen- und Stahlhämmer dröhnten unaufhörlich durch das Thal, Aschbuden, Korn-, Säge- und Oelmühlen zogen eine große Menge Arbeiter an, die Sigismund II. August 1555 in seinen besonderen Schutz nahm. Eine Feuersbrunst 1350 und ein Hussitendurchzug 1433 vermochte den Wohlstand ebensowenig zu stören, als der Bürgerkrieg 1454—1466 und die sparsame Verwaltung des Abtes Muskendorf (1474—1488) holte diese kleinen Schäden schnell ein. Unter der polnischen Herrschaft beginnen die Bedrängnisse.

Dem Andringen der Polen und des Bischofs von Cujavien die Verbindung mit Colbatz aufzugeben, sich dem Bischof zu unterwerfen und die studirenden Mönche nach Krakau zu senden, leisteten die Mönche standhaft Widerstand. Da brach die Reformation über Preußen herein, und mehr wie unsere Burgen, tilgte sie unsere Klöster vom Boden. Gegen den Bestand Oliva's stürmten die preußischen Landstände, welche 1540 aus dem Vermögen des Klosters eine Landesschule errichten wollten, und andererseits die Danziger Patrizier, welche nach dem anscheinend herrenlosen Gute lüstern blickten. Der Mönche bemächtigte sich dumpfe Verzweifelung. Ihr letzter, freigewählter Abt, Lambert Schlieff, stammte aus diesen Kreisen und begann über das Klostervermögen wie über sein Privatgut zu verfügen, machte Schenkungen an die Danziger Dominikaner, an die evangelischen Armenanstalten daselbst; die Curie Most schenkte er seiner Schwester als Mitgift,

verschleuderte Grabiner Güter und soll mit der Danziger Regierung über den Verkauf des Klosters für 30,000 Gulden in Unterhandlungen getreten sein. Ihm erwuchs in Caspar Geschke, einem Konitzer Geistlichen, ein Concurrent, der mit Hilfe der polnischen Krone das Mönchsgut an sich reißen wollte und sich als Abt aufspielte. Bevor einer von beiden siegte, entsagte Lambert kurz vor seinem Tode zu Gunsten des Frauenburger Domherrn, N. Loka, der den Geschke vertreibt. Inzwischen ist die klösterliche Zucht erloschen, die Ordensregel vergessen, kaum 12 Mönche im Convente. Eine Geldanleihe 1561, bei welcher den Danzigern mehrere Feldklöster verpfändet wurden, verbessert die Anwartschaft der Danziger. Geschke gewinnt wieder die Oberhand, reizt den polnischen König Stephan Bathori gegen die Danziger auf und diese fallen 1577 über das Kloster her, dasselbe nebst einem großen Theil seines Waldes zerstörend. Der Woywode von Pommerellen setzte nach Geschke's Tode 1584 seinen Sohn Johann Kostka als Abt ein, nach dessen Tode durch den Einfluß des Bischofs von Cujavien ein preußischer Edelmann, David Konarski, Abt wurde, welcher 1590 durch den fanatischen Mönch Philipp Adler, die Jesuiten aus Braunsberg einbrachte. Diese nisteten sich hier ein und wirkten 30 Jahre, bemüht, das Klostergut an sich zu bringen. Der Bischof Rosdraczewski, welcher den Philippus zum Prior von Pelplin machte, wollte 1606 beide Klöster für die Jesuiten einziehen, was jedoch nicht gelang, weil Philipp selbst widersprach. Dieser legte Bibliotheken an, sammelte Geschichtsquellen und soll nach Hirsch der Verfasser des zweiten Bandes der Annalen von Oliva sein. Script. I, 649 ff. Nach Konarski's Tode wurde der Kanzler des Kujawischen Bischofs, Adam Trebnitz, 1617—1630 Abt, und eine Stütze des Klosters. Unter ihm überfielen 1626 die Schweden unter Gustav Adolph das Kloster, zerstörten seinen Gewerbefleiß und führten sieben Mönche als Gefangene nach Schweden mit. Unter den späteren Aebten ist Haki, ein Bürgerssohn aus Bromberg und eifriger Anhänger der Jesuiten, gleich seinem Bruder, dem Rector des Jesuitencollegs in Alt-Schottland, bemerkenswerth

durch seinen Eifer für die Propaganda (1683—1703) und durch die Errichtung einer Druckerei im Kloster für seine aszetischen Schriften (Sermones). Im 18. u. 19. Jahrhundert finden wir vornehme Herren, Carl von Hohenzollern, einen verabschiedeten Kriegsmann, 1782—1803, und Joseph von Hohenzollern, 1803—1836, als Aebte meist auf Reisen, oder in Starzin, ihre Einkünfte verzehrend, während der Convent den Gutsverwalter spielt und frei von allen jesuitischen Bestrebungen die Güter zu erhalten, zu verbessern, auch wohl, wenn sich's so trifft, zu vermehren sucht. In Hochwasser (Altae aquae) versammelt der Prior oft an schönen Sommertagen die Mönche zum gastlichen Mahl. In Grenzlau wird 1757 neben dem Maierhofe ein Vergnügungslocal für die Mönche, und in demselben Jahre im Klostergarten ein zweistöckiges Gebäude errichtet, in dessen unterm Stocke sich eine Pilkentafel, im oberen ein Billard befindet. Mit den Danziger Weinhändlern sind die Mönche stets gut befreundet, insbesondere mit Christian Knievel, der 1713 zwei Leuchter stiftet, und Heinrich Baumann, den sie 1741 als „Mitbruder des Klosters" ermächtigten, auf gelieferten Wein jährlich 1000 Gulden von einem Dahrlehn abzurechnen. Es gilt den Mönchen als eine unerhörte Beschränkung, die ihnen der Prior Rohrweder auflegt, daß sie sich allwöchentlich für ihren Tisch mit einem einzigen Ochsen begnügen sollen. Das Wohlleben läßt geistige Thätigkeit zurücktreten; 1745 wird die Buchdruckerei an die Jesuiten zu Braunsberg verkauft. Es erwacht, nachdem Bach das Orchester erfunden, Haydn dasselbe auf weltliche Stoffe angewendet, und Gluck endlich die Oper erfunden hatte, eine Vorliebe für die Tonkunst, und man nimmt vornehmlich nur musikalische Novizen auf, die das Lob Gottes in der Kirche durch einen Gesang- und Instrumentalchor feiern, besonders aus Böhmen holt man die Sänger. Es bestand 1750—1780 in Oliva ein aus Klosterbrüdern bestehender Sänger- und Instrumentalchor; Pater Michael glänzt als Orgelbauer, Pater Urban als Componist eines Requiems, Joseph Teymer als Harfenspieler, Pater Peter als Geiger, Pater Leopold als Bassist, Pater Raphael als Tenorist. Gleich nach der Occupation entzog Friedrich der Große durch

Cabinetsordre vom 1. November 1772 dem Kloster die Verwaltung und Benutzung seines Landgebietes und gab ihnen eine kleine Apanage. Während der Kriege 1807 und 1814 wurden die Klostergebäude von den Franzosen als Lazarethe benutzt. Die Mönche erhielten ihre Pension nur sehr unregelmäßig und befanden sich in großer Noth. Sie betrachteten es als eine Wohlthat, als die Regierung am 1. October 1831 das nur aus einem Prior und fünf Mönchen bestehende Kloster aufhob, die Mönche versorgte und die Gebäude dem Gebrauche der katholischen Gemeinde des Ortes überwies.

Der älteste Bau bis 1239 war ganz von Holz. Derjenige, welcher von da bis zum großen Brande 1350 bestand, hatte massive Ringmauern, Holzdecken und innen Holzbau. In seiner Glanzperiode 1350 bis zur Zerstörung durch die Danziger 1577 war auch die Decke der Kirche noch platt, erst bei der demnächstigen Restauration wurde auch sie mit Sterngewölben versehen, und im Wesentlichen so hergestellt, wie sie noch jetzt steht.

Wie bei den Burgenbauten des Ordens, ist die Kirche nur ein Theil der Gesammtanlage, und diese gliedert sich sehr ähnlich den Burgenanlagen.

Wie hier der Burg- oder Schloßhof den Mittelpunkt bildet, so ist auch in Oliva, wie in Pelpin der quadratische Klostergarten der Grundstock, um den sich die Anlage (Clausur) anreiht. In Oliva ist die Seite desselben etwa 25 Meter lang. Wir stellen uns mit dem Blicke nach Norden und haben rings um den etwa 2 Meter breiten, nach innen geöffneten, oben gewölbten, besonders im Nordflügel (parlatorium) geschmückten Kreuzgang, aus dem es rechts (im Ostflügel) in den 8 + 10 Meter großen zweisäuligen Kapitelsaal, darüber in das — verloren gegangene Dormitorium führt. In unserm Rücken (Süden) befindet sich im Garten im Anschluß an den Kreuzgang die Brunnencapelle mit der Olive, hinter dem Kreuzgang das auf drei Säulen ruhende, wohlerhaltene Sommerrefectorium (10 + 25 m), daneben die Kirche und ein kleines Winterrefectorium, zur Linken im Westflügel die Mariencapelle und endlich im Nordflügel neben dem Kreuzgange die imposante, dreischiffige Klosterkirche, im Kreuz gebaut, in der West-

wand (durch welche man jetzt eintritt) die imposante Orgel, ihr gegenüber im Abstande von etwa 90 Meter im Osten der Hochaltar, das Querschiff etwa 28 + 8 Meter, die Kirche mit den beiden Seiten ca. 15 Meter breit, rechts und links eine Reihe wohlerhaltener Altäre, im Uebrigen jetzt, schwerlich früher, ganz weiß getüncht. Uebrigens sind die Baulichkeiten der Clausur nur als Reste eines viel größeren Ganzen, als geretteter Stamm zu betrachten; man vergleiche damit den geretteten Bauplan des inzwischen auch zerstörten Klosters St. Gallen (Springer, Handbuch der Kunstgeschichte S. 156) und wird sich wundern, wie viel Baulichkeiten sich noch im Norden und Osten in Priesterwohnungen und Novizial-Kranken- und Badestuben anzuschließen pflegten.

Mit Ausnahme der ehemals schwerlich weiß gehaltenen Kirche bedürfen das Refectorium, der Kapitelsaal, der Kreuzgang und die andern Nebenräumlichkeiten, um heutigen Besuchern ansprechend zu erscheinen, dringend der Restauration.

Auf die große Zahl von erhaltenen Kunstgegenständen einzugehen, muß ich mir hier ihrer Mannigfaltigkeit halber versagen. Möge Niemand, der Gelegenheit dazu hat, diese herrlichen Bauten und den sie umgebendeu, fein gepflegten, hochansprechenden „großen Garten" mit eigenen Augen zu schauen und zu genießen unterlassen.

Karl Feyerabend, der den Garten etwa 1797 besuchte, schildert ihn in seinen kosmopolitischen Wanderungen*) dahin:

Der Garten ist der schönste in hiesiger Gegend und besteht aus zwei Abtheilungen, von denen die eine auf englische, die andere auf holländische Art angelegt ist. Die erste Abtheilung enthält vorzüglich viele geschmackvolle Veränderungen, und man findet fast alles dasjenige darin, was man sonst in größeren Gärten der Art antrifft: Einsiedeleien, japanische Tempel, chinesische Pagoden, Tartarus, Elysium**) und was sonst das Auge durch Abwechselung vergnügt. Doch ist das Terrain zu klein (?) und deshalb alles

*) Bd. 1, S. 211.

**) Alle diese Zierden fehlen jetzt.

zu sehr auf einander gedrängt. Eins zeichnet den Garten vor vielen aus, die mit ihm wetteifern wollen. Es ist folgendes:

„Der Garten mag ungefähr eine viertel Meile vom Meere entfernt sein. Nicht weit davon zwischen diesem Garten und dem Meere befindet sich ein dichter Wald, der bis an die See fortgeht.*) Dieser Wald liegt etwas höher, als der Garten und das zwischen dem Garten liegende Feld. Der Abt wünschte lange vom Garten aus eine ungebundene, freie Aussicht auf's Meer. Er ließ daher im Walde, gerade dem Haupteingange des Gartens gegenüber eine breite, bis an die See laufende Allee aushauen und bewirkte dadurch zugleich eine schöne optische Täuschung. Indem man nämlich mitten im Garten spazieren geht, sieht man wegen des etwas höher liegenden Waldes das zwischen Garten und Wald gelegene Stück Feld nicht, und es kommt dem Fremden so vor, als wenn eine schöne Baumallee sich von hier aus bis an's Meer erstrecke. Diese Täuschung dauert lange und ist äußerst angenehm."

10. Unsere Seebäder. (1885.)

Das Meer, dem unser Vaterland sein Dasein verdankt, hat denselben in früheren Jahren und noch jetzt seinen Hauptcharakterzug aufgedrückt, und ihm verdanken seine Bewohner die dem Sachsen, Thüringer und andern Binnenländern fremde Vorliebe zum blinkenden Wasser. Dieselbe ist nicht etwa eine Eigenart der gegenwärtigen Generation, sondern hat zu allen Zeiten bestanden. Die alten preußischen Häuptlinge legten ihre hölzernen Burgen mit Vorliebe auf den „Schloßbergen" an, welche ohne Unterschied hoch über einem sich darunter schlängelnden Gewässer vorgefunden werden. Die Ritter folgten diesem Vorbilde und legten ihre Burgen auch so an, daß sie durch Wasser darunter geschützt waren und auch die Bischöfe und Klöster folgten dem Zuge. Das Kloster Kadienen, die Burgen Balga, Lochstädt, Ragnit, Insterburg, Rössel, Rasten-

*) Der Wald ist nunmehr verschwunden und die kahle Ebene ist an seine Stelle getreten.

burg, Heilsberg, Bartenstein, Christburg haben alle ihre stolzen Häupter oder deren Ruinen auf Anhöhen über dem rauschenden Wasser. Zeiten und Menschen ändern sich und mit ihnen die Bedürfnisse. Doch trägt jedes Zeitalter sein Correctiv in sich. Mittelalter und Neuzeit bis zum Zeitalter Friedrich's des Großen zeigen uns kernige Menschen, welche den Körper scharf angriffen und ihn recht stramme Strapazen ertragen lehrten — und die menschliche Natur erträgt mehr, als man glaubt. Ritter und Bauer lebten hart, schlicht und einfach bei guter Hausmannskost. Sie waren dabei gesund und wurden alt. Allen war das Baden ein Hochgenuß, aber alle badeten warm in den Badestuben der Städte, der Burgen und auf dem Lande in den sogenannten Pirtsstuben. Heutzutage haben wir eine verweichlichte Generation, die sich vor jeder körperlichen Anstrengung scheut, vor jeder Zugluft hütet, Wollhemden und wollene Unterkleider, Pelze, Gummischuhe, Regenschirme trägt, dabei üppig lebt, viel von Krankheiten geplagt wird und früh dahinstirbt. Dieser ist eine Stärkung nöthig und instinktmäßig sucht und findet sie dieselbe in kalten Bädern.

Während aber bis in die Mitte dieses Jahrhunderts die Unpassirbarkeit der Wege unsere Vorfahren zur Seßhaftigkeit verurtheilte, haben die Chausseen und Eisenbahnen die Bevölkerung mobilisirt und den Zug der Reiselust geschaffen, dem jetzt alle Welt in den Sommertagen huldigt. Bei den Altpreußen hat sich diese Reiselust und die Vorliebe zu der kühlen Luft des Wassers zu einem neuen Typus des regelmäßigen Besuches der Bäder in dem schönsten, weitesten unbegrenzten Wasser, das wir haben, der Ostsee, verwandelt, in welchem wir Stärkung und Erholung suchen und finden. Die Binnenländer haben dieses Mittel erprobt gefunden, besuchen unsere Bäder auch schon recht zahlreich, und folgen, so viel es geht, uns in der Anlage derselben z. B. in Heringsdorf, Misdroi, Colberg, Stolpe. Von uns ging die Anregung dazu aus. In unsern Bädern ist die Natur wirklicher Gesundheitsbeförderer und der gesunde Sinn der Altpreußen hat sie als solchen erhalten und die Pest der Bäder, das Spiel, hier ganz ferngehalten.

Unser ältestes Bad ist Zoppot, welches 1823 von Dr. Haffner gegründet und von seinem Stiefsohne Böttcher und dessen Familie bis fast auf die Gegenwart geleitet ist. Ich habe es zuerst etwa 1842 oder 1843 als Knabe besucht und damals recht primitiv gefunden. In einem Planwagen fuhren wir hin und trafen hinter Dirschau bei Gischkau und Praust links in den Anhöhen dieselbe zweite Meeresküste, die wir in Mewe verlassen und welche von dort aus unser steter Begleiter zur Linken bis hinter Zoppot in Adlershorst blieb. Wir gelangten in die damals bereits wundervoll dunkele Olivaer Allee. Beim ersten Anblick hielt ich das brausende Meer für einen großen dunklen Wald am Horizonte. Nicht ganz leicht fand ich mich in die primitive, weißgetünchte Wohnstube mit dem Leinwandzelt davor, die als Häuschen für sich, wie die andern Wohnstätten der Badegäste in und an grüner Wiese von den schon damals in der Ausnutzung der Badegäste nicht unerfahrenen Fischern erbaut waren. Das alte Kurhaus, niedrig mit einem Säulengange davor und den schattigen alten Bäumen, war der anmuthigste Punkt. Jetzt wo ich es mehrere Jahre hintereinander besucht, hat man ein neues Kurhaus mit kahlem Garten gebaut, das weniger schön ist. Der eigenartige, weit in die See hinausgeführte Steg ist die beliebteste Abendpromenade, zu der im Halbdunkel der Sommernacht die Leuchten von Hela und Fahrwasser herüberblicken. Man sieht den Mond über die breite silberne Fläche des Meeres spiegeln und läßt sich, wenn das Meer wild tobt, fast trockenen Fußes vom Schaum der Wellen grüßen. Der Steg, den man in Colberg schlecht imitirt und in Cranz durch ein Bollwerk längs dem Strande ersetzt hat, ist seitdem verbessert und bildet den Glanzpunkt des Bildes. Auf seinen bequemen Ruhebänken träumt sich ganz eigenartig von der Großartigkeit der Natur und der Winzigkeit der Menschen und ihrer Thaten und man kann mit Seelenruhe über die Größe lächeln, in der sie sich erscheinen. Setzt Euch Perrücken auf und ellenhohe Socken, ihr bleibt doch, was ihr seid! Aehnliches muß wohl Eichendorf empfunden haben, als er hier dachte:

Die Welt treibt fort ihr Wesen
Die Leute kommen und gehen,
Als wärst Du nie gewesen,
Als wäre nichts geschehen.

Der eitle Tand, den besonders Frauen in diesem Seebade entwickeln, ist zuweilen auffallend; so manche von ihnen lebt für andere, selten eine für sich, darum ist die Seele auch so leer und das Herz öde und will mit Musik und rauschenden Vergnügungen gefüllt werden, wo die reine Natur den Geist von selbst zum Himmel und zur Andacht hebt. Und doch, was läßt sich Schöneres, Wertheres denken, als eine Frau, welche die Natur mit den Gaben ausstattete, die zur Liebe rufen, welche in andachtsvollem Sinne die Gnaden empfängt und fühlt, welche die Natur uns auf Schritt und Tritt erweist und die mit gleicher Liebe die Seele der Kinder erfüllt, das Herz des Mannes umrankt, nicht einmal wild in aufsteigendem Rausche, sondern still und sanft bis zum letzten Tage. In Eure Hand hat die Natur das Glück der Menschen gelegt, lebt für Euch und Eure Lieben, nicht für diese böse Welt, der nichts heilig, nichts rein ist. Dann wird Euch der Beruf, täglich dasselbe zu schaffen, leicht und erhaben erscheinen. Die sogenannten gesellschaftlichen Pflichten werden bei uns viel zu hoch, die Pflichten gegen die Familie zu gering geschätzt.

In das neu erbaute Kurhaus und zu dessen Vergnügungen strömt die Badewelt, der Wald im Hintergrunde liegt vereinsamt da. Nicht nur in Preußen, sondern in ganz Deutschland giebt es keinen schönern Wald als die Anhöhen hinter Zoppot. Ich will nicht reden von der Königshöhe, dem Kaiserstuhle, den die Cultur schon beleckt hat und nur erwähnen, daß man von jenem aus einen Blick auf die Villen, den Park und die See genießt, wie er weit und breit zu suchen ist, von dessen Reiz ein Sachse oder Württemberger keinen Begriff haben kann.

Ein Gang nach der Thalmühle neben den würzigen Nußbaumhecken der Parke — in meiner Jugend noch ein öffentlicher schattiger Gang, den die Habgier der Menschen in Privatbesitz genommen und sich getheilt hat — bis zur Thalmühle der Stelle,

an welcher Eichendorf gesungen haben soll. „In einem kühlen Grunde da geht ein Mühlenrad rc.“, dann wieder im alten dunkeln Gange bis zum murmelnden Wiesenbach vor Stolzenfels, ein solcher Gang gehört zu den größten Annehmlichkeiten des Lebens. Jenseits der Chaussee den Erdbeerberg, die Rolandsplatte, die Dreidamenkuppe, den Doppelblick das Bilderthal, den Weg zum großen und kleinen Stern, das Schäferthal und bis Oliva bei glühender Sonne im schattigen Grün zu durcheilen, labt und erhebt die Menschenseele wie Orgelklang.

O Thäler weit, o Höhen,
O schöner grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächtiger Aufenthalt!

Einer der größten Vorzüge Zoppot's ist die leichte Zugänglichkeit des Orts mittelst der Hinterpommerschen Bahn. Alle Stunden geht ein Zug von Danzig dorthin und zurück und man fährt kaum ½ Stunde. Dabei passirt man auf dieser Fahrt Gegenden von einer Naturschönheit, wie sie meines Wissens in dieser Frische und Fülle nirgends existiren. Da ist Oliva mit seinem alten wohlerhaltenen Kloster, dem großen fein gepflegten Garten — einem weiten Parke voll Blumen, Grotten, Wasserfällen, Springbrunnen, dunklen Alleen, hochgeschorenen Gängen, grünen Rasen, alten Bäumen, den feinsten existirenden Blumenanlagen, es ist ein Mustergarten, den Sanssouci zwar an Kunst übertrifft, an Naturschönheit aber lange nicht erreicht.

Dahinter setzt sich der Park als Waldberg mit den bequemsten Fahrwegen bis auf die Spitze des Karlsberges fort, auf welchem in meiner Jugend ein inzwischen verfallener Holzthurm stand, den die Munifizenz unseres Herrschers durch einen neuen weit leuchtenden Prachtthurm ersetzt hat, von dessen Zinnen man einen Götterblick hat. Zu unsern Füßen im dunkeln Grün die schwarzschiefrigen Zinnen des weißen eleganten Klosters, das die klugen und reichen Cisterciensermönche aus Colbatz bei Stargard hier gründeten und 1350 nach dem Brande prachtvoll aufbauten, rechts der Hafen von Neufahrwasser und die Thürme von Danzig,

weiter die Nehrung bis gegen Pillau, dann landwärts das Thal mit dem Eisenhammer zu unsern Füßen, links Zoppot, Adlershorst, vor uns Hela, das weite Meer, in der Regel im Sommer mit unsern Kriegsschiffen bedeckt, deren Schüsse bei Manövern die Luft erdröhnen lassen, ein Bild, dessen Beschreibung der Feder wie dem Pinsel gleich schwer ist und das nach dem Urtheil aller Kenner nur in Neapel seines Gleichen findet.

Weiter kommt an der Station Langfuhr das reizende Jäschkenthal, mit Zieglershöhe und dem gottbegnadeten Park auf den Höhen der Berge mit wohl einem Dutzend benannter Aussichtspunkte, von denen das Auge bald von rechts, bald von links in dasselbe Bild, das es einheitlich vom Karlsberge genossen, hineinschaut, als könnte es sich nicht davon trennen, bis es dasselbe zuletzt auf dem Kaiserstuhl, dem höchsten freiesten Punkte der Gegend noch einmal umfaßt und dabei zugleich die Weichsel bis zur Dirschauer Brücke und die Anhöhen ringsherum in seine Bewunderung einschließt. Die Danziger würdigen diese Schönheiten, indem sie die Zugänge zu denselben fein gepflegt und wohlgebahnt erhalten. Sie zeigen sich würdig des Geschenkes, das die Natur ihrer Pflege anvertraut hat.

Um mit den auswärtigen Badegästen nicht in zu nahe Berührung zu kommen, hat der echte Danziger, welcher nur Sonntags zum Concert in den Kurgarten Zoppot's kommt, für die Werktage sich in Neufahrwasser, Westerplatte und Brösen Separatbäder angelegt, die er eben so leicht und billig nach Belieben per Bahn oder zu Dampfer erreicht.

Diese Auswahl zwischen 3—4 Bädern, die leichten und billigen Verbindungen zu denselben, die Anziehungskraft von Jäschkenthal und Oliva sichern Zoppot für alle Zeiten die erste Stelle unter den preußischen Bädern, welche ihm nur gewisse Uebelstände schmälern, wozu ich die zum Nachtheil des Ortes noch immer festgehaltene Kurgasttaxe, den hohen Preis und die Beschränkung in der Waldpromenade rechne. Nicht die Kurgäste haben die Kosten der Promenaden, Gärten und des angestellten Personals zu tragen, sondern die Bevölkerung, die bloß von den Badegästen lebt

und bei sehr geringer Thätigkeit nicht selten reich, immer wohlhabend wird.

Ein zweites Bad, der Stolz und die Freude der Elbinger, ist Kahlberg, auf waldiger Nehrung ein abgeschlossenes Buenretiro, das nicht Jedermann leicht zugänglich ist, wie Zoppot, sondern erst durch eine 3—4stündige, zuweilen stürmische Wasserfahrt über's Haff erkauft werden muß. Es zählt daher auch nur so viel Hunderte von Badegästen, wie jenes Tausende (Zoppot hat jeden Sommer durchschnittlich 3—4000 Badegäste). Fichtennadelwald würzt duftig die Luft und tiefe Schluchten mit großen Farrenkräutern und einer Unzahl Blau- und Preißelbeeren laben den Spaziergänger mit ihrem tiefen Schatten. Weniger Bemittelte finden in dem dicht dabei belegenen Liep gleiche Erquickung und billiges Unterkommen in den frischgetünchten Wohnungen der Fischerbevölkerung, welche während der Badesaison im Schuppen auf Binsen des Haffes lagert. Ich habe mich mehrere Sommer als Knabe dort sehr wohl gefühlt. Aale des Haffes und Flundern oder Steinbutten der See liefern stets eine wohlschmeckende Kost. Kein Austern- oder Hummerfrühstück geht über eine frisch geräucherte Flunder, die eben der Räucherbude entnommen, in ihrem eigenen Fette träuft. Ihr weißes Fleisch ist so zart, saftig und milde, wie selten ein Fisch. Kaum hat man den Kaffee im lieben Kreis der Seinigen im Walde neben dem Häuschen, in Schlafrock und Pantoffeln eingenommen, so gürtet man sich mit einem Handtuche, schlürft die letzten Züge der Regalia, ergreift den weiten Strohhut und den einfachen Wanderstab und eilt quer durch den Wald, ein halb Kilometer weit,. übersteigt die steile Sanddühne auf den gereiften Brettern, die darüber gelegt sind, läßt die primitive Kleidung in der Strohbude am Strande und eilt in das kräftige Bad, das hier salziger und mehr wellenstark ist, als in Zoppot.

Zoppot ist ein klimatischer Kurort ersten Ranges. Kaum hat der Eisenbahnzug das Eisenbahnthor am „hohen Thor" verlassen, so strömt dem Ankömmling eine balsamisch feuchte Luft entgegen, die Lungenkatarrhe sofort dämpft und beschwichtigt. Diese Luft bleibt in Zoppot trotz aller Aenderungen von Wind und Wetter

fast stets constant dieselbe. Eben so ist das Seewasser von Mitte Juni bis Mitte September fast constant auf 15 Grad, mag der Wind kommen, wie er will. In Colberg fand ich bei starkem Nordost einen Abfall des Wassers bis auf 6—8 Grad, so daß es kniff. Am Tage darauf nach Zoppot zurückgekehrt, fand ich die See dort wieder auf 15 Grad, bei denen ich sie einige Tage vorher verlassen hatte. Rechts die Spitze von Neufahrwasser, links die Halbinsel Hela vor die Bucht gelagert, vermag der Wechsel von Wind und Wetter auf die Badestelle nur einen äußerst geringen Einfluß zu üben, weshalb es für schwächliche Frauen und Kinder keinen günstigeren Badeort geben kann, mag auch immerhin das sich mit der See verbindende Wasser der Weichsel den Salzgehalt des Bades abschwächen. Unsere anderen Bäder liegen dagegen ebenso frei, wie Colberg. Sie haben daher eine ebenso wechselnde Temperatur des Wassers, einen bedeutend stärkeren Wellenschlag und einen größeren Salzgehalt; alle übertrifft in dieser Beziehung Cranz, dessen Bad nahezu die Kraft der Nordseebäder hat.

Abgesehen von den Niederlassungen einzelner Badegäste aus gegenüberliegenden Orten in Neukrug (wo ich auch als Knabe einen Sommer bei einem lieben Verwandten, dem dortigen Pfarrer zubrachte und dem Genusse der saftigen Brombeeren und der in ihrer eigenen Sauce gedämpften Flundern obgelegen) und Polsk, wo die Braunsberger sich hinbegeben, gelangen wir nun nach Pillau, das zwar nicht viel von Badegästen besucht ist, aber nichts desto weniger alle Eigenschaften eines guten Badeortes besitzt, betreffs der Badeanlagen und des Seebades mindestens eben so gut ist, als das ein paar Kilometer davon entfernte Neuhäuser, das Refugium der Königsberger Rechtsanwälte, dasselbe aber an Abwechselung weit übertrifft. Denn neben dem herrlichen Park (Plantage) der zum Seebade führt, hat man die Abwechselung des Hafenlebens, sieht, wenn man sich in Ullmann's Colonnade setzt, jedes ein- und ausfahrende Schiff, was eine beständige Unterhaltung gewährt und erfreut sich stets trockenen Fußes des luftigen Spazier-

ganges auf der Steinmohle zum neuen Leuchtthurm, einer mit einem Fahrgeleise versehenen in Cement gefügten Via Appia, neben der in Manneshöhe unmittelbar sich anschließend eine gleiche Straße bis zur Leuchte in die See führt, für denjenigen, welcher sich für unsere Geschiebe interessirt, eine großartige Sammlung aller vorkommenden Sorten und Formen.

Etwa fünf Kilometer von Pillau liegt der Bahnhof Neuhäuser, von dem aus man zu dem mit allem Comfort ausgestatteten Bade gleichen Namens auf einem Wege über eine nicht bedeutende Anhöhe gelangt. Auf dieser befindet sich eine Triangulationsmarke, welche die Badeverwaltung nicht ohne Grund als Sitzplatz eingerichtet und mit einer Fahne geschmückt hat. Denn es ist der schönste Aussichtspunkt, den wir neben dem Karlsberge in Preußen haben und gewährt bei Sonnenuntergang ein so großartiges Panorama, daß es auch jeder Beschreibung spottet. Mit einem Blicke umfaßt das Auge die See und das von dunkeln Wäldern eingefaßte weite Haff; zu unsern Füßen Pillau, Neuhäuser, der Pilzenwald, vor uns die Nehrung und Balga's Ruinen, im Rücken die Kaporn'sche Haide, über welche die stolzen Thürme Königsberg's hinausschauen. Hell und dunkel, Wasser und Land können nirgend schönere Contraste schaffen. Ich habe einen Theil dieses Gemäldes noch von einer andern Seite zu erblicken, das Glück gehabt, wobei der Blick auf die See verschlossen blieb, nämlich von dem 80' hohen Aussichtsthurme, den einer der Aussteller der vorjährigen Ausstellung zu Königsberg im Garten der Flora errichtet und mit einem Fahrstuhle ausgestattet hatte. Hier war der Fernblick auf das Haff und Balga, sowie die dunkeln Waldungen der gedachten Haide gerichtet, es schlängelt sich der Pregel in's Haff, dort in der Ferne der Galtgarben, um uns herum der herrliche Garten mit der Ausstellung und weiterhin das saftige Grün der Wiesen des Pregelthals bis Spandienen, Schönbusch; im Hintergrunde durch die Hufenplantage verdeckt Königsberg. Aussichten auf große Städte, wie vom Rathhausthurme zu Berlin pflegen unschön zu sein, weil man nur Dächer sieht, hier trat Königsberg hinter das Grün der Hufen zurück.

Es war ein Panorama, wie man es nicht schöner zu einer ähnlichen Ausschau, wie das Sedanpanorama in Berlin, wählen könnte.

Wir kommen zu den samländischen Bädern, zuerst nach Warniken, mit dem großen hundertjährigen Parke, zugleich der Ruhestätte Gebauer's, der zuerst den Blick der Ostpreußen auf die Romantik des Samlandes gelenkt hat, mit der dunkeln Detroitschlucht und der wilden Gausupsschlucht, und von da nach dem lieblichen Rauschen, der ständigen Sommerfrische von Rosenkranz, Reusch und allen Hagen, Wichert, kurz, der Gelehrtenwelt unserer Universitätsstadt, die hier in stiller Abgeschlossenheit und ähnlicher Ungenirtheit, wie wir sie in Liep gefunden, ihr körperliches und geistiges Auge zu neuer Kraft auffrischten. Dann kommt Neukuhren, ähnlich wie Kahlberg schwer zu erreichen und darum dem Rausche lauter Weltfreuden entrückt, nur der „Birnbaum" ladet allabendlich die schöne Welt zum Tänzchen im Freien ein, und manches Paar hat unter seinem Schatten sein Glück gesucht und gefunden.

Es bleibt uns Cranz übrig, der Sommersitz der Kaufmannschaft der Metropole und Umgegend, dessen vorzüglichen Bades nebst des eigenartigen, als Promenade dienenden Bollwerkes wir bereits rühmend gedacht haben. Im Uebrigen ist davon wenig zu sagen. Die Warmbäder und die Parkanlagen lassen manches zu wünschen übrig, letztere insbesondere Trockenheit der Passage. In allen unsern Bädern wird der Regen bald von dem unterliegenden Sandboden aufgesogen und man geht, namentlich in Zoppot, eine Stunde nach dem stärksten Platzregen fast überall trockenen Fußes. Anders ist es in Cranz, wo der lehmige Untergrund dieses Absorbiren ausschließt, weshalb man, statt einfach Kies aufzuwerfen, durablere feste Wege in den Parkanlagen herstellen sollte, andernfalls die Gesundheit der Badegäste leiden könnte. In wenigen Wochen wird Cranz, das bisher eine entsetzlich langweilige Communication mittelst Journalieren, die fast vier Stunden brauchten, besaß, wie Zoppot mittelst Eisenbahn mit Königsberg verbunden sein und dann, namentlich an Sonntagen, von den Bürgern dieser

Haupt- und Residenzstadt zahlreicher besucht werden. Das Badeleben wird dadurch eher gestört als gefördert werden und nur an den Wochentagen seinen ungehemmten Kreislauf nehmen.

Schließlich sei noch das Refugium der Memeler, Schwarzort auf der Nehrung, erwähnt, das Kahlberg und Liep ganz ähnlich ist.

Ueberall ist die Natur schön. Ueberall hat man das Bedürfniß, sich an ihr zu laben und zu erquicken, im Norden, im Süden, in Neukuhren wie in Antium. Ueberall ähnelt sich die Natur, und man versteht es wohl, wenn Gregorovius bei Schilderung des italiänischen Refugiums der alten Kaiser und der Päpste an den Küsten von Antium entzückt ausruft (S. 124):

„Der ganze Zauber dieser einsamen und heimlichen Ufer von Antium hatte mich gefangen. Sie sind anmuthig, wie der baltische Strand meiner Heimath, und wenn auch unendlich schöner und von feinerem Wesen, so doch ihm manchmal ähnlich, und mehr als einmal habe ich an diesen gelben, felsenlosen Küsten ausgerufen: Das ist ja leibhaftig Neukuhren, Wangen und Sassau! Die baltische Küste und die lateinische verhalten sich so zu einander, wie ein schönes naturfrisches Volkslied zu einer klassischen Idylle des Theokrit."

Wir Altpreußen ziehen das naturfrische Volkslied, Reinheit und Kraft der Form und Farbe, die natürliche Gesinnung der Kinderseele, das reine, kräftige, einfache Naturleben aller Kunst, so sehr diese auch zuweilen bezaubert, doch ohne alles Bedenken immer und ewig vor. Nach dem grauen Himmel, unter dem seine Väter lebten, nach seinem Strande der Ostsee sehnt sich das Herz des Altpreußen, auch unter dem blauen Himmel Italiens oder auf den Wogen des Mississippi zurück.

Druck von C. G. Röder in Leipzig.

Synchronistische Tabelle.

Name der Brandenburgischen Herrscher.	Nr.	Name der Preußischen Hochmeister, Herzöge, Churfürsten und Könige.	Regierungszeit der Preußischen Herrscher.	Ereignisse.	Deutsche Kaiser.	Päpste.	Bischöfe im Ermland (nach Hennenberger).
				1096–1099 I. Kreuzzug. Gottfried von Bouillon. 1147–1149 II. Kreuzzug. Konrad III. und Ludwig VII.	Friedrich I., Barbarossa 1152–1190.		
Askanier 1134–1320.		**Zu Akkon:**					
Otto II., 1184–1205.	1	Heinrich Walpot von Bassenheim.	1191–1200	1189–1192 III. Kreuzzug. Eroberung von Akkon. Friedrich I. Richard Löwenherz. Das Hospital zu Jerusalem zum deutschen Orden erhoben.	Heinrich VI. 1190–1197.	1191–1197 Cölestin III.	
	2	Otto von Kerpen.	1200–1206	1203 Stiftung des Dominikanerordens. 1202–1204 IV. Kreuzzug. Lateinisches Kaiserthum, Balduin.	Philipp von Schwaben 1198–1208.	1198–1216 Innocenz III.	
Albrecht II., 1205–1220.	3	Hermann Barth.	1206–1210		Otto IV. 1198–1215.	1216–1227 Honorius III.	
		Zu Venedig:					
	4	Hermann von Salza. † zu Berlin.	1210–1240	1226 Reichsfürst. 1230–1283 Eroberung Preußens: 1231 Thorn, 1233 Marienwerder, Culm, 1237 Elbing, Schwertbrüder mit dem Orden verbunden.	Friedrich II. 1215–1250.	1227–1241 Gregor IX. 1243–1254 Innocenz IV.	1243–1261 Anselm, ein Graumönch, geringes Einkommen, nur 1 Mark Zins aus der Krausmühl bei Guttstadt; wohnt in Braunsberg. Als die Bberger. ihre Stadt verbrannten und nach Elbing zogen, zog er mit und starb daselbst 1261.
Johann I. und Otto III., 1220–1267.	5	Conrad von Thüringen.	1240–1252	1241–1249 Swantopolk von Pomerellen. 1252 Memel angelegt.	Konrad IV. 1250–1254. Wilhelm von Holland 1256.	1254–1261 Alexander IV.	
	6	Poppo von Osterna.	1252–1263	1253–1254 Samland, Otto III., Ottokar. 1255 Königsberg (Twangste).	Interregnum 1256–1273.	1261–1265 Urban IV. 1265–1268 Clemens IV.	
	7	Anno von Sangerhausen. † zu Trier.	1263–1275	1275 legte der Landmeister Conrad von Tierberg d. Ä. die Marienburg an.		1271–1276 Gregor X.	
	8	Hartmann von Heldrungen.	1275–1283		Rudolf von Habsburg 1273–1291.	1277–1280 Nicolaus III. 1281 Martin IV.	
	9	Burchard von Schwenden.	1283–1290	1288–1294 ließ der Landmeister Meinhardt von Querfurt die Nogat, Weichsel und den Elbing eindämmen.		1285–1287 Honorius IV.	
		Zu Marburg:					
Otto IV. mit dem Pfeil, 1267–1308.	10	Conrad von Feuchtwangen.	1290–1297		Adolf von Nassau 1292–1298.	1287–1294 Nikolaus IV.	
	11	Gottfried von Hohenlohe.	1297–1309	1306 Marienburg vergrößert. 1309 bezogen. (1307 Schwur auf dem Rütli.) 1309 die schweizerischen Waldstädte reichsunmittelbar. Tellsage und Schwur auf dem Rütli unhistorisch.	Albrecht I. von Oesterreich 1298–1308.	1294–1303 Bonifacius VIII. 1303–1304 Benedict XI.	Heinrich I. erhält von einem edlen Preußen Zompna ein Stück Land, darauf baut er den Frauenburger Dom auf. † 1360 zu Frauenburg.
		Zu Marienburg 1309:					
	12	Siegfried von Feuchtwangen.	1309–1312		Heinrich VII. von Luxemburg 1308–1313.	1305–1314 Clemens V. 1308 nach Avignon. 1312 Orden der Templer durch das Concil von Vienne aufgehoben.	1300–1326 Eberhard baut Wormditt, Heilsberg, Guttstadt. Kapitel baut Mehlsack. Stirbt in Frauenburg 1326.
Waldemar, 1308–1319.	13	Carl von Trier.	1312–1324	1315 Sieg der Eidgenossen bei Morgarten über Leopold von Oesterreich. 1322 Schlacht bei Ampfing. Schweppermann. Standbild der Jungfrau Maria. Annengruft.			1326–1328 Jordanus.
Heinrich, 1319–1320.	14	Werner von Orseln.	1324–1330		Ludwig der Baier 1314–1347. 1322 Müldorf. 1338 Kurverein von Rense.	1316–1334 Johann XXII. 1334–1342 Benedict XII.	1328–1334 Heinrich II. (Wagener). Stirbt in Frauenburg. 1334–1338 „vaciret" das Bisthum. Kapitel baut Rößel.
Bayern.	15	Luther, Herzog von Braunschweig.	1330–1335				1338–1350 Hermann von Prag. Dieser hat das Bisthum mit dem Kapitel getheilt; denn zuvor nahmen sie Rent, Zinsen und Einkommen zu hauff ein und theilten es darnach in 3 Part, 2 nahm der Bischof, 1 das Kapitel. Soll Neustadt, Braunsberg, Seeburg und Bischofsstein gebaut haben. Zu Frauenburg begraben.
Ludwig von Bayern, 1324–1351.	16	Dietrich von Altenburg.	1335–1341				
	17	Ludolf, König von Weizau.	1341–1345				
	18	Heinrich Dusemer von Arffberg.	1345–1351	1350 Zu der (1255–1262 zwischen Lübeck und Hamburg gestifteten) Hansa gehören 90 Städte von der Schelde bis Estland, darunter Magdeburg, Berlin, Thorn.	Karl IV. von Böhmen 1346–1378. 1356 Goldene Bulle. 1348 Universität Prag.	1342–1352 Clemens VI.	7) Friedrich? 8) Hermann?
Ludwig der Römer, 1351–1365.	19	Winrich von Kniprode.	1351–1382	1356 Goldene Bulle. Brandenburg wird Kurfürstenthum. 1361 Krieg gegen Waldemar IV. von Dänemark. 1370 Rudau, Henning, Schindekopf †.		1352–1362 Innocenz VI. 1362–1370 Urban V. 1370–1378 Gregor XI. 1377 nach Rom. (1305–1377: Babylonisches Exil der Päpste.)	9) —1355 Johann von Meißen hat Schloß Heilsberg abgebrochen und es herrlich aus dem Grund heraus gemauert, auch Seeburg und Rößel, die vordem aus Holz waren gebauet. Den Dom zu Frauenburg, der aus Holz war, angefangen zu mauern. 1353 hat das Kapitel Stadt Allenstein gebaut.
Otto der Faule, 1351–1373.	20	Conrad Zöllner von Rotenstein.	1382–1390	1386 heirathet Jagello Hedwig von Polen.	Wenzel 1378–1400.	**Schisma**	10) 1355–1373 Johannn von Leipzig baut die Schlösser Heilsberg, Seeburg, Rößel zu Ende. Streit mit dem Orden wegen Landesabtretung. Auf einer Tagfahrt in Elbing will Winrich von Kniprode ihn erstechen. Geht aus dem Lande. † 1375.
Luxemburg.	21	Konrad von Wallenrod.	1390–1393	1395 Marienburg vollendet.			
Karl IV., 1373–1378.	22	Conrad von Jungingen.	1393–1407	1398 Städtebund von Marienwerder. 1402 Neumark von Sigismund gekauft.	Ruprecht von der Pfalz 1400–1410.	in Rom: 1378–1389 Urban VI. 1389–1404 Bonifac. IX. 1404–1406 Innocenz VII. 1406–1415 Gregor XII. in Avignon: 1378–1394 Clemens VII. 1394–1417 Benedict XIII.	11) 1375–1401 Heinrich III. Legat Karl's IV. gewesen. Domstift Guttstadt gegründet. Stirbt in Heilsberg 1401.
	23	Ulrich von Jungingen.	1407–1410	1410, 15. Juli, Tannenberg.			
Sigismund, 1378–1415.	24	Heinrich von Plauen.	1410–1413	1411 I. Friede zu Thorn.	Sigmund 1411–1437. 1414–1418 Concil zu Constanz.		
Jobst von Mähren, 1388–1411.	25	Michael, Küchmeister von Sternberg.	1413–1422	1415 Die Hohenzollern erwerben die Mark.		Das Concil von Pisa wählt als dritten Papst den Alexander V. 1409–1410. Johann XXIII. 1410–1415 durch das Concil von Constanz abgesetzt. Gregor XII. dankt ab.	12) 1401–1415 Heinrich IV. Heilsberg, Dr. jur. Wird von Heinrich von Plauen verfolgt und seiner Güter beraubt. Auf Fürbitte des Königs von Polen restituirt. Orden mußte ihm 24,000 Mark Entschädigung zahlen. † 1415.
Hohenzollern.	26	Paul von Rußdorf.	1422–1440	1440 Eidechsenbund (Johann von Baisen).	Habsburger. Albrecht II. 1438–1439.		
Friedrich I., 1415–1440.	27	Conrad von Erlichshausen.	1440–1450				
		Zu Königsberg:					
Friedrich II. Eisenzahn, 1440–1470.	28	Ludwig von Erlichshausen.	1450–1467	1455 Neumark verkauft an Friedrich II. Eisenzahn. 1453–1466 13jähriger Krieg. 1457 Marienburg verloren. 1466 II. Friede zu Thorn. Westpreußen. Ermland an Polen. Ostpreußen: Polnisches Lehen.	Friedrich III. 1440–1493.	1417–1431 Martin V. 1431–1447 Eugen IV.	13) 1415–1425 Johann Abzieher. † in Heilsberg.
	29	Heinrich Reuß von Plauen.	1467–1470			1447–1455 Nicolaus V. 1455–1458 Calixtus III.	14) 1424–1457 Franz Kuhschmalz von Rößel. Zu seiner Zeit war der große (13jährige) Krieg, dessen sie ihm auch große Schuld gaben. Er zog hinaus, die Fürsten aufzubringen; stirbt in Breslau 1457.
Albrecht Achill, 1470–1486.	30	Heinrich Reffle von Richtenberg.	1470–1477	1473 Hausgesetz der Hohenzollern.		1458–1464 Pius II. (Äneas Sylvius.)	
	31	Martin Truchses von Wetzhausen.	1477–1489			1464–1471 Paul II.	15) Aeneas Sylvius (seit 1458 Pius II.). 16) 1467 Paul von Lehendorff.
Johann Cicero, 1486–1499.	32	Hans von Tiefen.	1489–1497	1492 Die Entdeckung Amerikas.	Maximilian I. 1493–1519.	1471–1481 Sixtus IV.	17) Vincenz Kellebaza, ein Pole.
	33	Friedrich, Landgraf von Thüringen.	1497–1511			1485–1492 Innocenz VIII.	18) Albert Opporowski.
	34	Markgraf Albrecht von Brandenburg.	1511–1525	1525 Säcularisation Preußens. 1525 Vertrag von Krakau. (Die katholischen Ritter ziehen nach Mergentheim in Franken.) 1524–1525 Bauernkrieg in Schwaben und Franken.		1492–1503 Alexander VI. 1503 Pius III.	19) Nicolaus von Thüringen. Casimir III. wollte von ihm nichts wissen, weshalb der Pfaffenkrieg entstand. Martin Truchseß steht Nicolaus bei. Stirbt 1489 in Heilsberg.
		Herzöge.					
Joachim I. Nestor, 1499–1535.	1	Albrecht I.	1525–1568	1526 Bauernaufstand in Samland. Reformation. 1544 Universität Königsberg. 1539, 1. Nov. Joachim II. evangelisch.	Karl V. 1519–1556.	1503–1513 Julius II. 1513–1521 Leo X.	20) 1489–1512 Lucas Wazilrode von Thorn, wo er auch stirbt. 21) 1512–1523 Fabian von Lusiainen. † in Heilsberg.
Joachim II. Hektor, 1535–1571.	2	Albrecht Friedrich.	1568–1618	1569 erhält Joachim II. von Brandenburg auf dem polnischen Reichstage die erste Aussicht auf Preußen. 1572 Bartholomäusnacht.	Ferdinand I. 1556–1564.	1522–1523 Hadrian VI. 1523–1534 Clemens VII. 1534–1549 Paul III.	22) 1527–1537 Moritz Ferber von Danzig. 23) 1537–1547 Johann de Curys, sehr beredter Mann.
Johann Georg, 1571–1598.		Vormund { Georg Friedrich von Jägerndorf.	1577–1603	1598 Edict von Nantes.	Maximilian II. 1564–1576.	1550–1555 Julius III. 1555–1559 Paul IV.	24) 1549–1550 Tiedemann Giese von Danzig.
Joachim Friedrich, 1598–1608.		Vormund { Joachim Friedrich.	1603–1611		Rudolf II. 1576–1612.	1559–1565 Pius IV.	25) 1551–1579 Stanislaus Hosius von Krakau, hat die Jesuiten nach Braunsberg geschickt.
		Kurfürsten.					
Johann Sigismund, 1608–1619.	1	Johann Sigismund von Polen, belehnt.	1611–1618	1613 Die Kurfürsten von Brandenburg treten zum reformirten Bekenntniß über. 1618 Preußen fällt an Brandenburg.	Matthias 1612–1619.	1566–1572 Pius V.	26) 1579–1589 Martin Cromerus. Andreas Bathor.
	2	Georg Wilhelm.	1619–1640	G. W. stirbt in Königsberg.	Ferdinand II. 1619–1637. Ferdinand III. 1637–1657.	1572–1585 Gregor XIII. 1585–1590 Sixtus V.	
		Zu Berlin:					
	3	Friedrich Wilhelm I. (Der große Kurfürst).	1640–1688	1648 Westphälischer Friede. 1656 Vertrag zu Labiau mit Schweden. 1657 Vertrag zu Welau mit Polen. 1675 Schlacht bei Fehrbellin.	Leopold I. 1658–1705.	1590 Urban VII. 1591 Innocenz IX. 1590–1591 Gregor XIV.	
	4	Friedrich III. (Kurfürst).	1688–1701	1701 Preußen Königreich.		1592–1605 Clemens VIII.	
		Könige.					
	1	Friedrich I. (18. Januar).	1701–1713	1713 Friede zu Utrecht. 1720 Friede zu Stockholm.	Joseph I. 1705–1711.		
	2	Friedrich Wilhelm I.	1713–1740		Karl VI. 1711–1740.		
	3	Friedrich II. (der Große).	1740–1786	1742 Friede zu Breslau. 1745 Friede zu Dresden. 1763 Friede zu Hubertusburg. 1772 Erste Theilung Polens.	Maria Theresia 1740–1780.		
	4	Friedrich Wilhelm II.	1786–1797	1793 Zweite Theilung Polens. 1795 Dritte Theilung Polens.	Franz I. 1745–1765.		
	5	Friedrich Wilhelm III.	1797–1840	1806 Schlacht bei Jena und Auerstädt. 1807 Friede zu Tilsit. 1809 Aufhebung des deutschen Ordens.	Joseph II. 1765–1790.		
	6	Friedrich Wilhelm IV.	1840–1858		Leopold II. 1790–1792. Franz II. 1792–1806.		
	7	Wilhelm I. { als Prinzregent.	1858–1861				
		als König.	Seit 1861		Wilhelm I. 18. Januar 1871.		
		als Deutscher Kaiser.	Seit 18. Jan. 1871.				

Polen

unter den Piasten (840—1370), christlich gegen 1000; im Kampfe mit Deutschland, dem deutschen Orden und Rußland. Letzter Piast Casemir der Große. Kurze Vereinigung mit Ungarn unter Ludwig dem Großen 1370—1382. Ludwig's jüngere Tochter vermählt sich mit dem Litthauerfürst Jagello, der nach der Taufe den Namen Wladislaus führte. Polen und Litthauen vereinigt unter den Jagellonen 1386—1572, von der Ostsee bis zu den Karpathen und dem Schwarzen Meer. Polen Wahlreich 1572—1791. Könige: Heinrich von Anjou, Stephan Bathory von Siebenbürgen. Drei Wasas: Sigismund III., Wladislaus III., Johann Casemir bis 1668.